This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

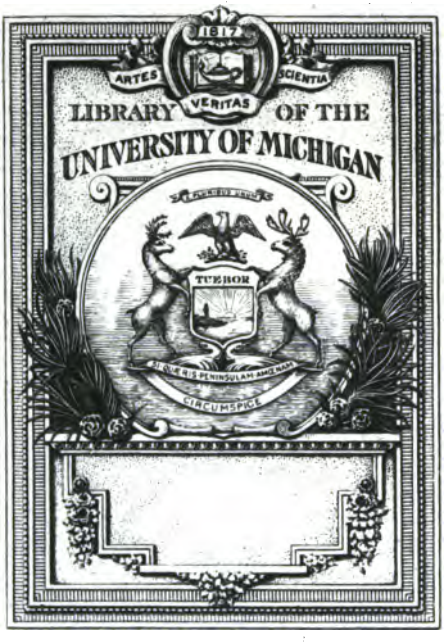
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 927,393


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
M521
v.2

Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Schwarzgelb.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1871.

Schwarzgelb.

Roman

von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1871.

Zweites Buch.

Aus der Emigration.

Zweites Buch.

Aus der Emigration.

German
West.
5-28 40
41028

Erstes Kapitel.

Führt den Leser in das Paris des Staatsstreichs.

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem die Scenen, die wir soeben erzählt, sich zugetragen hatten.

Der Staatsstreich vom zweiten December war vollbracht und der als unbedeutend verschrieene, schattenhafte Präsident der französischen Republik eine mächtige Gestalt geworden, welche mit einem in ganz Europa wiederhallenden Schlage im äußersten Vordergrund des politischen Welttheaters in hellster Beleuchtung stand. Im Lager seiner damaligen Freunde und Bewunderer in allen Ländern galt er als der reactionäre Hercules, welcher der riesigsten und bösartigsten unter den Schlangen der Revolution, der französischen, soeben den Kopf abgeschlagen und mit dieser Heldenthat allen Nachbarstaaten das Signal gegeben hatte, den Kampf gegen den Zeitgeist im Innern bis in alle Consequenzen mit gesichertem Rücken aufzunehmen und die alte Willkürherrschaft in nackter Form ohne jedes angenehm täuschende Beiwerk patriarchalischer Einkleidung für ewige Zeiten wieder aufzubauen. Aber aus demselben Grunde, aus welchem der Heros des Staatsstreichs gefeiert wurde, mußte er bei der Gegenpartei als der verhaßteste Mann gelten, insofern, als sich ja von seinem Siege der Tod aller politischen Hoffnungen auf lange hinaus datirte. Dem vom Volke Erwählten war der Abfall von seinem Ursprung am wenigsten zu verzeihen und von seiner Seite der Wetteifer mit anderen Despoten der abscheulichste und unerträglichste. Dieser Haß, dem es ohnehin an Nahrung nicht mangel-

wurde von den ausländischen Freunden des Staatsstreichsmannes noch künstlich geschürt und Louis Napoleon wahrhaft als Blitzableiter verwendet, um die häusliche Unzufriedenheit der einzelnen Unterthanen theilweise auf das französische Oberhaupt abzuleiten. Die Kluft zwischen ihm und dem liberalen Element wurde zum Abgrund, an dessen Ausfüllung nicht zu denken war, und es hatte den Anschein, als ob er selbst, aus Stumpfsinn oder Verachtung, diesen Abgrund täglich mit eigener Hand erweitere und aushöhle. Alle seine Regierungsmaßregeln trugen in dieser und der nachfolgenden Zeit das Gepräge einer entsetzlichen Härte an sich, ohne daß er es jemals der Mühe werth gehalten hätte, deren Nothwendigkeit der Welt oder seinem eigenen Lande durch eine Darlegung näher zu rücken. Gleichsam unsichtbar, in einem eisernen Schweigen verharrend, schleuderte er seine Blitze herab; in seiner Regierungsweise war nichts Persönliches und Menschliches zu entdecken, sondern nur eine Herrschsucht, welche ihrem eigenen abstracten Begriffe Alles als Mittel unterordnete und sich selbst die blutigen Opfer darbrachte. Seine Handlungen schienen die Schöpfung einer allgewaltigen Autorität zum alleinigen Zwecke zu haben, welche die Corruption, den religiösen Fanatismus und eine zu prätorianischen Cohorten herabgesunkene Armee als Grundlage anerkannte und die geistigen Mächte des Fortschritts und der Bildung als feindlichen Gegensatz betrachtete. Der unfruchtbare, aber gigantische Egoismus, welcher aus einer, um einen solchen Preis festgehaltenen Herrschaft hervorleuchtete, erfüllte endlich mit einem tödtlichen Froste alle Gemüther, so zwar, daß sich der anfangs glühende Haß langsam abkühlte und in eine dumpfe, herzerstarrende Antipathie überging.

Louis Napoleon war der Moloch der Monarchie. Welche Hintergedanken seine unheimlich verschlossene Seele erfüllt, und welche Umwälzungspläne im Stillen die Stunde der Ausführung abgelauert haben mochten, die damalige Anschauung der unter seinem Drucke mittelbar und unmittelbar berührten, seufzenden Völker war nicht ungerecht, nicht zu hart. Seinem Auftreten und Verhalten fehlte ja sogar die Entschuldigung, daß er ein eigentlich angeerbtes Recht vertheidige, oder eine

der schweren Zeitaufgaben erfülle, welche die Geschichte zuweilen auf die Schultern selbst wohlwollender Regenten legt, die sich dann plötzlich, gegen ihre Natur, zur Strenge genöthigt sehen. Er berief sich zwar auf Beides, aber mit geringem Erfolge, denn durch seine ganze Vergangenheit war nur ein maßloser Ehrgeiz als der Bewegungsnerv aller seiner Unternehmungen documentirt.

Die Völker haben zu allen Zeiten die Concentrirung einer zu großen Macht in der Person des Herrschers mit Mißtrauen und Besorgniß angesehen. Hier, in diesem Falle blickten sie mit Verzweiflung empor, denn die an Willkür streifende monarchische Unbeschränktheit erinnerte an das Vorgehen eines kriegführenden Generals, welcher eine eroberte Provinz als rechtlos erklärt und diesen Ausnahmezustand verewigt.

Man hat sich zu allen Zeiten in ein strenges, Alles bevormundendes Regime gefunden und dem Machthaber die höchste Gewalt gegönnt, wenn derselbe deren Bedürfniß zu großen, ungewöhnlichen Thaten rechtfertigte. Louis Napoleon hatte jedoch keine dieser höheren Rücksichten, ihm den Despotismus zu verzeihen, angeregt, gerade im Gegentheil sein gespenstiges Schweigen zu verschiedenen Malen gebrochen, um die Erwartungen der Welt in dieser Hinsicht absichtlich zu enttäuschen. Friede, Entwickelung der materiellen Interessen waren seine Losungsworte, der Inhalt aller seiner Ansprachen, ein Programm, das im Ohre der Zuhörer mit seiner Ohnmacht und seinem Wunsche, die einmal errungene Gewalt zu genießen, eine synonyme Bedeutung hatte. Wer konnte sich etwas von ihm versprechen, da er selbst nichts versprach, von dem Manne, der kurz zuvor verhöhnt, als Unfähiger erklärt worden, durch blindes Volksvertrauen und auf den Schultern halbvermoderter Coterieen emporgestiegen war, mit allen Despoten auf dem besten Fuße zu stehen strebte und von diesen nur als unvermeidliche Nothwendigkeit des Augenblicks geduldet und in allen officiellen Blättern gleichsam als oberster Polizei-Chef des aufrührerischen Frankreich belobt und gerühmt wurde.

Mit den Augen der damaligen Epoche betrachtet, konnte

er keine Berechtigung haben, lang beſeſſene, als unantaſtbar geltende Rechte der Nation umzuwerfen und zu uſurpiren, am wenigſten die Entſchuldigung der Genialität. Wozu ſammelte er ſo gewaltige Kräfte in ſeiner Hand an, wenn er nur den Handel und die Künſte des Friedens beſchützen wollte? Man wußte von ihm nur mit aller Beſtimmtheit, daß er auf die Kaiſerkrone losſteuere, deren Beſitz bei der ſchon erlangten Macht nur ein Puppenſpiel ſeiner ſouveränen Hoffart ſein konnte.

Hier war es, wo ihn der Schatten ſeines Onkels, von welchem er ſo weit emporgetragen worden war, mit ſeiner ganzen zermalmenden Erhabenheit drückte. Es galt als eine unanfechtbare Thatſache, daß der einzige Weg zur Krönung in der Notredamekirche über Arcole, Lodi und Marengo führe, nicht über Satory und die Barrikaden; aber Napoleon „der Kleine" hielt, unbekümmert um das Gemurre und das Pfeifen der verwunderten Zeitgenoſſen, ſeinen Einzug in die altfranzöſiſche Kathedrale und ließ ſich die Krone aufſetzen. Was bei Napoleon I. die urſprüngliche That eines außerordentlichen Mannes geweſen, erſchien hier wie eine mechaniſche Nachahmung, eine leere Formalität, die Niemand erſchüttern konnte und deren Tragweite mit der Schöpfung eines neuen Hofes abgeſchloſſen war. Es ſchien ſich nur um neue Titel, um Fragen der Etiquette, kurz, um die Gleichſtellung mit den benachbarten Souveränen zu handeln. Das einzige perſönliche Verdienſt, auf welches der neue Kaiſer ſeinen Thron ſtützte, war die von ihm vindicirte Rettung der Geſellſchaft — eine Phraſe, überall mit Ironie aufgenommen, da er vielmehr ſeinen Ehrgeiz geſättigt und ſeine Anhänger, ja ſich ſelbſt, gerettet hatte.

Paris befand ſich um die Zeit, in welcher wir den Faden unſerer Erzählung wieder aufnehmen, noch immer in der größten politiſchen Aufregung, welche ſich je nach der Parteifarbe verſchieden kundgab. Die Reaction, in deren Schooße die Conſervativen und Klerikalen thronten, ließ ihrem Uebermuth den Zügel ſchießen, entrollte ihr lang verſteckt gehaltenes Panier und ließ es luſtig in den Lüften flattern, während ſie den Ueberwundenen ein provocirendes Vae victis! zurief. Die

revolutionäre Partei dagegen hatte ihre Hoffnungen nur vertagt. Mit stummem Ingrimm betrachtete sie die Willkür ihrer Bedränger und lachte sich mit einem sich selbst in's Gesicht schlagenden Pessimismus bei dem Gedanken in's Fäustchen, daß der Präsident bei seinem immer weiteren Vorgehen in der Nachäffung seines Onkels sich endlich ganz lächerlich und ganz unmöglich machen werde. Sie betrachtete die Energie, die die neue Regierung bei der Wiederherstellung und Aufrechthaltung einer eisernen Ordnung entfaltete, als einen rohen, gemeinen Bajonnettensieg, durch welchen das gewonnene Terrain nicht auf die Dauer werde occupirt werden können, ohne die Langmuth des Landes auf die gefährlichste Probe zu stellen. Man täuschte sich fürchterlich! Die Niederlage einer mächtigen Partei, wie die liberal-demokratische in diesem Lande, muß entscheidend und ungeheuer gewesen sein, wenn sich sagen läßt, daß ihr nur die Schadenfreude blieb, welche der Unterlegene bei dem wirklichen oder vermeinten Mißbrauch des Sieges empfand. In solchen Gemüthsstimmungen liebt man es, das Schwarze noch schwärzer zu malen, und glaubt endlich die eigenen Hyperbeln. Man wünscht dem eigenen Lande, daß der Druck, der darauf lastet, sich immer und bis in's Unerträgliche mehre und begrüßt jede noch kommende Gewaltmaßregel als Bundesgenossin seines Hasses, aber man ist tief bestürzt, sobald ein Regierungsact erscheint, welcher bei der allzeit zur Versöhnung und zum Vergessen geneigten Masse des Volkes Anklang finden könnte.

Louis Napoleon's damaliges Regime war wenig bemüht, derartige Bestürzungen bei der Gegenpartei wachzurufen, sondern bot im Gegentheil täglich neuen Anlaß, eine Uebergipfelung und ein rasches Umschlagen der neuen Gewalt zu erwarten, allerdings eine Aussicht, welche, wie man heute beurtheilen kann, nur eine lockende Falle der ärgsten Selbsttäuschungen für die Pessimisten war.

Böse Wünsche richten kein Unglück an. Sie betäuben denjenigen, der sie hegt, aber dem Glücklichen, den sie betreffen, schaden sie nicht. Indessen warb und besoldete der neue Selbstherrscher, anscheinlich stumpf für alle Manifestationen seiner Unpopularität, ein ganzes Heer von Polizeibeamten

und Spionen, welche in geistlichen und weltlichen Gewändern, im bandgeschmückten Fracke und in gemeiner Blouse alle Schichten der Gesellschaft durchforschten und über die Tagesstimmungen umständliche Berichte abzustatten hatten. Wahrhafte Inquisitionsgerichte, an keine Form gebunden, in größter Heimlichkeit thätig, richteten bloße Gesinnungen nicht selten mit derselben Strenge, mit welcher höchstens erst die daraus entsprungenen Handlungen hätten gerichtet werden können. Diese Institute der „allgemeinen Sicherheit" verbreiteten ein unheimliches Gefühl der Rechtsunsicherheit selbst in denjenigen Kreisen, welche dieselben ehemals im Augenblicke der Gefahren gepriesen hatten. Was dabei aber ganz besonders an die Inquisitionsgerichte erinnerte, war der stricte Zusammenhang aller Polizeibüreaus des Festlandes, das unheimliche Zusammengreifen aller Sicherheitsorgane ohne Unterschied des Stammes und der Zunge, welches durch die Solidarität aller Staaten gegen den gemeinsamen Erbfeind bedingt war. Es muß mit einer bittern, schmerzlichen Ironie gestanden werden, daß es dem philanthropischen Geiste der Brüderlichkeit bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen ist, in irgend einer Branche ein so energisches und freudiges Zusammenwirken unter so verschiedenartigen Nationen, wie Europa sie enthält, auf die Dauer zu erzielen, als es damals die europäische Polizei zu Stande gebracht, um ihrer unheimlichen Thätigkeit den tiefsten Nachdruck und den idealsten Umfang zu geben. Soweit hatten es die Freimaurer nie gebracht! Wer an der Neva verpönt war, konnte sich auch an der Donau keiner willkommenen Aufnahme erfreuen, und mochte er an einem nordischen Strande oder an den Ufern des Mittelmeeres spazieren, überall war er von einem allsehenden Auge begleitet und einem finstern Geiste gefolgt, der die unsichtbare Schlinge über dem verfehmten Haupte hielt, immer bereit, das Opfer im Interesse der fremdesten Potentaten zu fassen.

Paris hatte zwar auch damals nicht aufgehört, aus altem traditionellen Herkommen den Proscribirten aller Länder ein Asyl zu bieten, aber es war selbstverständlich, daß ihr Aufenthalt durch eine Masse von Vorsichtsmaßregeln belästigt und an die scrupulöseste Einhaltung aller gesetzlichen Bestimmungen

gebunden war. Jeder noch so unbedeutende Aufruhr, der in letzter Zeit in Europa stattgefunden, hatte seinen Beitrag zu dem dort befindlichen Contingent von Flüchtlingen geliefert. Die Ueberwachung dieser Emigration, unter welcher sich die waghalsigsten, durchtriebensten und wildesten Köpfe befanden, war keine leichte Bürde für die Ordnungsmänner der Pariser Polizeipräfectur; aber man muß gerecht sein und anführen, daß auch die meisten auswärtigen Regierungen eine Menge von Spionen besoldeten, um ihre ehemaligen Unterthanen mitbewachen zu helfen.

Unter den Flüchtlingen, die gegen Ende des Jahres 1852 in Paris lebten, gab es eine Masse höchst obscurer Menschen, um welche sich eigentlich Niemand, kaum die Polizei, kümmerte und welche verschollen und vergessen ihr tägliches Brod schwer oder gar nicht zu verdienen wußten. Paris hatte zu viel eigene Opfer, um die Nöthen dieser Leute allzu warm zu empfinden. Die Emigration hatte freilich auch ihre Größen und Berühmtheiten, welche allerdings geachtet und bis zum Uebermaß gefeiert wurden, aber der große Troß vermochte sich nicht lange auf der Oberfläche des Interesses in dem Strome der Weltstadt zu erhalten, da die bloße Brod- und Heimathlosigkeit ohne sonstiges romantisches Lüstre auf die Dauer eher erkältend als erwärmend auf die menschliche Phantasie wirkt.

Im Spätherbst des genannten Jahres machte indeß ein junger Italiener von etwa dreißig Jahren viel von sich reden. Zwar erinnerte sich Niemand, seinen Namen in den Blättern gelesen zu haben, aber seine Obscurität hatte durch seine ganze Persönlichkeit und eine gewisse bizarre Armuth den romantischen Schleier des Räthselhaften, wenigstens des Sonderbaren und Auffallenden über sich. Dennoch schien ihm nichts ferner gelegen zu sein, als die öffentliche Aufmerksamkeit herauszufordern. Er bewohnte ein kleines Haus in der Rue Saint Jacques, ging selten aus, und das auch nur, um Einkäufe oder kleine Spaziergänge zu machen, zeigte sich zuweilen in einem kleinen Café, das unfern von seiner Wohnung gelegen, vermied jederzeit lärmende, besonders fashionable Straßen, wie die Boulevards, ohne aber dabei irgendwie eine ängstliche

Scheu zu verrathen, den Augen der Menschen entgegenzutreten. Es war Wahl oder Bedürfniß vollständiger Zurückgezogenheit.

Dieser Mann, der sich um Niemand kümmerte, wurde plötzlich der Gegenstand von vielen Gesprächen und Vermuthungen, kurz ein pikantes Interesse des Tages, während Andere, die um jeden Preis hervorstechen wollten, für die Welt nicht vorhanden blieben. Hier aber, da die aufgeregte Aufmerksamkeit einmal auf ihn gefallen war, interessirte man sich für jede Kleinigkeit, jedes hingeworfene, sonst ganz unbedeutende Wort, erweiterte erfinderisch dieses Wort zu einem ganzen Satze und dichtete aus dem Satze eine ganze Fabel, die den Italiener zum Helden hatte. Eigentlich wußte kein Mensch etwas Gewisses über ihn, aber gerade darum war er interessant, denn er ließ die Phantasie fesselnos und das Wunderbarste versprechend über sich dahinschweifen.

Daß er ein ungewöhnlich schöner Mann, war das einzige Unbestreitbare und Unbestrittene an seiner Persönlichkeit, die einzige, von allen Zungen verbürgte Thatsache; doch ob er so heiße, wie er sich nannte, war schon minder gewiß. Er war auf der Flüchtlingsliste in der Polizeipräfectur als Chevalier Negroni eingetragen, doch das war noch lange kein Beweis, daß dies sein wirklicher Name sei.

Er hatte eine hohe, hagere Gestalt, langes, tiefschwarzes, gelocktes Haar und das schönste, edelste Antlitz, dem man je begegnen kann. Seine Augen übten eine seltsame Anziehungskraft aus, daß man, wie unwillkürlich gezwungen, ihrem Besitzer gut sein mußte. Sein Gesicht hatte jenen sanften, elegischen Typus, wie ihn byzantinische Maler zuerst dem Bilde des Erlösers gegeben, und so zeigte der Kopf des Chevaliers im Verein mit dem langen Haar und dem starken Vollbart die größte Aehnlichkeit mit dem Christuskopfe, jedoch nur dann, wenn er ruhig, stumm, in seiner halb apathischen, halb oberflächlich heitern Stimmung war.

Der Ausdruck wechselte nämlich in einer kaum glaublichen Weise, so zwar, daß man einen andern Menschen vor sich zu sehen meinte, wenn seine Züge aus irgend einer unbekannten Ursache belebt erschienen, oder auch nur durch die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand oder durch stille Theilnahme an

einem in seiner Nähe geführten Gespräche aufgeregt waren. Er selbst ließ sich nie auf ein Gespräch ein. Häufig angesprochen, antwortete er kurz, weltmännisch, mit schnell verfliegendem Lächeln, entfernte sich aber sofort, wenn er merkte, daß er in eine Unterhaltung tiefer verwickelt werden könne. In diesem Zustande der Belebung war sein Gesicht auffallend ein anderes. Eine energische Anspannung schien seinem weichen Ausdrucke eine zugespitzte Härte, einen gedankenschweren, ja bösen Ernst zu geben, während aus dem klaren, durchsichtigen Braun seiner Augen gleichsam metallische Funken auftauchten und wie zündend auf die Zuschauer sprühten.

Es war begreiflich, daß ein solcher Mann sich in keinem Kreise zeigen konnte, ohne das Aufsehen der Umstehenden zu erregen. Mit diesem interessanten Aeußern stimmte auch sein Anzug zusammen, welcher, die Tagesmode verachtend, in einem talarähnlichen Mantel mit weiten Aermeln bestand.

Er war schon einige Monate vor dem Staatsstreiche nach Paris gekommen; aus seinen Lebensgewohnheiten war zu ersehen, daß er sich in ziemlich bedrängten Verhältnissen befinden müsse. Im Café beschränkte er sich darauf, ein Glas Zuckerwasser oder eine kleine Portion Eis zu sich zu nehmen, und auf die Frage, wo er zu Mittag esse, gab er zur Antwort, daß er gewohnt sei, sein Essen selber zu kochen.

In der That war er auch schon oft gesehen worden, wie er des Morgens mit einem Körbchen auf den Markt einkaufen ging.

Als ein anderes Mal die Frage an ihn gestellt worden war, warum er solche Bagatellen nicht von den Hausleuten besorgen lasse, gab er zur Antwort: Das Alles thäte sonst meine Schwester, aber sie ist krank.

Abends, wenn er das Café in der Rue St. Jacques verließ, begab er sich regelmäßig einige Gassen weiter zu einem Italiener, der in einem tragbaren Apparat gebratene Kastanien feil hielt, und kaufte für einige Sous Maroni. „Dies," sagte er einmal, als er die Düte in die Tasche seines weiten Talars einsteckte, „ist unser Nachtessen! Paris ist theuer; man muß sich einzuschränken wissen!"

Dagegen bemerkte er bei einer andern Gelegenheit über

die eingekauften Kastanien von freien Stücken: „Für meine Schwester! Sie hat eine Leidenschaft dafür, wie ein kleines Kind!"

Da inzwischen Negroni in immer weiteren Kreisen bekannt geworden war, lieferten diese Beobachtungen einen neuen Stoff zu Vermuthungen, welche das Interesse an ihm wieder auffrischten, ja auf den eigentlichen Gipfelpunkt brachten.

Es gab Leute, welche hinter seiner Art und Lebensweise eine schmerzliche, poetische Idylle verhüllter Dürftigkeit, mit Resignation getragener Entbehrung und aufopfernder Geschwisterliebe erblickten. Die Zahl der Spottvögel aber war größer, welche, trotz Negroni's ernstem Wesen, in dessen Tiefe sich ein Unglück ahnen ließ, an die Schwester nicht glaubten, sondern ihr die Existenz eines Liebchens substituirten, und es wurde irgendwo lachend bemerkt, daß man ein Mädchen gern kennen lernen möchte, welches sich im heutigen Paris mit gebratenen Kastanien aushalten lasse.

Von da an hatte man sich mit der Schwester Negroni's auf das Lebhafteste zu beschäftigen angefangen. Man war aber auch neugierig, sie zu sehen; nach dem Aussehen des Bruders zu schließen, durfte man eine blendende Schönheit erwarten. Allein der Anblick des Mädchens wurde Niemandem zu Theil. Negroni erschien immer allein. Es läßt sich denken, daß das Gerücht sich zu allerlei Deutungen veranlaßt fühlte, welche nicht immer schmeichelhaft ausfielen, aber gewöhnlich mit dem Charakter des Ungewöhnlichen und Geheimnißvollen geschmückt waren.

Ein Pariser Feuilletonist, der jeden sich ihm darbietenden Stoff schnell zu verwerthen pflegte, brachte um diese Zeit eine Skizze in einem Journal, in welcher beinahe Jedermann, der Negroni kannte, einen flüchtigen und nur leicht verschleierten Lebensabriß des räthselhaften Mannes zu sehen glaubte. Der Chevalier war nach dieser Darstellung der armgewordene Monte-Christo und seine Schwester die schöne Griechin Haydée. Nach unglaublich stürmischen Schicksalen in zwei Welttheilen habe er endlich Schiffbruch gelitten und sitze gegenwärtig,

aller Habe beraubt, an dem nackten Riff in der Rue St. Jacques angeklammert.

Die biographische Aufhellung, die die genannte Skizze enthielt, war wirklich gering und eigentlich danach angethan, das Dunkel, das über Negroni schwebte, noch mehr zu verstärken und nach der Lüftung des Geheimnisses noch lüsterner zu machen.

Seit Monaten wollte man die interessante Schwester sehen und war täglich enttäuscht, wenn Negroni ganz allein wie gewöhnlich seines Weges dahergekommen war. Da sich der Italiener Niemandem näherte, war es ganz unmöglich, ihn nach der geheimnißvollen Unbekannten zu fragen, selbst wenn man die Grenze der Bescheidenheit hätte überschreiten wollen.

Einmal, auf die Frage, warum er mehrere Tage im Café gefehlt habe, sagte er: „Meine Schwester befindet sich besser, beinahe ganz wohl, und da gehe ich nicht aus. Man kann nicht in liebenswürdigerer und geistreicherer Gesellschaft sein."

Diese Antwort setzte in Erstaunen; man hätte erwartet, daß ihn in diesem Falle Niemand am Ausgehen hindere, und umgekehrt, daß er bei einem Bedenken erregenden Zustande seiner Schwester an's Zimmer gebunden sei.

Darauf erwiderte Negroni ganz kurz: „Wenn meine Schwester krank ist, ist ihr die Nähe jedes Menschen lästig, sie fürchtet das leiseste Geräusch, und da unsere Wohnung sehr klein ist, kann ich mich, ohne zu stören, fast gar nicht zu Hause aufhalten, denn nur gänzliche Einsamkeit, Dunkelheit und die vollständigste Ruhe stellen die Arme wieder her."

Er war fortgegangen, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Immerhin war auch diese Krankheit räthselhaft. Welches Leiden konnte man meinen? Man rieth auf äußerst heftige Migrainen, Eclampsie, Katalepsie, Hysterie, Somnambulismus, ja sogar auf Mondsüchtigkeit. Es ließ sich nicht in Abrede stellen, daß alle Umstände, die sich bei diesem Geschwisterpaare vereinigten, für die Neugierde der Menschen etwas sehr Anziehendes und höchst Problematisches hatten.

Hatte sich auch Negroni nie an einem Gespräche betheiligt, so ging doch aus seinen ungesucht hingeworfenen Bemerkungen hervor, daß man es mit einem nicht alltäglichen Manne zu

thun habe. Er schien ganz Europa durchreist zu haben. Kam die Rede auf die Orientalen, so sprach er über sie, wie wenn er unter ihnen von Kindesbeinen an gelebt hätte. Als sich einmal ein Spanier des Namens einer Seitenstraße in Madrid nicht gleich erinnerte, half er ihm sogleich darauf. Wie in der Geographie, so war er in der Kenntniß der Zeitgeschichte zu Hause, doch Alles, was er darüber hinwarf, trug den Stempel des Selbstgeschauten und Erlebten. Auffallend war es, wie er oft über zwei dem Orte nach weit auseinanderliegende, gleichzeitig spielende Ereignisse mit der Miene eines Augenzeugen zu sprechen schien. Er erzählte z. B. einen Zug aus der Belagerung von Ofen unter Görgey, den nur Einer anbringen kann, welcher damals auf den Anhöhen von Pesth mitgestanden, und ein anderes Mal einen seiner Unfälle während der Vertheidigung Roms unter Garibaldi gegen die Franzosen. Da diese zwei Kriegsereignisse fast gleichzeitig vor sich gegangen waren, hätte man Negroni's Angaben für Charlatanerie halten müssen, da er doch nicht, wie weiland der heilige Dominicus oder Franz Xaver, allgegenwärtig sein konnte, wenn die Art, wie er stets zu Worte kam, nicht gar so einfach und ungesucht und das, was er erzählte, so wahr, aus der Situation selbst herausgewachsen gewesen wäre. Dergleichen Dinge kamen im Großen und Kleinen häufig vor. Da aber auf Negroni einmal der Schein des Geheimnißvollen lag und ein schmerzliches Etwas auf sein ganzes Wesen ausgestrahlt war, ließ man das Räthselhafte lieber räthselhaft und war eher geneigt, es durch eine mysteriöse Annahme noch zu steigern, als daß man ihn der Aufschneiderei beschuldigt hätte.

Eines schönen Tages, hieß es, sollte der Chevalier mit seiner Schwester in den elyseeischen Feldern, in der Nähe des Arc de l'Etoile, im Wagen gesehen worden sein. Die Kutsche war ganz offen und fuhr im langsamen Schritt, wie das einer ausfahrenden Reconvalescentin angemessen. Unter solchen Umständen hatte man sie bequem betrachten können. Alles war entzückt, wie über ein Wunder von Schönheit. Sie hatte unter den zahlreichen Fußgehern und eleganten Flaneurs einen Sturm von Beifall erregt.

Als man dies am folgenden Tage Negroni erzählte, gab er ganz bestimmt mit großer Verwunderung zur Antwort: „Eine Irrung! Meine Schwester ist wieder seit vier Tagen sehr krank.“ Man zerbrach sich den Kopf auf's Neue, zu welchem Zwecke Negroni eine Thatsache leugne.

Einige Wochen später ereignete sich Folgendes: Eine junge Dame, offenbar eine Italienerin, erregte ihrer ungewöhnlichen Schönheit wegen in der italienischen Oper großes Aufsehen. Niemand kannte sie. Im Zwischenact, als alle Augen und Gläser auf sie gerichtet waren, grüßte sie Jemanden unten im Parquet mit auffallender Vertraulichkeit. Die Blicke fuhren unwillkürlich nach dem Glücklichen, dem der Gruß gegolten. Es war ein schöner Italiener in einem talarähnlichen Mantel — Negroni. Er hatte soeben in die Loge hinaufgesehen. Einer der Nachbarn, der den Chevalier kannte, bemerkte: „Die Dame ist wohl Ihre Schwester?“

„Meine Schwester ist krank!“ gab Negroni zur Antwort. „Wie kommen Sie darauf?“

„Entschuldigen Sie,“ sagte der Herr, „ich schloß es aus dem freundlichen Gruße, welchen Sie erhalten und erwidert haben.“

„Ich?“ fragte Negroni lächelnd. „Ich habe den alten Herrn, oben — den mit der Perrücke und der blauen Brille — gegrüßt.“

Dieses Räthsel mit der Schwester, das sich täglich mehr verwirrte als löste, trieb einige Herren aus dem Café, wo sie Negroni zu sehen pflegten, zu dem Schritte, sich in das benachbarte Haus in der Rue St. Jacques zu begeben und zu versuchen, beim Concierge etwas Positives zu erfahren, um aus dem Nebel der Gerüchte und Fictionen endlich auf einen realen Boden zu kommen.

Sie erfuhren dort in Kürze Folgendes:

Der Concierge nebst Frau hatten Fräulein Negroni nur zweimal gesehen, und zwar zum ersten Male, als sie mit dem Bruder vor ungefähr fünf Monaten ankam, um die Wohnung zu beziehen. Es war Mittagszeit. Die junge Dame war nach der Beschreibung groß und in der That von hoher Schönheit. Als die Leute gleich darauf von ihrer Erkrankung er-

fuhren, die eigentlich mit kleinen Pausen noch immer andauerte, wären sie sehr erstaunt gewesen und hätten hin und her gerathen, welcher Krankheit ein so blühendes, gesund aussehendes und lebenskräftiges Wesen verfallen sein könne. Aber die ganze Lebensweise der beiden Geschwister sei eigenthümlich geblieben. Der Portier und seine Frau seien nie zu einer Dienstverrichtung hinaufgerufen worden und hätten nie einen Anlaß gehabt, hinaufzusehen, weshalb sie folglich das Fräulein nie wieder zu Gesichte bekommen, außer vor etwa vier Wochen und zwar zum zweiten Male, als sie mit ihrem Bruder nach langer Zeit eine Ausfahrt gemacht, um frische Luft zu schöpfen. Erst in später Dämmerung waren Beide wiedergekommen. Die Schwester, wahrscheinlich von der Luft sehr angegriffen, war ganz hinfällig und saß, wohl in einem ohnmachtähnlichen Zustande, ohne ein Zeichen von Leben da. Sie hatte den talarähnlichen Mantel ihres Bruders über sich, bis weit über den Kopf geworfen, daß man sie wie für vermummt halten konnte, als sie Negroni sachte aus dem Wagen heraushob und sie lautlos, die Leute bei Seite winkend, über die Treppe hinauftrug...

Seitdem war sie nicht wieder gesehen worden.

„Es sind höchst sonderbare Leute, wie sie uns noch nicht in unserer langen Praxis vorgekommen sind," schloß der Concierge sein Bericht.

Zweites Kapitel.

Macht uns näher mit dem Chevalier Negroni bekannt.

Ein kleines Café, vis-à-vis vom Passage du Diable, war um jene Zeit der Vergnügungsort vieler österreichischen Flüchtlinge, von welchen die meisten, um ihr Leben zu fristen, Correspondenzen für liberale Zeitungen schrieben. Landsmann-

schaft und Aehnlichkeit der Schicksale und des Erwerbes kettete sie vorübergehend im fremden Lande an einander, wo sie ohne Stütze und Verbindungen geblieben wären, wenn nicht Einer zum Andern gehalten hätte. Sie kamen da somit nicht allein zum Zeitvertreib, sondern aus einem unausgesprochenen, aber factischen Bedürfnisse wechselseitiger Hülfeleistung zusammen. Da wurden alle Nachmittage Stellen gesucht und ausfindig gemacht, literarische Pläne geschmiedet, Klagen über die politische Weltlage und den täglich einschrumpfenden Liberalismus deutscher Blätter ausgestoßen und en passant kleine Schulden contrahirt. Die ganze Sorte dieser Leute führte im Uebrigen ein ganz harmloses Leben, das nur in den Augen einer überängstlichen oder verfolgungssüchtigen Polizei für gefährlich gehalten werden konnte.

Auch der Journalist Grauwak, dem Leser aus der Wiener Schenke „zum ewigen Licht" bekannt, kam täglich dorthin. Er war noch immer der Pariser Correspondent des „Donaureichs", das seit Doctor Schmey's heimlichem Uebertritt eigentlich in das Lager des Grafen von Thiebold segg gehörte.

Häufig, aber nicht täglich, erschien dort auch ein anderer Flüchtling, welcher dann regelmäßig, ohne sich um die Uebrigen zu kümmern, an Grauwak's Seite saß — Bruno Haldenried. Beide hatten sich erst in Paris einander angeschlossen; in Wien hatten sie sich nur vom Sehen gekannt, obwohl Grauwak, wie wir wissen, Mitarbeiter eines Journals war, welches Bruno's Onkel zum Gründer hatte.

Bruno hatte sich seit seiner Flucht von Kraßnitz mit Ausnahme einiger Ausflüge in die Umgegend und die nächsten Seestädte immer in Paris aufgehalten. Wie es ihm gelungen, aus seinem Verstecke zu entfliehen, als die Hände des Freiherrn von Rack beinahe schon nach ihm griffen, wird später aufgehellt werden, bis die Zeit gekommen, welche den Schleier von jener merkwürdigen und räthselhaften Nacht abwerfen und die nackte Gestalt aller mitspielenden Vorfälle auf der Kraßnitzer Brücke im Tageslicht zeigen wird.

Bruno, glücklicher als Grauwak und die meisten der vom Sturm der letzten Jahre Mitverschlagenen, hatte nicht nöthig, sich um die tägliche Existenz zu plagen. Er wurde von seinem

alten Onkel auf das Freigebigste unterstützt und konnte seine Zeit sich und seiner Ausbildung widmen. Er that es auch mit vollem Ernst. Die höhere Richtung seiner Natur setzte ihn nicht der Versuchung aus, sich blind in die Genüsse der großen Weltstadt zu stürzen, welche ihm doch alle zu Gebote standen.

In eigentlichen Flüchtlingskreisen war er wenig zu sehen, er bewegte sich vielmehr in einer ganz entgegengesetzten Welt von Bekanntschaften, ohne jedoch die Treue seiner politischen Ueberzeugungen, welche durch Unglück noch fester und leidenschaftlicher geworden waren, durch eine dieser Berührungen in Frage zu stellen, ohne aber auch, wie Andere, in dem alten Ideenkreise stecken zu bleiben, über welchen das geschichtliche Leben selbst hinauszugehen begann.

Eines Nachmittags saß er mit Grauwak, dem er nicht allein als Gesinnungsgenossen, sondern auch als geistreichem Kopf anhing, in dem Café beim Passage du Diable ganz allein an einem Tische nahe dem Fenster, während weiter hinab um die Beiden eine zahlreiche Gesellschaft sich am Billard, mit Dominospiel und eifriger Unterhaltung belustigte.

Sie sprachen von Doctor Schmey und seinem Journal. Grauwak's Beschwerde, daß ihm in letzter Zeit die besten Artikel durch Redactionsstriche entmannt oder ganz verflacht würden, hatte dazu die Veranlassung gegeben.

„Kurz und gut" deducirte Grauwak, „wenn man die seitherige Haltung des Journals beobachtet, muß man gegen eine solche liberale Opposition, die jedesmal am Ende aus Galanterie zustimmt, mißtrauisch werden und eingestehen, daß unser Freund Schmey die Freiheitsmütze vom Kopfe herabgenommen und den gegenwärtig weit modischeren schwarzgelben Czako aufgesetzt hat."

„Ich bin der Sache nicht so aufmerksam gefolgt," meinte Bruno nachdenklich, „Du glaubst —?"

„Verlaß Dich darauf" erwiderte Grauwak. „Dieser elende Speichellecker verdient nicht, daß ich für ihn die Feder eintunke, und ich bin auch gesonnen, mit seinem Blatte zu brechen, worüber er sich leicht trösten wird, da er gewiß meine

Correspondenzen nur als Aushängeschild seiner Unabhängigkeit bisher gebraucht hat."

„Was willst Du dann anfangen?" fragte Bruno mit besorgter Theilnahme.

„Da steckt der Hase im Pfeffer," gab Grauwak mit lustiger Verzweiflung zur Antwort. „Da bei einem deutschen Journalisten das Steineklopfen auf der Landstraße erst eine Beschäftigung für das höhere Alter ist, möchte ich gern im Verein mit Doctor Wernike aus Berlin, den Du kennst, eine lithographirte Correspondenz herausgeben. Das hätte gute Chancen, leider hat aber diese Unternehmung die abscheuliche Eigenthümlichkeit, eines Betriebscapitals zu bedürfen, welches wir lange nicht voll zusammenzuschlagen vermögen."

„Vielleicht könnte ich Dir helfen," warf Bruno hin.

„Ich sehe es immer," rief Grauwak freudig bewegt Bruno's Hand schüttelnd, „daß Du noch Einer bist, auf den ich zählen kann! Willst Du Dich aber nicht," fügte er mit der ihm eigenen Ironie hinzu, „mitbetheiligen, damit Du, als mein eigentlicher Wohlthäter, mehr davon hättest, als den Segen, welchen meine Gebete über Dich herabflehen werden?"

„Mir hast Du nicht zu danken," erwiderte Bruno. „Ich habe die Summe nicht, ich habe nur ein Fürwort bei meinem Onkel. Du kennst den trefflichen Alten, dem aber auch Du gut bekannt bist. Er wird Dich damit nicht blos zu unterstützen, sondern auch der guten Sache einen Dienst zu erweisen glauben. Ich habe Dir schon gesagt, daß er so gichtkrank ist, daß er sich nur in einem Rollstuhl bewegen kann. Er wird seine Schmerzen vergessen, wenn er täglich ein Blatt in der Hand halten kann, dem er zur Geburt verholfen. Besprich mit Wernicke die Sache, limitirt die erforderliche Summe und bezeichnet mir sie."

„Du machst mich toll vor Freude," rief Grauwak.

In diesem Augenblicke trat Negroni in seinem talarähnlichen Mantel im Café ein und erregte durch die Wirkung seiner so sonderbar anmuthenden Persönlichkeit eine gewisse Aufmerksamkeit auch bei Jenen, die ihn noch nicht gesehen oder nichts von ihm gehört hatten.

Er ging auf den Tisch, wo die Zeitungen lagen, zu und

wählte, von vielen Augen verfolgt, eine Lectüre. Seine Wahl fiel auf die harmloſeſte, den Charivari. Hierauf ſetzte er ſich in die unterſte Ecke des Saales und fing das Witzblatt zu leſen an.

„Das iſt ja Negroni," flüſterte Grauwak ſeinem Freunde zu.

„Das iſt er?" rief Bruno. „Er iſt auffallend intereſſant und die Beſchreibungen, die ich da und dort gehört, ſind wirklich nicht übertrieben."

„Ich habe ihn ſchon einmal geſprochen," ſagte Grauwak, „im Café der Rue St. Jacques, wo er wohnen ſoll."

„Nun, was hältſt Du von ihm?"

„Unſer Geſpräch war ein ſehr oberflächliches, aber den Eindruck machte er doch, daß mehr hinter ihm ſteckt, als er zeigt. Kein alltäglicher Patron."

„Und die ſchöne Schweſter?" ſagte Bruno lächelnd, „die ſo viel beſprochen und bewundert wird, und die noch Niemand geſehen zu haben ſcheint. Warſt Du ſo glücklich, ſie zu ſehen?"

„Sprich mir nicht von Weibern!" erwiderte Grauwak. „Was kümmere ich mich um die? Man muß viel Geld in der Taſche und viel Haare auf dem Kopfe haben, um Intereſſe an ihnen zu finden. Negroni's Schweſter wird eben ein Mädchen ſein, wie es deren noch viele geben mag, welche tolle Romantik man auch um ſie herumhängt."

„Daß ſie aber eigentlich doch von Niemandem geſehen worden iſt —" meinte Bruno. „Was man auch über ihre Schönheit ſagt, erzählt doch nur Einer dem Andern nach. Die ganze Geſchichte wird mir ſchon märchenhaft, und ich fange bald zu glauben an, daß dies Wundermädchen gar nicht exiſtirt."

„Das verurſacht mir wenig Kopfzerbrechen," verſetzte Grauwak. „Ich habe dagegen ſchon weit öfter über den Bruder nachgedacht. Negroni's Einfachheit und Harmloſigkeit kommen mir zu ſehr wie geſpielt vor, es fehlt die Harmonie zu ſeinem durchdringenden und energiſchen Weſen, welches ich aus ſeinen Zügen und ſeinen Augen errathe, nicht davon zu reden, daß das häusliche Philiſterleben, welches er zu führen

vorgiebt, mit seiner bunten Vergangenheit im stärksten Widerspruch steht. Ich halte ihn für einen Geheimbündler und für eine Teufelsnuß, welche der gescheidteste Präfect von Frankreich nicht aufknacken kann."

„Ich glaube," erwiderte Bruno lachend, „Dir geht es mit ihm, wie den Anderen mit seiner Schwester. Ihr beide Parteien glaubt und seht, was ihr phantasirt. Am Ende, wenn der Vorhang aufgeht, werdet ihr weidlich enttäuscht sein."

„Vielleicht nicht in diesem Punkt," sagte Grauwak unbeirrt. „Ich halte meine Behauptung über Negroni aufrecht; mit den Faseleien über seine Schwester will ich nichts zu thun haben."

Der Chevalier war während der letzten Worte Grauwak's aufgestanden und schien einen besser beleuchteten Sitz zu suchen, da sich sein halbdunkler Winkel zum Lesen nicht eignete. Er kam bis an die Fenster herauf und nahm unverhofft, um alle Nachbarschaft unbekümmert, auf einem Stuhl in der nächsten Nähe der zwei Freunde Platz, welche indessen ihr Gespräch über ihn abgebrochen hatten.

Nach einer Weile legte Negroni den Charivari bei Seite und streckte Arme und Beine mit der ungenirtesten Behaglichkeit weit aus, wobei sein Blick auf Grauwak fiel. Er grüßte ihn oberflächlich, wie Einer, der die Höflichkeit nicht gänzlich verletzen will.

„Sie sind ein seltener Gast in diesem Raume," redete ihn Grauwak an.

„Ich bin zum ersten Male hier," sagte Negroni.

„Das wollte ich eigentlich sagen. Ihr Café in der Rue St. Jacques wird Ihnen bequemer gelegen sein."

„Ich komme nicht mehr hin, seit sich einige Menschen dort eingenistet haben, welche mich mit ihrer Zudringlichkeit bombardiren. Selbstverständlich ein paar Spione. Ich lebe für mich, für nichts als für mich und habe den Blicken des Kundschafters nicht auszuweichen; aber Sie werden begreifen, man hat auch als der loyalste Bürger nicht gern Ungeziefer am Leibe."

„Und die politische Jahreszeit brütet es gegenwärtig in Fülle aus," setzte Grauwak hinzu, indem er auf einen alten

hagern Mann, der drüben am Tische saß, zeigte. „Dort sitzt auch einer."

Negroni sah mit finsteren, durchdringenden Blicken hin, worauf er mit freundlich sich glättenden Mienen bemerkte: „Ich kenne ihn! Einer der raffinirtesten."

Er fuhr fort:

„Eins von den Subjecten, die mich aus dem Café in der Rue St. Jacques vertrieben haben, werden Sie kennen, besonders als Oesterreicher" — er unterbrach und verbesserte sich, „ich halte Sie wenigstens für einen Oesterreicher, — mir scheint, daß Sie mir es selbst gesagt haben, Herr Grauwak."

„Leicht möglich!" meinte dieser, während er Bruno heimlich mit dem Fuße anstieß, um ihm seiner früheren Behauptung gemäß anzudeuten, wie genau dieser in's tiefste Privatleben eingesponnene Italiener über Alles unterrichtet sei, während Negroni den Faden seines Gespräches wieder aufgenommen hatte.

„Der Mensch, von dem ich sprechen wollte, ist etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, Alles an ihm hat etwas von einem Lümmel, den man nicht vergessen kann, selbst wenn er den Süßen oder den Cordialen nachzuäffen beginnt. Ueber sein Bauerngesicht läuft eine lange Schramme, welche aber nicht so sehr von einer scharfen Waffe, als von einem derben Prügel herzurühren scheint. Er ist ein Böhme."

„Wissen Sie seinen Namen?" fragte Grauwak lebhaft, indeß er Bruno einen bedeutsamen Blick zuwarf.

„Gewiß, er heißt Burda."

„Den kennen wir," sagte Grauwak. Er und Bruno lächelten.

„Hab' ich nicht Recht, meine Herren?" fragte Negroni.

„Wir kennen ihn," ergriff Bruno zum ersten Male nach der directen Anrede des Italieners das Wort, „wir kommen sogar da und dort mit ihm zusammen. Er ist beinahe täglich in diesem Café. Es wundert mich, daß er heute noch nicht da ist. Ich halte ihn aber eher für unangenehm, als für gefährlich."

„Das meine ich auch," sagte Grauwak.

„Kein Spion ist gefährlich," entgegnete Negroni, „vor dem man sich in Acht nimmt. Sie und ich, wir durchschauen ihn. Diesen Blick haben aber nicht alle Menschen, und selbst jene, die ihn besitzen, können durch solch einen Wicht in Gefahr kommen, wenn ihm die Situation, in der er uns findet, behülflich ist."

„Dieser Burda," sagte Grauwak im verächtlichen Tone, „scheint mir das Brod seines Herrn umsonst zu essen. Bei seinen Talenten, sollte man meinen, muß das Denunciantenamt für ihn eine Sinecure sein."

„O, sagen Sie das nicht!" versetzte Negroni gelassen, aber bestimmt. „Ich kenne selbst einen Fall ... doch das dürfte Sie gar wenig interessiren. Ich weiß nicht, wie wir dazu gekommen sind, über die Sache so viel Worte zu verlieren ..."

„Ich muß Sie doch bitten, den Fall zu erzählen," sagte Grauwak. „Ich wäre neugierig, zu hören, wie ein solcher Schwachkopf von Teufel sich die Sporen zu verdienen gewußt hat."

„Eine höchst einfache Geschichte!" sprach Negroni, der an ihn ergangenen Aufforderung nachkommend. „Ein Herr — ich habe es aus seinem eigenen Munde — hatte das Unglück, von London kommend, auf der Schifffahrt von Dover nach Calais mit diesem Burda zusammenzutreffen. Kaum war das Schiff vom englischen Ufer gestoßen, als er sich von ihm fixirt und verfolgt sah, wohin er ihm auch auswich. Burda's Unverschämtheit war so groß, daß er den Fremden, trotz der erhaltenen abweisenden Antworten, immer von Neuem wieder anredete und ihm seine Privatgeheimnisse zu vertrauen anfing. Er stellte sich als politischen Märtyrer hin, welcher im Auslande kümmerlich sein Brod suche, um sich und eine alte halbblinde Mutter, deren letzte Stütze er sei, durchzubringen. Der Herr, ein sehr gescheidter Kopf, der anfangs Burda für eine Sorte von Bettler hielt und erst später zur Ueberzeugung kam, daß er einen Spion vor sich habe, bewies große Geduld, sich so lange belästigen zu lassen. Burda ging so weit, ihm seine Visitenkarte zu geben, auf welcher er als ungarischer Honvedofficier bezeichnet stand, natürlich in der Absicht, den Unbekannten herauszufordern, ein Gleiches zu thun und seine

Neugierde zu befriedigen. Obwohl ihm das nicht gelungen war, hatte er kurz vor der Landung, im Angesicht der französischen Douane, den Muth, den Herrn nochmals anzusprechen. Er bat ihn, einige Correspondenzen, durch welche er, Burda, compromittirt zu werden fürchtete, zu sich zu nehmen. Der Herr hatte kaum dies seltsame Ansinnen von sich gewiesen, als er, gelandet, von Seiten der Polizei sich eines Empfanges wie ein steckbrieflich Verfolgter zu erfreuen hatte. Nachdem er zwei Tage arg geplagt worden war, mußte man ihm die Weiterreise gestatten, da seine Papiere in Ordnung waren und Burda's Denunciation — eine solche hatte unleugbar stattgefunden — auf einem sinnlosen Verdachte beruhte."

„Wann geschah das Alles?" fragte Bruno sehr lebhaft.

„Im vorigen September," erwiderte der Chevalier, der die auffahrende Ueberraschung des Fragenden nicht zu merken schien.

„Damals," sprach Bruno, einen Blick mit Grauwak wechselnd, „befand ich mich auf einige Wochen in Calais und stand gerade am Ausschiffungsplatze, als Burda unter den zahlreichen Passagieren zum Vorschein kam. Er rannte auf mich zu, und obwohl er mich bis dahin nur einmal in Paris und ganz oberflächlich gesprochen hatte, warf er sich mir als Landsmann ungestüm an den Hals und bedauerte, mich gleich verlassen zu müssen, da er ein Opfer der Galanterie sei und für eine Dame das Gepäck besorgen müsse."

„Haben Sie die Dame gesehen?" fragte Negroni ganz ruhig.

„Nein," erwiderte Bruno. „Es wird eine Unwahrheit, eine Ausrede Burda's gewesen sein."

„Und haben Sie Burda in Calais nicht wieder gesehen?"

„Denken Sie, was sich später ereignete!" rief Bruno. „Ich kehrte unmittelbar darauf in das Hotel, wo ich wohnte, die „Königin von England", zurück, werfe mich in meinen Schlafrock und sehe, die Cigarre im Munde, ganz munter zum Fenster hinaus. Ich wohnte parterre, die Aussicht ging in den Eingangshof des Hotels, der in einen Garten umgewandelt ist. Hoch über meine Fenster rankten sich Weinstöcke

mit ihren großen Blättern das ganze Gemäuer bedeckend hinauf. Da höre ich plötzlich einen aus den oberen Etagen herabfallenden Gegenstand durch das Weinlaub hinunterrauschen. Er blieb unweit von meinem Fenster liegen. Es war eine Brieftasche in Form eines Büchleins von schwarzem Saffian."

„Seltsam!" brummte Negroni, während im Braun seiner Augen die metallischen Funken ihr Spiel begannen und Spannung und Erwartung aus jeder seiner Mienen hervorblitzten.

„Ich sah unwillkürlich über mich hinauf," fuhr Bruno fort, „da ich aber Niemanden an den vielen Fenstern hervorschauen sah, ging ich in den Garten und holte die Brieftasche."

Bruno gerieth in ein seltsames Stocken, wie Einer, der für das, was er sagen will, nicht gleich die beste Einkleidung findet, ehe er fortfuhr: „Ich wollte sogleich dem Wirthe den Fund zur leichteren Ausfindungmachung des Eigenthümers übergeben, als ich, von einer mir sonst nicht eigenen Neugier ergriffen, einen Blick in die Brieftasche that. Kurz und gut, es waren Papiere von großem, wie mir schien, unersetzlichem Werthe darin, Papiere so eigenthümlicher Art, daß ich ein Schulknabe oder ein Halunke gewesen sein müßte, meinen Fund an die große Glocke zu hängen."

„Was ist aus der Brieftasche geworden?" fragte Negroni in einem Tone, der unleugbar das größte Interesse verrieth.

„Da ich umsonst auf die Gelegenheit gespäht, sie dem Besitzer selbst wieder einzuhändigen, konnte ich zu meinem Leidwesen nichts weiter thun, als sie ihm unversehrt auf einem sichern Orte bis auf kommende Zeiten zu verwahren."

„Ich ahne," sagte Negroni, „ich begreife. Sie haben klug und als gesinnungstreuer Ehrenmann gehandelt. Sie haben mich im innersten Herzen für sich gewonnen und ich beeile mich, durch eine größere Offenheit, als ich bisher an den Tag legen durfte, mein Vertrauen zu bethätigen. Jene Person, von der ich vorhin sprach, war kein Herr, es war eine Dame, die ich sehr genau kenne. Sie hatte in der That eine geheime diplomatische Mission und trug überaus wichtige

Papiere bei sich. Da begreifen Sie wohl, wie wehrlos sie unter den Umständen und als Weib dem ewig andringenden Burda gegenüber war. Sie sehen auch, daß dieser elende Mensch, als er sich aus Ihren Armen riß, nicht log, als er Ihnen sagte, daß er eine Dame begleite, Sie sehen, welcher Art die Galanterie war, die er ihr erwies: er durfte sie nicht aus den Augen lassen, um sie verrätherisch auszuliefern. Hören Sie, wie es der Dame weiter erging! Man durchsah ihre Papiere und ließ sie heuchlerisch frei ausgehen. Ein Fiaker hatte sie auf eigene Faust in das Hotel gebracht, wo auch Sie wohnten, in die „Königin von England". Kaum war sie auf ihrem Zimmer in vermeintlicher Sicherheit, als ein Polizei-Commissär mit zwei bürgerlich gekleideten Huissiers bei ihr eintrat und eine Hausfuchung vornahm. Die Dame, die große Geistesgegenwart besitzt, fand einen Augenblick, die Brieftasche, die Alles enthielt, wodurch sie compromittirt werden konnte, ungesehen zum Fenster, das zum Glück offen stand, herausgleiten zu lassen, und diese fiel in Ihre — in die besten Hände!"

„Wunderbar," rief Bruno, „daß ein solcher Vorfall, wie eine Zimmerdurchsuchung nicht das geringste Aufsehen im Gasthof hervorbrachte, daß er mit keiner Silbe zu meinen Ohren gedrungen!"

„Der Wirth mußte wahrscheinlich schweigen," bemerkte Negroni. „Noch wahrscheinlicher ist es, daß Fiaker und Wirth geheime Werkzeuge der Polizei waren. Obwohl sonach der Commissär bei der Dame nichts Gravirendes finden konnte, wurde sie auf das Büreau geführt, dort verhört und angehalten, sofort abzureisen."

„Wie hätte sie aber auch," rief Bruno, „selbst wenn ihr der Aufenthalt in Calais gestattet gewesen wäre, nach der Brieftasche fragen dürfen? Oder — welchen Ausweg hätte ich vernachlässigt, um den Besitzer zu finden, da ich von dem Zusammenhange der Dinge keine Ahnung hatte und keine haben konnte?"

„Haben Sie zu Jemandem von dem Funde gesprochen?" fragte Negroni.

„Außer Grauwal, der mein genauester Freund in Paris, weiß Niemand etwas davon."

„Sie haben die Papiere Niemand gezeigt?"

„Niemand."

„Ich setzte das eigentlich voraus," versetzte der Chevalier, „und ich kann Ihnen jetzt sagen, daß es auch kein Zufall war, wenn ich heute neben Ihnen Platz genommen. Die Unruhe über das Schicksal der Brieftasche, die noch nicht verschmerzt ist, noch verschmerzt sein kann, hat mich zu Ihnen getrieben. Ich habe Sie Beide schon längere Zeit beobachtet. Ich glaubte annehmen zu dürfen, da ich Sie nicht selten mit Burda zusammensitzen sah, daß Sie mich vielleicht mittelbar oder unmittelbar auf die Spur bringen könnten. Der Zufall ist freilich ein Ding, auf das nicht zu rechnen ist, das jedoch nur Stubengelehrte blind verachten. In der wirklichen Welt ist er abwechselnd der ewige Störenfried und die größte Schutzmacht unserer Absichten. Meine Herren, geben Sie mir Ihre Hand! Ich hoffe, daß wir einander von heute an näher treten werden."

Sie reichten sich die Hände. Bruno sagte:

„Endlich muß ich Ihnen auch meine Karte geben." Er griff in die Tasche, fand aber keine Visitenkarte.

„Lassen Sie das!" sagte Negroni, indem ein sanftes Lächeln seinen Mund umspielte. Ich kenne längst Ihren Namen!"

„Jetzt aber bitte ich Sie," sprach Bruno, „mir den Weg anzugeben, auf dem ich der Dame ihr Portefeuille zukommen lassen kann."

„Ich würde es am liebsten selbst übernehmen," erwiderte Negroni, „denn die Dame ist meine beste Freundin — meine eigene Schwester! Nach dem Vorangegangenen können Sie nicht zweifeln, daß Sie den Fund in die rechten Hände geben. Ich werde demnächst zu Ihnen kommen und mich noch besonders legitimiren. Ich werde den Schlüssel zu den drei Chiffreschriften, in welchen sechzehn Briefe geschrieben sind, mitbringen und das Verzeichniß der Namen, an welche die Correspondenzen in lateinischen Buchstaben gehen, vorzeigen."

„Ich sehe," sagte Bruno, „daß Sie den Inhalt des Portefeuille Blatt für Blatt kennen. Wollten Sie nicht sogleich

mit mir in meine Wohnung kommen und Ihr Eigenthum in Empfang nehmen?"

„Es drängt nicht," gab Negroni zur Antwort, den Hut aufsetzend. „Ich habe mich nur zu lange aufgehalten und eile nach Hause. Meine Schwester ist krank."

Händeschüttelnd trennten sich die neuen Freunde.

„Was sagst Du?" sagte Bruno zu Grauwak, nach der langen, spannenden Scene gleichsam wieder Athem holend.

„Ein merkwürdiger Mensch," gab Grauwak zur Antwort. „Wie er so langsam immer näher an uns herankam, wie mit vorsichtigen Schritten! Mit welcher Vorsicht er sich vor uns, so zu sagen, aufknöpfte! Ein echter Verschwörer, soll man ihn noch räthselhaft oder nicht mehr räthselhaft nennen? Und seine Schwester! Du siehst, wie meine Prophezeiungen über ihn eingetroffen! Unter dem Schein, ein idyllisches Leben zu führen, ist er eines der Häupter der Emigration, ein Cardinal des revolutionären Conclave!"

In diesem Augenblicke trat ein elegant, beinahe stutzerhaft gekleideter Mann in's Café. Trällernd, die Cigarre in der Rechten, den glänzenden Seidenhut auf einer Seite, in Gang und Bewegung den Gentleman affectirend, war er für ein weltkundiges Auge doch nur eine drollige Figur. Die breite, knochige, untersetzte Gestalt mit einem Lastträgerrücken und den großen Händen, die in keinen Handschuh zu zwängen waren, standen mit dem feinen Stöckchen, mit dem er spielte, in einem aller Harmonie spottenden Verhältniß. Er hatte ein echtes Bauerngesicht, das von einer dicken, von der Stirn bis an den Mundwinkel herablaufenden Narbe entstellt war. Er mochte sechsundbreißig Jahre zählen. Es war Burda.

Er ging, von Weitem complimentirend, auf die beiden Freunde los, wurde jedoch diesmal sehr scharf von ihnen gemessen.

„Burda," redete Bruno ihn an, „ich habe verwunderliche Details über Ihre galanten Abenteuer gehört."

„Worin können die bestehen?" fragte Burda, die Ohren spitzend.

„Erinnern Sie sich noch — als Sie mir in Calais um

den Hals gefallen — der Dame, deren Cavalier Sie schon von Dover her auf so ritterliche Weise gemacht?"

„Warum, warum?" stotterte Burda in der Unruhe seines schlechten Gewissens.

„Ich wollte Sie nur daran erinnern und Sie fragen, ob Sie sie wieder getroffen haben?"

„Nicht wieder gesehen!" gab Burda etwas gefaßter zur Antwort, da er das Ganze für einen Scherz annehmen zu können glaubte. „Ich habe ihr," fuhr er nach einer Pause fort, „große Gefälligkeiten erwiesen. Ich hatte viel Plage. Ich würde nichts sagen, wenn sie nur jünger und schöner gewesen wäre!"

„Was?" ergriff Graumak das Wort. „Ich habe ja gehört, es sei eine Schönheit gewesen?"

„Davon weiß ich nichts," erwiderte Burda, „Die, der ich meine Karte gegeben, war etwa vierzig Jahre alt, wie eine alte Jungfer angezogen und sprach das Französische mit einem stark englischen Accent; das Schönste an ihr waren die Zähne, wenn sie übrigens echt waren; doch darauf versteh' ich mich nicht."

Ueber seinen ordinären Witz lachend, wollte er an das Billard treten und mit dem Marqueur eine Partie beginnen; allein Bruno's Frage hielt ihn noch einen Moment zurück.

„Hören Sie," sagte er. „Ich habe allerdings gescherzt. Reden Sie im Ernst! Ist die Dame schön oder wirklich so gewesen, wie Sie sie uns beschrieben haben?"

„Ich habe die Wahrheit gesprochen," gab Burda zur Antwort. „Ich will nicht selig werden, wenn es anders ist."

Er trat an's Billard.

„Was soll man sagen?" sagte Bruno kopfschüttelnd zu seinem Freunde, als sie wieder allein waren. „Negroni's Schwester soll ja schön sein; hätte er uns angeführt?"

„O diese märchenhafte Schwester," rief Graumak ärgerlich wie bei einer entdeckten Fopperei. „Man bewundert ihre Schönheit, und Niemand hat sie gesehen; man findet ihre Brieftasche, aber nicht sie; sie scheint gar nicht zu existiren, aber dessenungeachtet arretirt man sie doch! Burda behauptet, sie sei eine ältere Person! Ach, meinetwegen mag sie Groß-

mutter sein, wenn ich sie nur endlich zu Gesicht bekäme!“ Mit diesen Worten trennten sich die Freunde. Es war spät geworden. Grauwak begab sich heim, Bruno machte sich auf den Weg in ein Haus, in das wir ihm voraneilen und in welchem wir ihn erwarten wollen.

Drittes Kapitel.

Wie sich Flüchtlinge finden.

Man hätte glauben sollen, daß das Paris des Staatsstreichs, wie wir es zu Anfang dieses Buches gekennzeichnet haben, um diese Zeit seinen traditionellen Charakter als Stadt des Vergnügens verloren haben müsse. Dies war nicht der Fall. Während eine Schaar tiefverbitterter und heißblütiger Naturen rachesinnend complottirte, conspirirte, organisirte, dachten Tausende und Tausende nur daran, wie sie ihr Geld am lustigsten durchbringen und den Abend von heute am besten todtschlagen könnten. Für die Mehrzahl der Pariser war der zweite December des vorigen Jahres vergessen, als die Kelle des Maurers dessen sichtbare Spuren an den Häusern mit Mörtel weggewischt hatte. Das kurzlebige Geschlecht der Menschen ist nicht dazu angethan, schmerzliche Erinnerungen energisch festzuhalten. Während in den Forts, in Mazas, in Bicêtre, kurz überall, wo Gefangene saßen, die der Deportation in das Fieberland von Guyana entgegensahen, die herzzerreißendsten Abschiedsscenen stattfanden, machten Tausende wie sonst Queue vor den Theatern, berechneten Tausende an der Abendbörse mit demselben Eifer wie sonst ihre Viertel und Achtel. Nach wie vor rasselten die Dominosteine in den Cafés, nach wie vor flanirte die elegante Welt auf dem Asphalt der Boulevards, nach wie

vor lockten die öffentlichen Belustigungsorte mit auf- und niederzuckender Gasflammenschrift die Schaar der Glücklichen in ihre Räume.

Das gesellige Leben hatte sogar, wie kundige Leute behaupteten, einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Die Fremden fingen wieder an, in die seit zwei Jahren gemiedene Stadt zurückzukehren, und die Salons, von Frauen beherrscht, die von jeher im socialen Leben Frankreichs eine so große Rolle gespielt, gelangten, nachdem sie lange durch die Clubs in den Schatten gestellt gewesen waren, wieder zu ihrer früheren Bedeutung...

Unter den Salons, die man jetzt wieder zu nennen anfing, war der der alten Vicomtesse Vergnier in der Rue du Bac keiner der letzten. Die alte Legitimistin hatte wohl schon früher Akademiker, conservative Staatsmänner und Schriftsteller, welche sich eines adligen Wappens erfreuten, an gewissen Wochentagen um sich versammelt, mit der Zeit aber war das Lüstre dieser Abende verblaßt und verschossen, wie der von altem Möbeldamast, den man nicht erneuert. Die Damen blieben immer dieselben und alterten, die Herren wurden monoton und alterten nicht minder, Neueingeführte vermißten jeden Reiz, die Klage ward allgemein, daß die Vicomtesse es nicht verstehe, neue Elemente um sich herum zu sammeln und die alten Elemente auszusondern. Zuletzt kamen die Leute nur herbei, wenn man sie schier gewaltsam citirte; selbst unter den Pianisten, die doch überall hinlaufen, wo man ihnen Thee und Butterbrod und ein Ohr für ihre Compositionen schenkt, erwachte ein Gefühl der Selbstständigkeit — sie ließen die Einladungen unbeachtet liegen. Da — als schon die Frage herantrat, ob nicht der Salon der Vicomtesse als nicht mehr vorhanden betrachtet werden solle — war an der Seite der alten Dame plötzlich ein Phänomen aufgetaucht, das ihren Namen gleichsam wieder lebendig und eine Einladung von ihrer Hand wieder zum gesuchten Artikel machte. Es war eine Verwandlung, wie wenn eine Theaterdirection am Vorabend ihres Bankrotts die Acquisition einer Künstlerin macht, die alle Welt zu entzücken bestimmt ist; wie wenn ein Bankhaus, das der Zahlungseinstellung

nahe gewesen, das große Loos gewinnt und nun seine Thätigkeit mit neuen Mitteln beginnt. Und die Nichte der alten Vicomtesse, die Aller Augen auf sich zog, wenn sie in der Loge erschien, welche die Musiker zu Compositionen und die Feuilletonisten zu Dithyramben begeisterte, war keine Andere, als la Baronne Leonie de Greifenstein, welche sich eine immer neue Verlängerung ihres Urlaubscheines von ihrem Gemahl, dem alten General, zu erwirken verstanden hatte.

Als Leonie ein paar Mal auf den Bällen des österreichischen Gesandten und in den Theatern erschienen war, stellte das neugierige Paris gleich allerhand Fragen über ihre Herkunft und was sich daran anschloß. Es wurde gefragt: Wer ist General Greifenstein? Ist er jung, blühend, ein Held, werth, solch' eine Frau zu verdienen? Ist er ein berühmter Krieger? Hat Clio, die Muse der Geschichte, wirklich den Namen dieses Tapfern in ihren Tafeln oder doch mindestens der österreichische Schematismus in seinen Listen? Erfreut sich die österreichische Armee noch immer seiner activen Gegenwart? Existirt er wirklich, ist er nicht vielleicht blos ein Fabelgebilde der Phantasie? Denn es ist seltsam, daß er eine solche Frau von sich fortläßt, und zwar sie hier allein läßt! Man behauptet ja, für eine Frau allein zu stehen in einer Wüste, wo Tiger und Löwen hausen, sei nicht so gefährlich, wie allein zu stehen in Paris... Nachdem nun durch glaubwürdige Zeugenschaft dargethan war, der General Baron Greifenstein sei eine Thatsache, kam sein Charakter zur Debatte. Er mußte entweder ein Barbar sein, der die schöne Frau so unglücklich gemacht, daß sie ihn verlassen, oder der beste und geduldigste der Menschen, der, um seiner Frau Vergnügen zu machen, auf dieselbe selbst so lange verzichte.

Als einmal, im Wagen, an der Seite der Baronin ein ziemlich bejahrter, doch kräftig und wohl aussehender österreichischer Hauptmann vom Geniecorps gesehen worden war, hielt man diesen für den General und bedauerte die schöne Frau wegen ihres alternden Gemahls. Was hätte die Welt erst gesagt, wenn sie die groteske Erscheinung des Barons zu sehen bekommen hätte! Auch fehlte zu einer Zeit, wo sich Alles bereits der Segnungen der Photographie erfreute, das

Bild des Gatten in den Salons der Baronin; in dem Album der „Intimen" war vorn ein weißes Blatt, wo das ungeduldig erwartete Bild hinkommen sollte, aber nie hinkam.

Ebenso im Unklaren, wie über seine äußere Erscheinung, blieb die Welt über den Charakter des Generals und über die Gründe seiner Trennung von der Frau. Die Vicomtesse Vergnier ging, wenn ihre Freundinnen oder Freunde sie auszukundschaften suchten, leicht darüber hinweg und begnügte sich zu sagen, daß die Ehe Beider keineswegs das sei, was man eine unglückliche Ehe nenne; jedoch harmonirten Beide, meinte sie, dann am besten, wenn sie nicht zusammen lebten. Damit gab sich denn auch die neugierige Welt zufrieden. Die Damenwelt, ohnehin in Paris nicht so strenge wie bei uns in Deutschland, hatte schon an der alten Vicomtesse eine Bürgschaft der vollkommenen Salonfähigkeit der Baronin Greifenstein, trotz der Unsichtbarkeit ihres Gemahls, und die Männerwelt wünschte sich Glück, bei den Huldigungen, die sie Leonie darbrachte, durch keinen Gatten gestört zu werden.

Es war natürlich, daß unter der Aegide der Neuangekommenen und unter dem Einfluß einer neuen Staatsschöpfung auf ganz veränderter Basis der Salon der alten Legitimistin ein ganz anderer ward: er verlor den Charakter eines Conventikels und ward der Ort, wo sich Männer der verschiedensten politischen Meinungsschattirungen zusammenfanden. Die alten Habitués der Vicomtesse klagten darüber, aber Leonie's Ansicht war: je bunter, je besser. Sogar Flüchtlinge waren nicht ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß sie der Baronin in irgend einer Beziehung interessant erschienen. Unter letzteren befand sich auch Bruno Haldenried — er hatte die Bekanntschaft Leonie's während seines Aufenthaltes in Calais gemacht, wo die Baronin zur Badekur erschienen war. Sie hatte nämlich dort eines Tages in der Liste unter den Angekommenen im Hotel der „Königin von England" den Namen: Haldenried aus Oesterreich gefunden und in der Voraussetzung, daß es der Rittmeister sein dürfte, Erkundigungen eingezogen. Da erfuhr sie zwar, daß sie sich geirrt, wurde aber in Folge der eingezogenen Nachrichten zur Annahme geführt, daß es des Rittmeisters verschollener und todtgeglaubter Bruder sein

müsse, derselbe, von welchem der Rittmeister in Kraßnitz gesprochen. Einer schönen Frau fällt es immer leicht, mit einem Mann bekannt zu werden, für den sie sich interessirt, und so machte Leonie Bruno's Bekanntschaft, ohne zu ahnen, wohin es führen werde.

Bruno war dazumal noch immer der erbitterte Feind Oesterreichs, wie wir ihn im ersten Theil unserer Geschichte kennen gelernt. Dies konnte kaum anders sein. Er hatte sein Leben so arg bedroht gefühlt, ein Leben, das nur durch unglaubliche Glücksfälle vor dem Kerker, wo nicht Schlimmerem geschützt worden war, — Alles was er gelitten, brannte noch auf seiner Seele: er konnte an die Geschichte seiner Flucht nicht zurückdenken, ohne daß ein hohes Roth über seine Wangen flammte und der heißeste Zorn über seine Peiniger und Verfolger sich in ihm regte. Was er aus Oesterreich und den Oesterreich gehorchenden Bundesstaaten hörte, gab seiner Erbitterung ewig neue Nahrung. Andererseits war er verständig genug, um die österreichischen Völker von dem auf ihnen lastenden System immer und vollständig zu trennen und mußte sich auch eingestehen, daß der Absolutismus, den er hierlands walten sah, sich von dem im Vaterlande herrschenden nicht merklich unterscheide. So lebte er denn in Paris, wo sein Leben und seine Freiheit gesichert waren, aber Frankreich ebenso wie Paris sagten ihm nicht zu; er fühlte, daß er für ein Leben, wie er es hier bisher führte, gar nicht geschaffen sei. Nichts war ihm widerwärtiger und seiner Natur antipathischer, als ein eleganter Müßiggang. Eine ganz praktische, wenn auch in der Begeisterung lebende Natur, hatte er auf den Gütern seines Onkels den vollsten Spielraum für seinen Thätigkeitstrieb gefunden. Ein leidenschaftlicher Freund der Natur, ein Landwirth mit Leib und Seele, hatte er in Ungarn ein Leben geführt, das dem eines amerikanischen Ansiedlers nicht unähnlich war, ein Leben in freier Luft, bald im gestreckten Laufe seiner Pferde von Gut zu Gut kutschirend, bald wieder den Bau von Wirthschaftsgebäuden überwachend oder eine Fabrik einrichtend, heute Forstmann, morgen Baumeister, am dritten Tage Fabrikant und Geschäftsmann. Was sollte er hier? Er hatte den Plattensee mit seinen stillen,

malerischen Ufern, wo er seit fünf Jahren gelebt, ewig vor Augen! Eine tiefe Schwermuth, ein grenzenloser Ueberdruß waren nur zu oft in dieser Stadt des Vergnügens über ihn gekommen, und wenn er um deren Grund fragte, mußte er sich die Antwort geben, daß es der Müßiggang sei, der an seiner Seele zehre, nicht anders, als wie das nutzlose Leben im Kerker dem, der es führt, zuletzt schrecklich wird.

In solcher Gemüthsverfassung, verstimmt, bald mit Auswanderungsplänen nach Amerika beschäftigt, bald von der Hoffnung großer europäischer Katastrophen hingehalten, hatte Bruno Leonie kennen gelernt und in dieser Bekanntschaft eine Macht gefunden, die ihn anzog und abstieß, doch nur um ihn wieder um so mächtiger anzuziehen. Es erging ihm, wie es, ohne daß er's wußte, seinem Bruder ergangen, und doch auch anders. Jenen reizte die Kälte, ihn der weiche, sirenenhafte Zauber eines Charakters, der wie fesselos im Element des Pariser Lebens gaukelte. Leonie war aber auch nicht mehr das Weib, wie wir es zuvor gekannt. In Kraßnitz war sie unter dem Drucke eines stupiden Mannes unglücklich, aber der Zwang der Umgebung war auch heilsam und Alles kleidete sich an ihr in ein weibliches Ebenmaß. Hier, in der Fremde momentan frei, trat ihr inneres Wesen in seiner Nacktheit hervor. Sie will lieben, glänzen, die unterdrückten Wünsche ihrer Jugend treten ungestüm hervor und drängen nach Realisirung. Diese Wünsche, Wünsche von Liebesglück, glänzenden Siegen, freiem, leicht dahingaukelnden Leben hatten seit den ersten Mädchenjahren in ihr geruht, und weder die Klostererziehung, noch die Ehe an der Seite des alten Soldaten waren im Stande gewesen, sie zu ertödten, ja nur abzuschwächen. Ihre spröde Kälte, so oft hart und verletzend, war nur der Trotz, in den sich der Schmerz über eine Jugend hüllte, die sie für verfehlt und verloren hielt. Wenn sie in Wien Gesellschaften vermied und sich oft wie die Schnecke in ihr Haus zurückzog, so war das nur die Aeußerung eines Gemüths, das das Wenige zurückweist, weil es Alles haben möchte. Nichts oder Alles war ihre Devise. Als Jahr um Jahr verging, wuchs die Ungeduld, die Unruhe und Verwirrung ihres Innern. Zuletzt — bei einer scheinbar kleinen

Veranlassung brach sie los und kündigte, wie wir's gesehen, Greifenstein den Gehorsam, wie ein Volk Revolution macht, scheinbar wegen einer Kleinigkeit, nachdem es jahrelang stumm getragen und hundert ärgere Ungerechtigkeiten gleichgültig hingenommen. War das ein Jubel in ihr, als alle comprimirten Kräfte frei wurden! Kein Vogel, der lange im Bauer gefangen saß, regt freudiger die Schwingen im Sonnenschein, in der Freiheit, in der Luft der Berge und Thäler. Mich soll man nicht mehr einsperren! rief es in ihr tausendmal, und sie war entschlossen, es auf einen völligen Bruch ankommen zu lassen, im Falle Greifenstein auf ihrer Rückkehr bestehe.

In Leonie's Adern floß, wenigstens zur Hälfte, französisches Blut. Ihr Vater, Graf Vergnier, aus einer alten französischen Legitimistenfamilie, hatte noch vor fünfundzwanzig Jahren große Besitzungen in Oesterreich sein genannt. Er hatte sie alle eigentlich ohne sein Verschulden, ohne daß er ein Verschwender gewesen wäre, verloren, blos darum, weil er Alles zu verstehen glaubte, in der That aber der paradoreste aller Oekonomen, der geschäftsunkundigste Mensch war, wozu noch der Umstand kam, daß er von seinem Gutsverwalter, der durch ganz besondere Verhältnisse sein bitterster Feind geworden, absichtlich dem Ruin entgegengeführt wurde. Als Graf Vergnier eine Besitzung nach der andern in die Hände seiner Gläubiger gehen sah, überließ er sich einer düstern Schwermuth. Er nannte fortan Alles, was ihn traf, den Unstern der Vergniers. Als noch ein neues häusliches Unglück dazukam und er die Treue seiner Frau, die er über Alles liebte, bezweifeln mußte, zog er sich ganz von der Welt zurück, ließ Alles gehen, wie es gehen wollte und gab seine Tochter in die adlige Erziehungsanstalt des Sacré cœur in Brüssel. Der Aufenthalt in diesem Colleg war nicht dazu angethan, Leonie's Herz, das die Nähe einer Mutter eigentlich immer entbehrt hatte, sonderlich zu entwickeln. Es war in dieser Anstalt eine geläufige Ansicht, daß die jungen Mädchen, wenn sie herausträten, Den zum Gemahl nehmen müßten, den ihnen der Wille der Eltern bestimmt und der die beste Partie sei. General Baron Greifenstein hatte Leonie schon ehedem, während eines Aufenthalts

bei ihrem Vater gesehen. Eines Tages schrieb Graf Vergnier seiner Tochter, daß er ruinirt sei und sie nicht mehr in der Anstalt lassen könne, daß aber der reiche Baron um sie angehalten habe. Leonie ward seine Frau — sie war eben siebzehn Jahre alt geworden.

Bald nachdem Bruno in Paris die Bekanntschaft Leonie's erneuert, war es ihm klar, daß die schöne Frau ein höheres Interesse für ihn gefaßt habe. Auch er konnte einem so gebildeten, phantasievollen, sich lieblich seinem Gegenüber anschmiegenden Geiste auf die Dauer nicht widerstehen. Leonie hatte bei allen ihren Vorzügen große und unüberwindliche Launen, welche weniger aus einem reizbaren und getrübten Gemüthe, als aus der Herrschsucht ihrer siegesgewissen Schönheit hervorgingen. Als die Habitués in den Salons der Vicomtesse sahen, daß sie, welche sich vor ihnen, wie vor Allen die Zügel schießen ließ, bei Bruno eine Ausnahme zu machen anfange und sich vor seinem oft herrischen und despotisirenden Wesen beuge, kamen sie auf den Gedanken, daß sie von einem Fremdling, den sie früher in ihrer Selbstgefälligkeit unterschätzt, überflügelt seien und vielleicht in kurzer Zeit aus dem Felde geschlagen sein würden. Dies war auch der Fall.

Leonie war das erste Weib, welches nach dem langen Zeitraume, der seit der kurzen und blitzartig schnellen Liebesepisode in Kraßnitz verstrichen war, wieder einen Eindruck auf Bruno's Herz gemacht hatte. Als er in Paris ankam und noch lange darauf, stand Cornelia's Bild, seiner Retterin, Tag und Nacht vor seinen Augen, von ihr schwärmte er bei Tage und malte Alles mit ihr Erlebte sorgfältig im Geiste aus. In dieser Erinnerung lebte er wieder auf, wenn die niederschlagenden Erfahrungen, die er gemacht, seinen Kopf verdüsterten und der Druck der Zeiten sich wie ein Alp auf seine Brust legte. Da war ihm Cornelia's Bild gleichsam die von fern herüberschimmernde Zauberinsel mitten in einem öden, trostlosen Meer, zu welcher er sehnsuchtsvoll hinüberschwamm.

Allmählich aber mußte sich doch das Recht des Lebendigen und Gegenwärtigen, das so viel zerstört, aber auch so viel heilt, geltend machen. Wie er seine politischen Ideale zu verschmerzen und sich in die Zeitlage zu fügen begann, mußte

auch das Liebeslicht erblassen, das von fern, aus dem alten Schlosse in Böhmen, zu ihm herüberstrahlte.

In seinen Augen war Cornelia die Braut eines Andern, ein Wesen, mit welchem keine Verbindung anzuknüpfen war und das er wohl nie im Leben wiedersehen würde. Sein Herz fühlte sich zwar noch immer diesem Mädchen für seine Freiheit, ja für sein Leben verpflichtet, aber die Liebe zu ihr war zu einer Erinnerung, zu einem Stücke romantischer Vergangenheit geworden ...

An jenem Abend, nachdem er sich von Graumak getrennt — er war noch eine ganze Weile, Entschlüsse hin und her wiegend, in den Straßen umhergegangen — trat Bruno bei Leonie ein und fand sie in der warmen, duftigen Atmosphäre ihres kleinen Boudoirs unfern vom Kamin in einem Buche lesend. Sie sagte kein Wort und erhob sich auch nicht aus dem Fauteuil, als sie ihren Freund eintreten sah, aber das zauberische Lächeln, das ihrem edelgeformten Gesicht einen so verführerischen Reiz gab, und der Druck der sanften Hand waren ein Willkommen, das jeden Liebhaber beglücken mußte.

„Wie spät Du kommst!" sagte Leonie mit einem Blicke auf die Wanduhr. „Es ist fünf Minuten über Neun; Du kommst eine ganze Stunde und fünf Minuten zu spät! Weißt Du nicht, daß es eine schreckliche Abnahme des Gefühls zeigt, wenn man warten läßt?"

„Ach, liebe Leonie," erwiderte Bruno, indem er ihr gegenüber Platz nahm, „Paris ist so groß, die Entfernungen sind so schwer berechenbar — man bleibt, ohne daß man's merkt, eine Viertelstunde länger im Café sitzen, oder begegnet auch wohl einem Bekannten, der uns aufhält. Heute traten noch ganz besondere Umstände hinzu."

„Wie anders wir Frauen sind!" rief Leonie. „Ist es ein Tag, an welchem ich Dich erwarte bin ich für die übrige Welt nicht zu Hause, fange schon früh zu zählen und meine Zeit einzurichten an. Vormittag, auf der Promenade im Wagen, seh' ich hundertmal auf die Uhr, das Essen wird früher angesagt, die Tante fast mit Gewalt entfernt, alle meine Gedanken richten sich nach Dir, Du aber —"

„Keine Vorwürfe, Leonie," sagte Bruno lächelnd, indem

er die Hand der schönen Frau ergriff und ihre Fingerspitzen an seine Lippen drückte. „Ich bin ja da. Wie geht's Dir? Wie hast Du den Tag zugebracht?"

„Ohne besondere Erlebnisse! Der Morgen ist mit Besuchen hingegangen, später bin ich mit der Tante ausgefahren, endlich habe ich eine zwei Stunden lange Sitzung bei Corradini gehabt. Was siehst Du mich so an?"

„Weil ich endlich anfange eifersüchtig zu werden! rief Bruno. „Warum wird das Bild nicht fertig? Sehr einfach darum, weil der Italiener in Dich verliebt ist."

„Spotte nur! Ein Mann von fünfzig Jahren! Uebrigens, wäre er erst dreißig, es wäre Dir ebenso gleichgültig. —"

„Oho!"

„Weil Du mich nicht mehr liebst..."

„Wenn ich Dich nicht mehr liebte, — doch das sind Einfälle und Marotten, keiner Widerlegung werth! Laß uns von vernünftigen Dingen sprechen. Wie wird das Bild?"

„Man sagt sehr gut. Wenn Du willst, gehen wir dieser Tage zusammen hin und sehen es an. Es ist ja ohnehin Dein. Wenn ich Paris verlasse, bleibt es Dir."

„Du Paris verlassen!" rief Bruno.

„Allerdings! Was würdest Du sagen, wenn mein Mann —"

„Dein Mann!" rief Bruno. „An den glaube ich gar nicht mehr, der kömmt nicht! Er ist so oft angesagt und erwartet worden —"

„Daß er doch endlich kömmt —" erwiderte Leonie. „Ein Brief, den ich gestern erhielt, hat mich ganz unglücklich gemacht. Er kündigt mir —"

„Seinen bevorstehenden Besuch an?" fragte Bruno gespannt.

„Wenn auch nicht das, doch seinen festen Entschluß, daß ich heimkehren soll."

„Wirst Du gehen?" sprach Bruno nachdenklich, mit auffallender Ruhe.

„Mit welcher Erschütterung Du unsere Trennung hinnimmst!" rief Leonie höhnisch. „Und Du willst den Eifersüchtigen spielen! Wäre ich nicht einmal einer größeren Verstellung von Deiner Seite werth?"

„Haſt Du nicht noch mehr Sarkasmen in Vorrath," erwiderte Bruno lachend, „um mein Benehmen noch ſtärker zu brandmarken? Freilich bin ich nicht erſchrocken, da Du mir Deine Abreiſe nach Wien in Ausſicht ſtellſt, aber wiſſe nur erſt genau, warum!"

Leonie lauſchte überraſcht empor und Bruno fuhr fort:

„Dein Mann ruft Dich zurück, und mich ruft ein alter kranker Onkel ſeit Monaten mit jedem Briefe! Habe ich Dir je geſagt, daß ich mich ſchon lange mit Rückkehrgedanken trage? Antworte kurz: Ja oder Nein!"

„Nein! mit keiner Silbe."

„Warum habe ich darüber geſchwiegen? Offenbar, weil mein Entſchluß nie reif dazu war, und hauptſächlich, weil ich mich an dem Spinnrocken, an welchen mich meine ſchöne Omphale feſtgebunden hat, ſehr wohl befinde. In dieſen letzten Tagen jedoch habe ich meine Rückkehrfrage allen Ernſtes wieder vorgenommen und war, wie Du ſiehſt, halb und halb entſchloſſen, Paris Adieu zu ſagen —"

„Auch dann," fiel ihm Leonie in's Wort, „wenn ich nicht mitgegangen wäre?"

„Wollte ich galant ſein," verſetzte Bruno raſch, „würde ich ſagen: nimmermehr! Da mir aber Aufrichtigkeit gegen Dich mehr ziemt, will ich Dir eine Erklärung geben."

„Um die muß ich bitten," warf Leonie in einer lauernden, unruhigen Haltung ſpitz hin.

„Es hat ſich in Oeſterreich Mancherlei verändert," hob Bruno wieder an. „Der Verfolgungseifer hat ſich mit zunehmender Conſolidirung der Zuſtände in nicht zu verkennbarem Grade abgekühlt. In Verbindung damit hofft mein Onkel, der einflußreiche Perſonen zu Sachverwaltern hat, mir ganz beſtimmt die ſtraffreie Rückkehr zu erwirken. Da es alſo nur von mir abhängt, den Zeitpunkt meiner Abreiſe feſtzuſetzen, hab' ich mich geprüft und allerdings gefunden, daß die Gründe der unaufhörlichen Rückberufung von Seite meines Onkels unanfechtbar ſind. Er fürchtet, meine beſten Jahre gingen unter Flüchtlingen und Clubbiſten übel angewendet dahin; mir ſagt es eine tiefinnere Unzufriedenheit, daß er wahr ſpricht. Er iſt gichtkrank und an ſein Zimmer gebunden

— seine großen Besitzungen sind dadurch gleichsam herrenlos und entbehren einer regelnden Hand! Ich selbst, wenn ich denke, was da der Krieg verwüstet haben mag und was es zu thun gäbe —"

„Nicht weiter!" rief Leonie ausbrechend. „Du erdrückst mich mit Deinen Gründen! Ich höre in Deiner endlosen Auseinandersetzung nur immer: Der Onkel! Der Onkel! Aber nicht ein einziges Mal: Leonie! Das wird nachgerade monoton. Du beschäftigst Dich also so ernstlich mit Deiner Abreise, ohne mir eine Silbe davon zu sagen? O Verräther! Merkst Du denn nicht, daß ich nur eine List gebraucht habe, um Deine Treue zu prüfen und die Tiefe Deiner Leidenschaft zu sondiren? Und Du gehst in die Falle, da Du doch tausendmal gehört, daß ich lieber sterben als zurückkehren würde?"

„Du bist ein Kind" — wollte ihr Bruno in's Wort fallen, verstummte aber, da Leonie sich nicht stören ließ.

„Ihr Männer," fuhr sie in einem Athem fort, „gebraucht das Wort Sterben als Phrase, und so häufig, daß es euch auch in keinem andern Munde einen Sinn zu haben scheint. Mir ist Ernst damit. Ich bin schlimmer daran, als Du. Auch ich bin ein Flüchtling, aber einer, dem keine straffreie Rückkehr erwirkt werden kann. Ich bin von der Tyrannei in ihrer widrigsten Form, vor dem patriarchalischen Absolutismus, geflüchtet. Vor einem Jahre hätte ich mich vielleicht noch zur Rückkehr verstanden, jetzt aber ist mir die persönliche Freiheit das höchste Gut meines Lebens geworden. Ich bin in Paris — wo trägt der Flüchtling sein Exil leichter? Welches Glück winkt mir daheim? Was verliere ich an einigen Jugendbekanntschaften, die mich vielleicht jetzt schon vergessen haben?" sagte sie, indeß sich ihre Mienen verfinsterten. „Was liegt mir am Vorwurf vernachlässigter Pflicht und möglichen Verleumdungen, die sie mir daheim nachschleudern mögen? — Ich zurückkehren? Unter den Absolutismus? Nimmermehr!"

Leonie hatte sich während dieser Worte erhoben, ihre Wangen hatten ein höheres Roth angenommen, ihre Augen schossen Blitze. Bruno sah sie an, überrascht und neu-

gierig lauschend, was sich Alles in diesem sonst verschlossenen Gemüthe rege, das er bisher fast nur in heiteren und oberflächlich spielenden Affecten gekannt.

Da trat der Bediente ein und brachte den Thee.

Leonie hatte sich wieder etwas beruhigt. Sie flog an's Piano, schlug es rasch auf, griff in die Tasten und begann, nachdem sie lange phantastisch präludirend in aufgeregten Rhythmen und oft disharmonirenden Accorden gewühlt, eine Umspielung der schönen Melodie aus dem vierten Act der Hugenotten. Bruno, die Hand sinnend auf's Haupt gestützt, glaubte, während ihre schönen Augen die Sprache der Töne interpretirten, ein: Raoul bleibe! Raoul — ich liebe dich! deutlich herauszuhören ... Wie schon so oft, griff ihm ihre Schönheit tief an's Herz, daß es ihn wonnig durchbebte, Träume berauschenden Glücks stiegen wie farbige Leuchtkugeln vor ihm empor. Von draußen drangen nicht, wie in jener leidenschaftlichen Scene, die wilden Töne einer Batholomäusnacht herein; das Blut seiner Freunde und Gesinnungsgenossen hatte längst zu fließen aufgehört, nichts trieb ihn dazu, sich so gewaltsam wie Raoul loszureißen und so süße Bande zu zerbrechen. Als der alte Diener fortgegangen war, nahm er Leonie gegenüber am Tische Platz, und den Rest des Abends hindurch, der rasch wie ein Traum verging, war von einer Abreise von Paris und einer Rückkehr in die Heimath nicht mehr die Rede.

Viertes Kapitel.

Le prince s'amuse.

Im Foyer der Bouffes Parisiens saß ein Mann in mittleren Jahren, der unter allem Apparat äußerer Eleganz die Trivialität seiner Erscheinung nicht zu verhüllen vermochte.

Mit übergeschlagenen Beinen, beide Daumen in die Armlöcher seiner Weste eingehäkelt, den Zwicker am schwarzen Bande auf der Nase, saß er mit zurückgeworfenem Kopfe da und blickte unverwandt nach der zu den Logen führenden Thür. Er schien Jemanden mit Ungeduld zu erwarten.

Es war Burda mit seinem plebejisch groben, aber Pfiffigkeit verrathenden Gesichte. Wenn ihn Negroni oder Grauwak gesehen hätten, wie er dasaß, Beide würden unfehlbar angenommen haben, daß er auf ein Opfer warte, das sich indeß arglos bei der Vorstellung amüsire. Was konnte Burda dafür, daß seine unangenehme Physiognomie mit ihren Fuchsaugen immer dieselbe blieb, ob er darauf sann, Jemanden auf Lebenszeit in's Zuchthaus zu liefern, oder damit beschäftigt war, irgend ein Männerherz durch Dienste als Postillon d'amour oder gar als Kuppler zu beglücken? Es ahnte wohl kaum eine Seele, daß er soviel Routine auf dem heitern Felde der Liebe besitze, da nur seine Reputation als Spion ziemlich begründet, leider aber auch noch nicht allgemein genug anerkannt war! Und doch steckte auch ein Figaro in ihm, freilich kein lustiger, von Humor übersprudelnder, aber doch einer, der das geheimste Versteck der Amoretten auszuschnüffeln und die gefangenen Nymphen mit größter Uneigennützigkeit seinen Kunden zu überliefern verstand.

Doch es ist Zeit, daß wir dem Leser eine Biographie des Mannes bringen, dessen Charakter ihm bereits aus der Darstellung des Chevalier bekannt geworden. Sie ist in Kürze folgende:

Als Sohn armer Eltern war Burda sehr früh bei einem Krämer in einer böhmischen Landstadt in die Lehre getreten. Er that nicht gut, wechselte mehrmals die Stellung und kam, nach mannigfachen Glückswechseln, endlich als Commis in ein Prager Handelshaus. Auch dort konnte er sich nicht halten und war im tiefsten Grunde seiner Seele mit seiner Stellung unzufrieden. Hier war es, wo er seinen ersten Geniestrich ausführte und seinen, in eine nicht unbedeutende Zolldefraudation verwickelten Brodherrn denuncirte. Er hatte sich als Preis bedungen, daß man ihm die Stelle eines Finanzwachaufsehers gebe, und diese ward ihm in der That zum

Lohne. Da hatte nun sein Talent das rechte Feld gefunden. Er nahm, wo es ging, an allen Bestechungen Theil und verrieth die betrogenen Betrüger. Da er sich dabei stets die loyalste Miene zu erhalten wußte, war er endlich, für soviel Verdienste um den österreichischen Staatsschatz, zum Revisionsbeamten befördert worden und hatte als solcher die Aufgabe, die Untergebenen, die früher seinesgleichen gewesen, auf der Bahn der Rechtlichkeit zu überwachen.

Da war das Jahr Achtundvierzig hereingebrochen und hatte einem Unterbeamten, der durch ihn brodlos geworden, den Muth gegeben, sich an Burda zu rächen. Er wurde auf offener Straße mit Stockhieben tractirt und hatte in Folge dieses Kampfes die bereits erwähnte, noch heute sichtbare, von der Stirn bis auf die Wange herablaufende Schramme behalten.

Aber das Jahr Achtundvierzig bildete auch in anderer Beziehung einen Wendepunkt in Burda's Leben. Es wäre schade gewesen, wenn sein schönes Talent sich bei der Aufdeckung von Grenzzollunterschleifen ruhmlos verzehrt hätte, da er doch bisher eine unbestreitbare Spürkraft für böse, Unrecht im Schilde führende Menschen an den Tag gelegt hatte. Die Interessen des Thrones und des Vaterlandes stehen jedenfalls höher, als die richtige Entrichtung des Zolls für einen Sack Kaffee oder einen Ballen Baumwolle.

Burda wurde Spion und lieferte mit wahrhaft aufopferndem Eifer eine ganze Anzahl Menschen, die durch politischen Freisinn die Grundfesten des alten Staatsschlendrians bedrohten, der Polizeibehörde aus.

Als nun die starre, stumme Periode der Reaction eintrat, mußte sich auch das Feld seiner Thätigkeit einengen. Burda's immer höher strebender Geist achtete sich zu hoch, um sich bei einem Geschäfte abnutzen zu lassen, zu welchem auch ganz ordinäre Menschen ausreichende Tauglichkeit besaßen. Es erschien ihm klein, sich in Gast- und Kaffeehäusern zudringlich an die Tische zu setzen und harmlose Gespräche zu belauschen. Er zog es vor, sich nach Paris senden zu lassen. Seine Mission war fortan, die österreichische Emigration überwachen zu helfen, unter welcher sich viele, noch immer nicht

rastende Hochverräther befanden. Unter der Maske eines Flüchtlings und, wo es Noth that, eines Verschwörers lebte er nun seit mehr als einem Jahre in Paris und übte sein Handwerk, Jedermann, dem er nahte, arglistig zu schaden.

Wohl betrachtete ihn Dieser und Jener, der seine Bekanntschaft gemacht, mit argwöhnischen Augen, aber Keiner noch hatte den rechten Blick in diese verächtliche Büttelseele geworfen, weil sie unter seinem Aussehen und sonstigem Wesen nur zu gut versteckt war. Seine gemeine, an Jeden gleichsam herankriechende Vertraulichkeit erregte weniger Verdacht, weil er dabei den Ton der Gutmüthigkeit und einer mit Allem herauspolternden Offenheit nur zu gut zu treffen wußte. Auch die Proben von Unwissenheit in allen Dingen der Bildung, die er stets von Neuem lieferte, führten irre; es ließ sich bei einem solchen Ignoranten nicht so viel raffinirte Planmäßigkeit voraussetzen.

Zu den Gönnern Burda's, die ihm zur Reise nach Paris verholfen, gehörte auch Graf Thieboldsegg; dieser glatte und feine Diplomat, sonst die Personification des cavaliermäßigen Anstands, bediente sich zu seinen Zwecken mitunter auch der unsaubersten Werkzeuge. Burda schickte ihm Berichte ein und ließ sich auch zuweilen vom Grafen zu rein privaten Missionen, zu denen Befähigung nöthig war, verwenden. Aber außer den Diensten, die er diesem Vorragendsten unter seinen Gönnern und dem Staate leistete, hatte er noch immer nebenbeilaufende Geschäfte. Da gab es österreichische Cavaliere, mit welchen er durch seine Verbindung mit der Gesandtschaft bekannt geworden war und denen er sich aus unendlichem Thatendrange wie ein Lohnbedienter zur Verfügung stellte. Er war ihr Cicerone, ihr Famulus, ihr Leporello, oft Alles zusammen, und dabei war ihm nie eine Affaire schmutzig genug, in welche er sich nicht mit Lust und Liebe hineingestürzt hätte. Obwohl er eigentlich bei allen diesen Geschäften nur von seinem Genius getrieben wurde und das entfallende Trinkgeld als Nebensache betrachtete, so unterließ er doch nicht, auch diese Nebensache zur höchsten Bedeutung hinaufzuspannen...

Seit sechs Wochen hatte Burda an dem jungen Fürsten Hugo von Kronenburg eine wahre Goldquelle gefunden. Obgleich ursprünglich von ihm nur niedere Dienste gefordert worden waren, verstand er es doch, sich bald bei ihm zu einem Factotum emporzuarbeiten.

Der Fürst, des Terrains unkundig, wenig erfahren, unter dem Anstrich eines brüsken Selbstherrschers eine leitsame Natur, hatte von jeher das Loos gehabt, von seinen Kameraden, ja oft von Lakaien und Dienern gegängelt zu werden. Was mit seinem Wappen und seinem Gelde zu erreichen war, das war, wenn er darnach begehrte, im Handumdrehen gewonnen, aber sein fürstlicher Uebermuth sank kläglich zusammen, wenn der Sieg langsam durch geistige Gewandtheit und Auffindung kluger Auswege zu gewinnen war. Moralische Schwäche war in ihm mit einem beschränkten Geiste vereinigt. Daher tobte er auch immer, wie ein wildes Kind, vor dem ersten Hinderniß, das ihm den Weg versperrte, und glaubte es mit Schreien und Poltern wegräumen zu können. Wie er tief unter ihm Stehende unter der Würde eines Menschen zu behandeln gewohnt war, wenn sich sein Gemüth im normalen Zustande befand, so war er auch im Stande, denselben Menschen, den er vorher mit Füßen getreten, zur Zeit, wenn er in einer kritischen Lage zappelte, mit seinem Vertrauen wie einen alten Bekannten zu beehren und im Zorn oder Affect die unermeßliche Scheidewand des Rangunterschieds zu vergessen.

Kronenburg's Brautwerbung in Kraßnitz war in dem langen Zeitraum, der zwischen diesem und dem ersten Theil unserer Geschichte liegt, um keinen Schritt vorgerückt; Cornelia's Widerstand war derselbe geblieben, aber die Hartnäckigkeit ihres Vaters, sowie der Eltern Kronenburg's hatte sich womöglich gesteigert, die nach beiden Seiten hin convenable Verbindung zu Stande zu bringen. Der leichtblütige Fürst Hugo war aber, wie sehr ihm die Braut auch anfangs behagt hatte, nicht das zähe Herz, um auszuharren. Er hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn ihm Cornelia plötzlich um den Hals gefallen wäre; aber da es mit seiner Werbung beim ersten Anlauf nicht vorwärts gehen wollte, dachte er bald nicht mehr daran, sich durch fernere Anstrengungen um das

Mädchen verdienter zu machen. Er fühlte sich eigentlich von ihr tief beleidigt und hatte sich längst im Innern von ihr abgewendet. Innerlichkeit, echte, ihres Werthes bewußte Weiblichkeit, wie sie Cornelia auszeichneten, waren ohnehin nicht das Ideal, das der Fürst auf seinen mannigfachen Liebesirrfahrten zu erhaschen gestrebt hatte. Er gab einem lustigen Naturell, welches den Eingebungen des Augenblicks folgte, sich und Anderen keinen Zwang auferlegte, zu gelegener Stunde lose Einfälle ausführte und seine Witze goutirte, unbedingt den Vorzug. Er kannte aber seinen eigenen Geschmack am wenigsten, da er sich in den Wesen, welche sein Herz aus freier Lust aufsuchte, jederzeit irrte und seine Wahl durch eingebildete Prätensionen fälschte. Dies wurde gewöhnlich für ihn zur Quelle großen Liebesjammers, in welchem er das tollste Opfer zu bringen fähig war und selbst vor einem ernstgemeinten Heirathsantrag nicht zurückscheute. Selbst Letzteres, diesen ungeheuren Trumpf, hatte er bereits mehrmals vergebens ausgespielt!...

Sein gegenwärtiger Aufenthalt in Paris bot ihm nicht das hohe Vergnügen, welches er sich versprochen hatte. Statt Liebeslust hatte er Liebesleid gefunden, seit er in Auteuil, in der Gesellschaft einiger Mitglieder des Jockeyclubs, mit Frau von Sesie bekannt geworden war.

Frau von Sesie war, wie es hieß, die Wittwe eines französischen Edelmanns dieses Namens, welche sich, nach einem Aufenthalt in Deutschland und Italien, seit einem Jahre in Paris niedergelassen hatte. Jung und schön, von ihrem verstorbenen Gemahl reich dotirt, lebte sie auf großem Fuß, und es war ihr das Glück zu Theil geworden, sich in der Welt der Mode einen gefeierten Namen zu machen. Von Lebenslust und Jugend nicht selten zu weit fortgerissen, wußte sie sich doch stets im letzten Augenblicke die Zügel strengerer Sitte anzulegen und rettete so ihre Reputation, wiewohl ihre Genialitäten auf mancher Seite üble Deutungen zurücklassen und Anstoß erregen mußten.

Kronenburg hatte sich die schöne Wittwe als bonne prise ausersehen und war wie gewöhnlich, als diese Absicht in ihrer Ausführung scheiterte, in eine wahre Liebeswuth ver-

fallen. In diesem Zustande war er der Hülfloseste der Menschen, fremden Raths und fremder Leitung bedürftig. Beides, Rath und Hülfe, glaubte er endlich gefunden zu haben, als Burda ihm seine Dienste anbot. War er ganz und gar Gefühl geworden, so repräsentirte Burda seine Urtheilskraft und seine Vernunft...

Während der Fürst heute der Vorstellung in den Bouffes beiwohnte und Frau von Sesie unverwandt mit seinem Glase anstarrte, wartete sein unheimlicher Figaro ungeduldig im Foyer und konnte sich das lange Ausbleiben seines erlauchten Almaviva, als ein Zwischenact nach dem andern vorübergegangen war und das Ende der Vorstellung herannahte, nicht mehr erklären. Da wurde durch das Glasfenster des Einganges eine österreichische Kürassieruniform sichtbar, und der junge Fürst trat, einen gigantischen Strauß von Violettes de Parme in der Hand, mit höchst übelgelauntem Gesichte ein.

Burda flog ihm allerunterthänigst entgegen.

„Meine Erkundigungen —" flüsterte er mit wichtigthuenden Mienen.

„Ihre Erkundigungen," rief der Fürst barsch und verächtlich, indem er sich auf die gepolsterte Wandbank hinwarf, „sind jetzt ganz unnütz! Sie könnten mir jetzt Schwarz auf Weiß beweisen, daß sie das Musterbild einer Frau ist, die Wittwe eines Königs und selbst von reinster königlicher Abkunft, mich kümmert das Alles nicht mehr! Der Teufel hole die ganze Geschichte!"

„Was sagen Sie da?" rief Burda erstaunt und fragte mit heuchlerischer Süßigkeit: „Hätten Sie eine neue Eroberung gemacht, Durchlaucht? Das Bouquet, das Sie in der Hand halten, besagt wenigstens —"

„Seh' ich aus, wie Einer, der heute Abend im Glücke geschwelgt hat?" fuhr der Fürst ihn an. „Dies Bouquet halte ich schon drei Stunden in der Hand, ohne es ihr geben zu können; es ist schon ganz welk und von meiner Hand wie verbrannt!"

Er warf es in eine Ecke und fuhr fort:

„Ich habe es schon längst gesagt, daß mir der Russe gefährlich ist und mir sie wegschnappt —"

„Graf Ostrow?“ fragte Burda, sich verwundert stellend. „Das sollte ich nicht glauben! Durchlaucht haben mir ja erzählt, wie Sie von ihr bei jeder Gelegenheit so glänzend ausgezeichnet worden sind. — Wie könnte sie so schnell umschlagen? Sie müßte keinen Funken von Charakter haben!“ —

„Ich trete mit meinem Bouquet,“ sprach Kronenburg, „ganz vergnügt in's Theater und erblicke sie schon mit ihrer Freundin, der Creolin oder Mulattin, was weiß ich — mir gegenüber. Eben rüste ich mich, zu ihr hinüberzugehen, als ich Ostrow auf sie loskommen und auf einem Sitze neben ihr Platz nehmen sehe. Ich war wüthend. Ich richte meinen Gucker unverwandt hin, aber trotz der geringen Entfernung werde ich nicht bemerkt, man ignorirt mich und läßt mich zusehen, wie sie sich unterhalten, lachen und wie Tauben schnäbeln. Zehnmal wollte ich aufstehen und aus dem Theater fortlaufen —“

„Wären Sie, Durchlaucht, doch hinaufgegangen,“ fiel ihm Burda in's Wort. „Mit Bescheidenheit kömmt man nun einmal auf dieser Welt nicht fort, man muß den Andern wegzubeißen suchen — doch Verzeihung, daß ich Ihrer Durchlaucht mein bischen Lebensweisheit vorzukramen wage.“ —

„Was hätte ich oben gemacht?“ erwiderte der Fürst mit ungnädigen Blicken. „Ein galantes Wort hätte ich nicht vorgebracht — sollte ich ihnen meinen Aerger zeigen? Ich hätte diesen Ostrow eher mit einer Pistole herabschießen, als zu ihm hinaufgehen und ihm guten Abend sagen können.“

„Das begreif' ich,“ sagte Burda trocken.

„Kurz und gut, man muß die Geschichte an den Nagel hängen und sich nicht länger blamiren.“

„Nun, vielleicht ist das das Rechte!“ rief Burda. „Frau von Sesie ist eine wunderschöne Frau, aber Niemand wird mir einreden, daß ich nicht alle Abende Zwei bis Drei, die ihr nicht nachstehen, bei Mabille finde.“

„Mag sein,“ versetzte der Fürst, „um aber Personen dieses Schlages zu finden, brauch' ich nicht nach Paris zu gehen und ein horrendes Geld aus dem Fenster zu werfen. Ich will eine Eroberung machen, die mir Ehre vor der Welt macht

und meinen Namen herumträgt; denn, wissen Sie, mein Lieber, ein Fürst Kronenburg muß ein bischen Spectakel machen und kann nicht in Paris vegetiren, wie ein Kaufmann oder ein Student."

„Das ist unbezweifelt," sagte Burda. „Ich sollte aber meinen, Durchlaucht, wenn Sie sich einige Male im Theater oder im Boulogner Gehölz mit der ersten besten Dame zeigten, so müßte auch das Eclat machen und die Person einigermaßen in die Mode bringen."

„Reden Sie nicht so dumm!" schnauzte ihn der Fürst an, als Graf Ostrow in's Foyer trat, eine jugendliche Gestalt von schlankem Wuchse, gefälligem Aeußern und weltmännisch glatten Manieren.

„Sie haben wohl, Prinz," redete er Kronenburg freundlich an, „die Schwüle in dem kleinen Hause unerträglich gefunden —"

„Ja, es war sehr heiß —" stieß Kronenburg, nach Fassung ringend, hervor, denn er mußte annehmen, daß Ostrow sich über ihn lustig mache. Er war entschlossen, durch Herabsetzung der Frau von Sesie sich an seinem glücklichen Rivalen zu rächen.

„Nun, lieber Graf," sagte er nach einer Pause, in welcher Beide neben einander ein paar Schritte auf und ab gegangen waren, „heute — als ich Sie an der Seite der schönen Wittwe beobachtete, ist mir klar geworden, daß Sie die Festung zur Uebergabe zwingen wollen." —

„Auch mir ist es nicht entgangen," versetzte Ostrow leicht scherzend, „daß Sie die Arme mit aller Kraft Ihrer Operngläser den ganzen Abend bombardirten. Ihre Manöver sind, wie mir scheint, so erfolgreich gewesen, daß ich Sie beneiden würde, wenn ich die Absicht hätte, welche Sie mir — wohl nicht im Ernst — unterlegen."

„Sie haben mich nicht zu beneiden!" versetzte der Fürst, vom Uebermaß des Hohns bis zur Bissigkeit gereizt. „Frau von Sesie muß ein allumfassendes Herz haben, da sie nicht einmal mich übersieht, während sie schon ihrem Nachbar zu gehören scheint."

„Ist das Scherz oder Ernst?" warf Ostrow hin.

„Wahrscheinlich etwas von beiden," entgegnete Kronenburg.

„Ich sehe," sagte Ostrow, „daß Sie die Frau zu wenig kennen und allzu sehr von gewissen Gerüchten abhängig sind." —

„Kann sein!" versetzte der Fürst, scheinbar einlenkend, viel freundlicher. „Man munkelt allerdings viel, bestreitet ihren Adel und sagt, daß sie jener zweifelhaften Sorte von Noblesse angehöre —"

„Ich verstehe," sprach Ostrow. „Aber Sie sind da im vollständigsten Irrthum. Französische Damen haben andere Begriffe von Solidität, als deutsche — das ist Alles. In Deutschland findet man es an einer Frau sehr zu loben, wenn sie selbst auf dem Markt einkauft und viel in die Kirche geht. Die Französin sucht Amusement und die Augen der Welt. Was Madame de Sesie betrifft, so amüsirt sie sich freilich gern; unter allen Beschäftigungen ist ihr das Amusement die liebste — aber ich wollte wissen, welchen erheblichen Vorwurf man ihrem Leben machen könnte! Ihre tollen Streiche — deren macht sie freilich genug — sind so harmloser Art — so kindisch, neckisch — doch, soll ich Ihnen, Prinz, einen dieser närrischen Streiche erzählen, damit Sie von einem auf alle schließen und einen klareren Begriff von ihrem Charakter erhalten, als ich ihn Ihnen durch die geringe Kunst der Charakteristik, über die ich gebiete, geben kann?"

„Erzählen Sie!" sagte der Prinz, „mich interessirt Alles, was sich auf diese Frau bezieht."

„Drei Studenten," begann Ostrow, „sitzen dieser Tage im Parterre der Delassements — eines kleinen Theaters, das Sie sicherlich noch nicht besucht haben. Sie sehen drei Grisetten in einfachen Kattunkleidern vor ihnen in den Baignoires sitzen. Da die drei Grisetten den Studenten sehr gefallen, schwatzen sie den ganzen Abend mit ihnen und laden sie zuletzt, da das Theater zu Ende geht, zu einem Souper ein. Die Grisetten nahmen die Einladung an. Die Festgeber wollen zuerst einen kleinen, höchst bescheidenen Restaurant des Quartier Latin aufsuchen, aber dieser Vorschlag findet Oppo-

sition, die Grisetten, von der schönsten unter ihnen angestiftet, die zugleich den Ton des Gesprächs angiebt, behaupten, man könne, wenn man nicht zu den frères provencaux gehe, doch keinesfalls unter Desiré herabsteigen. Die Studenten verziehen die Mienen, aber sie schämen sich der Opposition. Jeder von ihnen hofft, der Andere sei bei Gelde. Die Gesellschaft kommt bei Desiré an, man verlangt ein Cabinet, die schöne Grisette fordert die Karte. Sie wählt die theuersten Speisen, Forellen, Ragouts, Pasteten, Rehwild. Die jungen Leute sehen einander mit dem Ausdruck tiefster Bestürzung an, als die Speisen aber aufgetragen werden, ist die schöne Grisette mit gar nichts zufrieden zu stellen! Sie kostet von diesem und jenem, schickt dies zurück, bestellt anderes, kostet wieder und zerschlägt endlich sogar Teller und Gläser. Die drei armen Gesellen waren zwei Stunden lang wie auf brennenden Kohlen gesessen, endlich erheben sie sich mit kläglicher Miene und halten Rath. Sie besaßen vielleicht keine zwanzig Francs und hatten für zweihundert gezecht. Der Eine häkelt bereits seine Uhr aus dem Knopfloch, der Andere durchsucht alle Taschen; so begeben sie sich in's Comptoir, um den Wirth zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wie groß aber ist ihr Erstaunen und ihre Verblüffung, als sie hören, Alles sei bezahlt! Wie begossene Pudel wissen sie nicht, ob sie sich vor Freude schütteln oder rasch aus dem Staube machen sollen... Aber da rauschen schon die drei Kattunkleider die kleine Treppe herunter, die Schönste der drei geheimnißvollen Schönen ruft nach einem Wagen. „Steigen Sie ein, Marquise!" ruft ihre kleine Begleiterin und hilft Frau von Sesie, denn diese war es, in den Wagen, in welchem sie den Studenten für immer entschwindet?" —

„Also solche Maskeraden unternimmt sie," sagte Kronenburg nach einer Pause, in welcher er über das Gehörte nachgedacht. „Ein seltsamer Uebermuth — aber man muß bekennen, rein und schuldlos! Im Kattunkleid! Und doch weiß ich gewiß, daß sie auch im Kattunkleid reizend war!..."

Er seufzte tief.

„Monseigneur," sagte Ostrow darauf, „unser Gespräch, von dem ich nicht weiß, wie es sich entsponnen, hat uns so

weit geführt, daß Sie mich entschuldigen müssen, wenn ich eines Auftrags, den ich erhalten, mich erst jetzt entledige. Frau von Sesie will nach dem Theater ein kleines Souper mit ihren zwei Begleiterinnen einnehmen — diesmal bei den frères provençaux und nicht im Kattunkleid. — Ich stelle mich als den Boten vor, der Ihnen die Einladung zu überbringen hat."

„Ich bin glücklich," murmelte der Fürst, außer sich vor freudiger Ueberraschung. Ihm war plötzlich, wie wenn er die Dinge allzu hypochondrisch angesehen habe und nun einen Sieg über Ostrow feiere, welcher durch das Ueberbringen der Botschaft vor ihm gedemüthigt werden sollte.

„Sobald das kleine Stück, das jetzt spielt, zu Ende," sprach Ostrow in Eile, wollen wir uns im Couloir finden."

Er ging.

„Durchlaucht," sprach Burda, der bescheiden bei Seite getreten war, jedoch so, daß er jedes Wort hatte auffangen können, „haben Sie mir keine Befehle zu geben?"

Der Fürst schwieg.

„Ist kein Wagen zum Nachhausefahren nöthig?" ließ sich Burda wieder vernehmen.

„Halten Sie den Mund!" schnaubte ihn der Fürst an. „Sie sehen, daß ich in Gedanken bin. Sie können gehen — doch morgen früh seien Sie auf Ihrem Posten!"

Burda bückte sich mit fast chinesischer Unterthänigkeit und dachte, während er abging: „Kaum ist er aus der Patsche heraus, so sitzt er wieder auf dem hohen Pferde. Warte nur! Dein Geldbeutel soll es empfinden, wie das heißt, wenn Burda mit seiner Hand hineinfährt!"

Kronenburg ging in's Couloir hinab und erwartete, die Schleusen seiner verwegenen Hoffnungen öffnend, die Gesellschaft.

Endlich war die Operette aus, wie das Geräusch eines fernen Applauses und des den Ausgängen zuströmenden Publikums verrieth, und in dem bunten Menschengewühl kam die Erwartete zum Vorschein. Frau von Sesie war von ihrer Freundin, einer ziemlich hübschen Creolin, Madame Juany,

und einer kleinen, lebhaften Dame, einer Polin, die am Arm eines fein aussehenden Mannes ging, begleitet.

„Sie müssen von den Damen schon sehr verhätschelt sein," sagte Frau von Sesie, als sie auf den jungen Fürsten zukam, schon von Weitem, „daß ich Sie suchen lassen muß, wenn ich mich Ihrer Gesellschaft erfreuen will."

„Wenn mir nur einmal im Leben eine Huld wie diese zu Theil geworden wäre," erwiderte der Fürst mit Aufgebot aller Galanterie, der er fähig war, „so wäre es kein Wunder, wenn ich blasirt scheinen sollte!"

Madame de Sesie lächelte und stellte dem Fürsten ihre zwei Begleiterinnen vor, worauf sich der Zug zu Fuß gegen das Palais Royal in Bewegung setzte, wohin die Entfernung eine nur ganz geringe war.

Kronenburg erhielt Frau von Sesie's Arm, für Ostrow blieb nur die Creolin übrig, da die dritte Dame bereits ihren Cavalier hatte.

Frau von Sesie war von hohem Wuchse, stark gebaut, mit einer vollen Büste und kräftig modellirten Armen und Schultern, wie Hannibal Carracci seine Frauen malt. Sie sah in ihrem kostbaren weißen Mantel mit den mächtigen Palmen in Seidenstickerei und dem weißen Hut mit braunen und rothen Federn wie eine Königin aus. Ihr Haar, das rabenschwarz, überaus üppig und kühn über die Stirn emporgeworfen war, bildete einen starken Contrast zu der matten Bläße ihres Gesichts, dessen Linien die Regelmäßigkeit der Antike hatten. Ihre Augen, von langen, schwarzen Wimpern beschattet, schossen Blitze wie aus einer tiefdunkeln Nacht heraus. In ihrem Gesicht war der Ausdruck des Stolzes festgehalten, aber dieser Stolz wurde fortwährend von Heiterkeit geschmolzen und durchbrochen; sie war eine Königin, aber eine Königin im Reiche des Vergnügens.

„Wo haben Sie denn das Bouquet, Fürst, das ich während der Vorstellung in Ihrer Hand gesehen habe?" fragte sie, als die Gesellschaft die ersten Schritte aus dem Theater hinaus machte.

„Das Bouquet," gab Kronenburg verlegen zur Antwort, denn der Arm der schönen Frau, der mit seiner vollen, elasti-

schen Rundung auf dem seinigen ruhte, brachte ihn ganz außer Fassung, „ist durch den ungeschickten Stoß eines Nachbars in Trümmer gegangen und so um das beneidenswerthe Loos gekommen, in der schönsten Hand zu verwelken."

Als das Cabinet bei den frères provenceaux sich von dem Strahl der Gasflammen und Wachskerzen erhellte, die großen Spiegel, vor denen die Damen ihre Toilette gerichtet hatten, die Gestalten wiederspiegelten und der Tisch sich zauberhaft mit Tellern, Krystallgeräthen und Gläsern deckte, begann eine heitere Laune unter den Gästen einzukehren. Sie ging jedoch mehr von Frau von Sesie, Ostrow und der übrigen Gesellschaft aus, als von Kronenburg, der noch immer genirt war und vergebens den Genius seiner Ahnen anrief, ihn mit geistsprühenden Bonmots und gelungenen Calembourgs zu versehen. Nicht nur, daß ihm kein Bonmot einfiel, er hatte sogar Mühe, die der Anderen zu verstehen und oft brachte ihn die Sorge, daß die Uebrigen seine Verlegenheit bemerken und sie benutzen möchten, um ihre Scherze gegen ihn zu kehren, völlig außer Athem.

Doch dies waren bagatellmäßige Leiden, über welche die hochfürstliche Verachtung auf ihrem gewaltigen Wappenthiere bald wieder spielend hinwegsetzte, besonders da Frau von Sesie den Fürsten reichlich mit den schönsten Blicken bedachte und durch allerhand tiefer Deutung fähige Vertraulichkeiten entzückte, welche zugleich auf Ostrow's Haupt wie die letzten Schläge, auf einen den Rückzug Ergreifenden geführt, herabzufallen schienen.

Seit die Gläser angeklungen hatten, war der Ton frei, ja entfesselt geworden. Da Jemand bemerkte, daß Jeder der Gäste einer andern Nationalität angehöre, kam man überein, sich nach Ländern zu benennen.

Die Marquise galt als das lustige Frankreich, Ostrow als das große Czarenreich, Polen und La Bohème waren auch da; der Fürst wurde Alt-Oesterreich getauft, ohne daß er sich dadurch sehr geschmeichelt fühlte.

„Warum die Namen nach Ländern?" warf Frau von Sesie unverhofft ein. „Ich glaube, man nimmt den Scherz dort, wo man ihn kriegt. Nach jener Uebereinkunft geziemte sich's

freilich, den Grafen Ostrow nach seinem Stammlande, zu welchem allerdings auch sein ganzes Temperament stimmt, das eisige Rußland zu taufen. Ich ziehe es aber vor, da er mich heute Abend zu Gunsten meiner Freundin gänzlich ignorirt, ihn den russischen Bären zu nennen."

„Ich habe eine andere Meinung vom Grafen," sagte Madame Juany. „Ich schlage vor, ihn die nordische Biene zu heißen, weil er von Blume zu Blume flattert, um Honig zu nippen."

„Glauben Sie, Madame," ließ sich Kronenburg, seinen Worten ein anzügliches Gelächter beimischend, vernehmen, „daß nicht auch Bären Freunde von Honig sind? Und die packen mit einer Tatze eine größere Portion auf einmal, als tausend Bienen mit ihren Rüsseln!"

Man lachte noch, als Ostrow die Stimme erhob:

„Ich aber möchte Frau von Sesie mit dem herrlichsten der Länder vergleichen: mit dem mohamedanischen Paradiese, in welches das fromme, apostolische Oesterreich eingedrungen ist, um Bekehrungsversuche zu machen."

„Oesterreichische Mönche," versetzte Kronenburg, ein wenig pikirt, „sind nicht bekehrungssüchtiger, als russische Popen."

„Das wird kriegerisch," rief Demary, der Dritte an der Tafel, Mitarbeiter an einem Witzblatt und humoristischer Dichter. „Es droht ein Religionskrieg auszubrechen, und die Schuld trifft das lustige Frankreich, worunter ich Frau von Sesie verstehe, welches mit seinen brennenden Augen den Streit angeschürt hat, um diese zwei Großmächte zu ruiniren."

„Sie thun Frankreich Unrecht!" rief Frau von Sesie mit schelmischem Lachen. „L'empire c'est la paix!"

„Stoßen wir denn im Kreise an!" rief Demary. „Hoch der Friede, unter dem allein die großen Interessen der Civilisation gedeihen können!"

„Und was bin ich?" fragte die kleine braune Madame Juany, sonst auch Folichon genannt, als bereits Alle ihren Namen erhalten hatten.

„Sie sollen Fez und Marokko sein!" sagte der Poet, „erstlich Ihres Teints wegen, dann wegen Ihres kriegerischen

Temperaments, endlich wegen Ihrer heute so absonderlichen Coiffüre."

„Wohlan! Fez und Marokko soll leben!" rief die Gesellschaft. „Sie aber, Poet, bekommen nicht früher eingeschenkt, bis Sie etwas auf Ihre Nachbarin improvisirt haben!"

Der Poet ergriff das Glas, leerte es und begann ohne Weiteres:

„Sie, der ich zu eigen bin,
Nenne Fez ich und Marokko,
Weil so wild und jäh ihr Sinn
Und ihr Kopfschmuck so barok, o!

Ihrer Augen Branderpaar
Stürzte sich auf die Corvette
Meines Herzens und es war
Jählings eine Flammenstätte!

Aller andren Frauen satt,
Leb' ich in den Räuberstaaten —
Ihres Busens Halbmond hat
Mich gemacht zum Renegaten."

„Bravo, bravo!" rief Alles im Kreise. „Das heißt im Compaß eines Liedes Freiligrath und Heine vereinigt!"

„Ich trage an, daß Folichon ihren Sänger mit einem Kuß auf beide Wangen belohnen soll," rief der Graf.

Folichon ließ sich nicht lange bitten und fiel dem Poeten um den Hals.

Alle Gläser klangen wild aneinander. In dem Tumult, der durch das Aufspringen von den Stühlen und das Verlassen der Plätze entstanden, bemerkte Kronenburg, der bis dahin der aufgeräumteste Mensch war, daß Ostrow Frau von Sesie einen fliegenden Kuß gegeben und diese das Attentat mit einem leuchtenden Blick eher belohnt als bestraft habe.

Ein ganzes Meer von Verdacht stürmte sofort in Kronenburg auf. Seine Laune war hin und wie zu Stein geworden.

„Sie sind ernst geworden," redete ihn Frau von Sesie an, wie wenn sie die Ursache dieser Verstimmung errathen hätte. „Sie sind in Gedanken verloren und bemitleiden

sicherlich uns arme Pariser, die wir mit solchen Narrenspossen unsere Zeit verschwenden!"

„O, ich bin sehr heiter," versetzte der Fürst, indem er der Verrätherin aus dem Wege ging.

Indessen war es Ein Uhr geworden und die Gesellschaft brach auf. Die Laune des Fürsten war nicht mehr herzustellen, obwohl ihm gestattet worden war, Frau von Sesie den Cachemir umzuhängen und ihr für den Weg nach Hause den Arm zu geben.

Die Nacht war lau, mild, sternhell, die Straße noch glänzend erleuchtet und ziemlich lebhaft.

Frau von Sesie, welche am nächsten wohnte, hatte den Einfall, die beiden Damen noch ein Stück zu begleiten. Sie war unendlich aufgeräumt und verspottete den Fürsten, der seine üble Laune nicht zu bändigen vermochte. Denn Kronenburg grollte noch immer. Der geraubte Kuß, der vielleicht nur eine Vermessenheit von Seite Ostrow's gewesen, über welche sich eine Dame kaum laut beschweren konnte, erschien ihm wie ein Verrath an seinem Herzen.

Als die Gesellschaft, endlich bis auf die schöne Frau, den Fürsten und Ostrow zusammengeschmolzen, die Rue d'Alger erreicht hatte, wo Frau von Sesie wohnte, und vor der Hausthüre stand, sagte Letztere, während sie die Klingel zog: „Heute ist bei uns ein neuer Portier eingezogen. Ich hoffe, daß er uns nicht lange warten läßt. Ich hoffe, Prinz, daß Sie mir bald das Vergnügen schenken —"

In diesem Augenblicke wurden Schritte vernehmbar und die Thüre ging auf.

Frau von Sesie verschwand im Hausflur.

„Bei diesem Souper sind mir die Augen aufgegangen," sagte Kronenburg, nachdem ihn Graf Ostrow verlassen hatte. „Diese Madame de Sesie hat allem Anschein nach mit diesem Russen ein festes Verhältniß. Der Kuß, den ich nur allzu deutlich gesehen habe — doch, das ist nicht das Einzige und Aergste! Es ist klar, daß Ostrow sich für sie außerordentlich interessirt, und da frage ich: wo nimmt er die kolossale Ruhe her, während er zusieht, wie ich nach ihr schnappe? Offenbar nur aus dem süßen Bewußtsein ruhigen und sichern Besitzes.

Daß er mich als Rivalen so geringschätzen sollte, daran ist nicht zu denken, denn wenn man nach den Aeußerlichkeiten urtheilte, hätte er heute Abend den Kürzeren gezogen. Woher seine Ruhe? Russen sind freilich die besten Lügner und vortrefflichsten Heuchler — sie können lachen und schmunzeln, wenn sie Ohrfeigen kriegen — mir ist aber in diesem Falle wirklich, wie wenn ich von Beiden gefoppt würde! Der Teufel weiß, woran es liegt, daß ich ein so merkwürdiges Unglück in der Liebe habe! Bei Modistinnen, Kammerkatzen und Schauspielerinnen bin ich in der Regel unwiderstehlich, aber sobald ich mich an ein Hochwild, eine Löwin, eine Modegröße mache, habe ich nur rasende Ausgaben, keine Früchte und muß noch froh sein, wenn ich einem standesgemäßen Rivalen erliege. Es wäre Hohn, wenn ich sagte, daß ich mich in Paris amüsire. Seit Wochen renne ich von Morgen bis Abend der diabolisch-schönen Sesie nach, ärgere mich unbändig, schäume vor Eifersucht, kriege höchstens ihren Arm zu momentaner Erheiterung, dann ziehe ich ein wie das andere Mal mit hängendem Kopfe und geleerter Börse nach Hause. Ich weiß nicht, wie es ist, daß ich mich von ihr so lange an der Nase herumziehen lasse. Es ist sonst nicht meine Art sentimental zuzuwarten, aber die Frau muß es mir angethan haben. Ihre Augen, ihr — doch, ich darf mich gar nicht daran erinnern und mich noch in größeren Jammer hineindenken! Ich bin so toll verliebt, daß es für einen Mann lächerlich ist! Freilich — wenn ich sie nach Wien brächte — ich würde mit ihr ein wahnsinniges Furore machen und die Scharten meiner bekannten Fiascos glänzend auswetzen ..."

Der Fürst war während dieser Gedanken wieder an die Rue d'Alger zurückgekommen. Das Schlafcabinet der Frau von Sesie war beleuchtet. Von dem Lichte, wie die Mücke von dem Feuer, angezogen, schritt er an das Haus heran und starrte, in der Mitte der Straße stehen bleibend, gedankenvoll hinauf.

Nach einer Weile sagte er:

„Ich fühle es: für dieses Weib wäre ich im Stande eine ungeheure Torheit zu begehen, eine Torheit, welche nicht blos mit Geld gutzumachen wäre! Ich könnte mich über ihre

bezweifelte Stellung, über den Zorn meines Vaters und über zehn Ohnmachten meiner Mama hinwegsetzen, wenn sie mich lieb hätte! Aber der Kuß, der Kuß! O wenn ich wüßte, wie dieser Russe zu ihr steht! Doch —" er hielt plötzlich inne — „ein herrlicher Einfall! Ein herrlicher Einfall, wenn ich Ostrow's Visitenkarte noch bei mir habe!"

Er griff mit Hast in seine Brusttasche und zog ein kleines Portefeuille heraus, in welchem er scharf nachsuchte.

„Da ist die Karte!" rief er. „Das ist ein teuflischer Coup, den ich mir selbst nicht zugetraut hätte! Nimmt sie auf die Visitenkarte hin den Besuch an, so ist ihr Verhältniß mit Ostrow gewiß, ich aber rede mich oben aus, daß ich die Karten im Dunkeln verwechselt. Weist sie die Karte zurück, dann sind meine Besorgnisse leere Einbildungen und meine Chancen die besten. Zugleich werde ich aus der begleitenden Antwort den Grad ihrer Tugend abmessen können."

Er trat an die Hausthüre und zog den Knopf. Der neue Portier erschien.

„Lassen Sie diese Karte schnell an Frau von Sesie gelangen," sagte Kronenburg, „und fragen Sie an, ob ich zu so später Stunde noch einen Besuch machen könne. Hier ist ein Napoleon für Ihre Mühe."

Der Portier hatte sich entfernt und der Fürst stand mit klopfendem Herzen da.

„Die Idee ist gut," sagte er zu sich. „Ja, Herr Moskowiter, auch ein deutscher Michel hat zuweilen raffinirte Momente!"

Inzwischen saß Frau von Sesie vor dem Toilettenspiegel in ihrem Schlafgemach, welches das farbige Glas der Lampe romantisch erleuchtete, halb entkleidet, mit der Nachtfrisur ihrer Haare beschäftigt, während unter den seidenen Vorhängen des breiten Bettes von Palisanderholz ein junger Mann bereits lagerte und seiner Ungeduld über den langsamen Fortschritt der Nachttoilette durch allerhand Witze Luft machte.

Es war — der wirkliche Graf Ostrow. Nachdem er vom Fürsten Abschied genommen und diesen noch dadurch getäuscht hatte, daß er in die nächstgelegene Gasse eingebogen, war er

schnurstracks umgekehrt und als glücklicher Besitzer eines Hausschlüssels ohne jedes Hinderniß in das Boudoir der Frau von Sesie gedrungen, deren Geliebter er schon seit längerer Zeit war. Das anzunehmen, hatte der Fürst keinen eigentlich factischen Grund, aber er mochte doch von der wunderbaren Ahnungsmacht des liebenden Herzens inspirirt worden sein, als ihm das listige Manöver einfiel, den Grafen Ostrow zu spielen.

„Willy!" rief plötzlich der Graf. „Du bringst mich zur Verzweiflung! Du brauchst heute dreimal so viel Haarnadeln wie gewöhnlich!"

„Und selbst dieses Quantum wird mir schwerlich viel nützen," warf die Angeredete, mit ihrer Arbeit fortfahrend, trocken und lose hin. „Morgen sehe ich doch aus wie der Struwwelpeter!"

Sie war aufgestanden und löste ein Bändchen, worauf sie schlank und schön, wie Anadyomene aus der Muschel, aus ihrer Crinoline schlüpfte.

Da klopfte es an die Thüre. Es war die Kammerjungfer, der der Portier die Visitenkarte zur weiteren Bestellung übergeben hatte.

„Was giebt's noch?" fragte Frau von Sesie an der halbgeöffneten Thüre stehen bleibend.

„Seltsam," sagte das Mädchen, das ein weitgehendes Vertrauen bei ihrer Herrin genoß, mit schelmischem Lachen. „Der Herr, dem diese Karte gehört, steht unten und bittet dringend, vorgelassen zu werden."

Ostrow, der Alles gehört, lauschte, von Eifersucht gestochen, unter der Bettdecke hervor, während Frau von Sesie, die Karte emporhaltend, über alle Maßen verwundert ausrief:

„Graf Iwan Ostrow ist unten! Zu dieser Stunde! Sage dem Grafen, doch nein — lasse ihm durch den Portier sagen, daß ich keine Veranlassung kenne, welche die Unverschämtheit entschuldigen könnte, bei mir nach Mitternacht eindringen zu wollen. Du aber gehst gleich hinab und siehst Dir unbemerkt diesen Grafen an, denn dahinter scheint etwas Seltsames zu stecken!"

Frau von Sesie combinirte noch mit ihrem Liebhaber allerlei Vermuthungen, als das Kammermädchen wieder zurückkam und mit Bestimmtheit erklärte, daß der Verwegene kein Anderer als Fürst Kronenburg sei.

„Sieh, sieh!" rief Ostrow, als Beide allein waren, aus dem Bette lachend hervorspringend, „Seine Durchlaucht sind doch pfiffiger, als Hochdero banale Physiognomie verspricht! Der Idee, sich meiner Visitenkarte, die er vor etlichen Tagen von mir erhalten, so zu bedienen, dürfte sich auch ein geriebener Russe nicht schämen..."

„Wärst Du nicht glücklicherweise dagewesen," erwiderte die schöne Frau, „wer weiß, ob ich nicht in die gestellte Falle gegangen wäre..."

„Mir schaudert!" versetzte Ostrow lachend. „Er wäre heraufgekommen, und Du hättest ihn am Ende hier meine Rolle weiterspielen lassen!"

Er schloß sie in die Arme und erstickte mit seinen Küssen ihren Protest. — — —

Indeß wanderte Fürst Kronenburg, die Cigarre im Munde, bereits nach seinem Gasthof, dem Hotel des Princes. Die empfangene Abfertigung hatte ihn nicht traurig, sondern überaus glücklich gemacht, denn sie hatte die Ueberzeugung von der Tugendhaftigkeit seiner Herzensdame und der Ungefährlichkeit Ostrow's neu befestigt, ja unumstößlich gemacht.

„Dazu kommt noch Eins," sagte er unterwegs, sich die weiteren Folgen seines Manövers ausmalend. „Der Portier kennt mich nicht. Wie will nun der wahre Ostrow seine Unschuld beweisen und sich vom Vorwurf der Unverschämtheit rein waschen? Es kann sich ereignen, daß ihn die Sesie nie wieder vorläßt! Dann aber hätte ich einen Streich gegen den Nebenbuhler geführt, der schon des Mephistopheles würdig wäre!"

Fünftes Kapitel.

Was zuweilen ein ausgesprochenes Wort wiegt.

Bruno, welcher in letzter Zeit mit dem Gedanken einer Rückkehr in sein Vaterland nicht blos gespielt, sondern ihn mit allem Ernste ergriffen hatte, war plötzlich wieder von diesen Plänen in seine alte, ihnen entgegengesetzte Richtung zurückgeworfen. Alle seine politischen Abneigungen, die sich bereits langsam gemildert und der Zweckmäßigkeit seiner früheren Absichten unterordnet hatten, traten wieder, von allen Rücksichten entbunden, zu Tage und schoben mit Uebermacht jede Gegenvorstellung bei Seite. Bruno begriff nicht mehr, wie ihn die Straffreiheit zur Rückkehr in einen Staat verlocken könne, welcher vom Absolutismus an Händen und Füßen gefesselt war, und aus welchem Tag für Tag Nachrichten von Unterdrückungen und Verfolgungen über die Grenzen hinausdrangen. Ihm war, wie wenn er sich in ein Gefängniß zu begeben habe, das allerdings über zehntausend Meilen groß, aber doch ein Gefängniß sei.

Zu diesem Umschlage hatte weniger die Stimme der reizenden Leonie, als die Bekanntschaft mit Negroni den Anstoß gegeben.

Bruno's Phantasie war von dem seltsamen Manne wie bezaubert, und der Zauber war ein um so stärkerer, da er ihn selbst nicht ahnte. Er hatte den Italiener noch einige Male nach dem Zusammentreffen im Café am Passage du Diable gesehen und gesprochen, aber zu flüchtig und bei Weitem nicht so viel, als er es in innerster Seele wünschte. Er vernachlässigte seine Bekannten und ließ sich selbst bei Leonie viel seltener sehen. Da auch bei ihr seinem aufgeregten Gemüthe keine Beruhigung geboten werden konnte, zog er es vor, oft stundenlang planlos in Paris, besonders in der Nähe des Palais Royal zu schlendern, um sich dem Zufall, Negroni zu begegnen, gleichsam in den Weg zu stellen.

Negroni's Persönlichkeit war allerdings darnach angethan,

eine jugendliche Phantasie zu entzünden. Er war wie ein wanderndes Räthsel, welches, je mehr man es betrachtete, desto verworrener wurde und desto lüsterner nach der Lösung machte. Durch seine geheimnißvollen Verbindungen und durch seine Art, den Schleier von sich und seinem Treiben so abzuwerfen, daß die Enthüllung den Umfang des Verborgenen nur um so weiter hinausrückte, besaß er eine romantische, aber auch unheimliche Anziehungskraft, wie der Bewohner einer geheimen, von der Menge ungeahnten, unterirdischen Welt, heraufgesendet, die Plane sich allmächtig dünkender Herrscher zu durchkreuzen und deren Schöpfungen zu unterhöhlen.

Seine Bescheidenheit und die Einfachheit seines Lebens spiegelten zugleich einen Menschen ab, der alle Selbstsucht bis auf die Wurzel ausgerottet und kein persönliches Interesse, selbst sein Ich nicht mehr kannte, sondern von irgendwelchen ungewöhnlichen Schicksalen die Weihe erhalten hatte, nur für seine Idee, seine Mission zu leben. Der tiefe Ernst, welchen sein ganzes Wesen aushauchte, mußte Achtung abdringen und den freundlichen Umgangsformen, unter welchen dieser Ernst versteckt lag, einen herzgewinnenden Werth geben.

Als Bruno eines Abends seinen räthselhaften Freund, mit dem er ein paar Stunden in einem Café, unweit der Ecole de Medecine verbracht, verlassen hatte und munter am Luxembourg-Palast dahinschritt, begegnete ihm ein alter Mann, an dessen ganzem Anzug nur eine schwarze Cocarde am Hute den herrschaftlichen Bedienten erkennen ließ.

Das Gesicht des Alten kam Bruno bekannt vor, aber er wäre ruhig weitergegangen, wenn er nicht gefühlt hätte, wie ihm die Erscheinung auf eine ganz wunderbare Weise in seine Erinnerungen hineingriff.

„Irr' ich mich" — redete er den Alten deutsch an, „oder irre ich mich nicht —"

„Sie werden sich wohl irren," gab der Alte in derselben Sprache zur Antwort, wobei er eine Miene machte, welche von wirklicher Befremdung zeugte, aber auch von absichtlicher Verleugnung seiner Person kaum zu unterscheiden war.

„Sie sind es doch!" sprach Bruno bestimmt. „Sollte ich

mich in zwei Jahren so furchtbar verändert haben, daß Sie mich nicht mehr kennen? Ich bin Bruno Haldenried!"

„Erinnere mich wirklich nicht!" gab der Alte verlegen zur Antwort und wollte weitergehen.

„Koß!" rief ihm Bruno mit lauter Stimme nach, worauf sich der Forteilende mechanisch, wie ein Soldat, umwandte und stehen blieb.

„Koß," fuhr Bruno freundlich an ihn herantretend fort. „Ich mag nicht glauben, daß Sie mich nicht kennen wollen. Was mich betrifft, so werde ich Ihr Gesicht immer im Gedächtniß behalten, denn ich möchte ungern Jene vergessen, welche mir irgendwie zur Zeit der Noth beigestanden sind. Mein Aufenthalt in Kraßnitz —"

„Still, still davon!" sagte der Alte — es war Koß — ängstlich. „Gottlob, daß das Alles weit hinter uns liegt. Ich mag gar nicht daran denken. Ich habe Sie schon vorher, wenn auch nicht gleich, erkannt, mir aber gedacht, daß es uns Beiden wahrscheinlich gleichgültig wäre, ob wir uns sprechen oder nicht."

„Sie mögen so denken," sprach Bruno. „Ich kann es nicht, denn ich fühle mich vor Ihnen wie ein Schuldner."

„Ein Schuldner? Mir? Wofür?" fragte Koß verwundert und unruhig, als ob er alle Theilnahme an etwas polizeilich Verbotenem von sich abweisen wollte. „Ich will gar nichts mehr von der ganzen alten Geschichte wissen und die Aengsten, die ich damals ausgestanden, kann man mir mit allem Gelde nicht abkaufen. Ich bin ein redlicher Mann, und als solcher stelle ich Treue, Wahrheit und Offenheit meinem gnädigen Herrn gegenüber allen Pflichten der Welt voran. Ich habe damals — das einzige Mal in meinem Leben — meine Dienststellung außer Acht gelassen — aber die Umstände, unter denen es geschehen, entschuldigen mich einigermaßen, denn ich mußte mich —" Er brach im Gefühl, daß er auf dem Wege sei, sich zu verplappern, ab. „Kurz und gut," setzte er wieder an, „geschehen ist geschehen, und Gott sei Dank, daß es ohne Folgen geblieben! Wenn Sie schon einmal von Dank reden, so verlange ich, daß Sie von der Sache schweigen, Niemandem etwas erzählen, damit ich nicht unangenehm daran

erinnert werde und vielleicht noch nachträglich dafür büße. — — Behüte Sie Gott!" er gab einigermaßen bewegt Bruno die Hand, „und führe Sie künftig auf besseren Wegen! Mich aber verleugnen Sie, wo immer Sie mich treffen."

„Es thut mir leid," erwiderte Bruno, „daß ich Derjenige sein muß, der in Ihrem Gemüth eine solche Störung veranlaßt hat. Doch, wie Sie dastehen und mich als Anlaß einer von Ihnen begangenen Sünde betrachten, so schätze ich Sie doch und verspreche, Ihnen nicht wieder in den Weg zu kommen. Ich muß einem Herrn Glück wünschen, der einen Diener wie Sie gefunden. Sie sind wahrscheinlich mit dem Grafen nach Paris gekommen?"

„Ja," gab Koß zögernd und auf's Neue verlegen zur Antwort. „Seit vorgestern sind wir hier. Seltsam, höchst seltsam, daß ich Sie in dieser großen, ungeheuren Stadt gleich bei meinem ersten Spaziergange treffen muß!"

„Halten Sie das nicht für ein gar so schlechtes Anzeichen!" versetzte Bruno lächelnd.

„Nun," meinte Koß, sich hinter dem Ohre kratzend, „abergläubisch bin ich nicht, aber ich muß Sie doch für einen Vogel halten, der manchen Leuten Unglück bringt. In Kraßnitz wenigstens —"

„Nun?" fragte Bruno mit hochgespannter, ängstlicher Neugier.

„Ich meine," gab Koß zur Antwort, „Sie sollten es wissen. Der Müller Dubsky war Ihretwegen eingesperrt und ist darauf von Kraßnitz fortgezogen. Und wir! Haben wir eine gute Stunde gehabt, seitdem Sie in unser Schloß getreten? Alle Tage gab es da etwas im Hause, was sonst nie vorgekommen. Von dem Tage Ihrer Abreise oder, besser gesagt, Ihres Verschwindens will ich gar nicht reden. Es ist vorüber, halb vergessen — nun, ich scharre es nicht aus dem Grabe! Lassen wir das! So ist's am gescheidtesten!"

„Aber ehe Sie gehen," sagte Bruno, „müssen Sie mir noch berichten, wie es Frau Hassenfeld und der schönen Anna geht."

„Mein Gott," — fuhr Koß, wie aus der Fassung geworfen, empor. „Wie soll es ihnen gehen?" Er kam in's

Stottern, stellte aber sein Gleichgewicht allmählich wieder her und sprach weiter:

„Frau Hassenfeld befindet sich wohl, auch Fräulein Anna. Die ist aber nicht mehr in Kraßnitz, sondern in einem kleinen Orte — der Name will mir nicht einfallen — an der sächsischen Grenze verheirathet und ganz gut versorgt, ganz gut, und wie ich hörte, sehr glücklich."

„Sie verdient es!" sagte Bruno äußerlich gelassen, doch in der Tiefe seines Herzens getroffen. „Ich danke Ihnen, Koß! Leben Sie wohl und glauben Sie nicht, daß Sie je von mir etwas zu befürchten haben werden!"

„Behüte Sie Gott!" sprach der Alte, herzlich froh fortzukommen, und entfernte sich.

„Sie ist also verheirathet! Ganz gut versorgt und sehr glücklich!" sagte Bruno zu sich, als er allein weiter ging. „Denkt sicher nicht mehr an mich! Auch dies wäre also mit den anderen Träumereien begraben! Möge sie nicht aufhören, glücklich zu sein!"

Er war in eine große Bewegung hineingerathen. Die halbvergessene Liebe stieg mit unerwarteter Gewalt wieder empor. So geschieht es, daß sich auch zwei Freunde, die sich an eine lange, scheinbare Gleichgültigkeit gewöhnt haben, plötzlich für einander erwärmen, wenn das Schicksal einen vom andern wegführt und wirklich trennt. Den ganzen Abend hindurch kam ihm die Begegnung mit Koß nicht mehr aus dem Sinne; sie hatte eine endlose Reihe von Betrachtungen in seinem Innern losgelöst.

Unter diesen Reflexionen waren nicht alle so ganz elegischer Natur und auf seine Liebe bezüglich.

Wenn Bruno seine Gedanken auf den alten Koß, diesen treuen, mit dem Interesse seines Herrn zusammengewachsenen Diener, lenkte, konnte er, alle Erlebnisse von Kraßnitz im Geiste recapitulirend, über dessen Einfalt und Aengstlichkeit nicht scherzen. Er, Bruno, hatte zwar über die vielen Begünstiger, die er auf seiner langen Flucht gefunden, immer das gewissenhafteste Stillschweigen beobachtet, denn ihm war wohl bekannt, wie leicht manchmal ein einziges hingeworfenes Wort auf eine Kette von Thatsachen führe, und wie ver-

derblich jede Enthüllung für diejenigen werden müsse, die in dem Lande, welchem er unter so viel Gefahren den Rücken gekehrt, zurückgeblieben waren; dennoch hatte er selbst einmal ein solches Wort, wenn auch nur ein einziges, hingeworfen und fühlte sich jetzt durch die Begegnung mit Koß wie an eine begangene Unvorsichtigkeit oder Uebereilung gemahnt.

Es war bei Leonie, in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft mit ihr, bevor er noch von ihrer Verbindung mit dem Grafen von Thieboldsegg eine Ahnung hatte. Auch da hatte er nichts weiter gesagt, als daß er auf seiner Flucht durch Kraßnitz gekommen sei. Wie hartnäckig auch die Neugier der schmeichlerisch vordringenden Frau seine eingestandene strenge Zurückhaltung zu durchbrechen versucht hatte, es war seinem Munde weiter nichts zu entlocken gewesen. Er hatte geglaubt, mit dem Worte nichts gesagt zu haben; später aber, als er von Leonie's Intimität mit der gräflichen Familie erfuhr, hätte er es gern zurückgenommen. Nun, da er Koß gesehen, fing er es bereits zu bereuen an.

Auch Leonie, die ihm, von ihrem Standpunkte aus, den Mangel an Vertrauen im Stillen übel genommen, hatte damals verschwiegen, daß sie sich in jenem Sommer auf dem Schlosse zu Kraßnitz aufgehalten und dort von der Erscheinung eines Flüchtlings bei der Einsiedlerklause in Gesellschaft der Frau von Wallhof geschreckt worden war. Sie hatte aber von jenem Abend angefangen, eine Reihe kleiner, scheinbar bedeutungsloser Beobachtungen zu machen, von welchen ihr jetzt plötzlich schien, sie könnten in eine gewisse logische Verbindung gebracht werden. Sie schwieg, ihre Absichten auf günstigere Gelegenheiten vertagend, welche jedoch noch immer nicht gekommen waren. Es war nur die natürliche Neugierde dahinter, Begier, in die eigenen Erlebnisse Klarheit und Verständlichkeit zu bringen, kein besonderer Zweck, am wenigsten Hinterlist, da sie damals keinen Zweck dabei zu verfolgen hatte. Ihr Interesse an der ganzen Sache schien nicht groß und schien schon abgeschwächt zu sein, da sie ihr Gespräch nie wieder auf Bruno's Fluchtgeschichte führte, wie oft ihr dieser selbst einen ungezwungenen Anlaß dazu geboten.

Als Bruno am Abend des folgenden Tages auf dem

Wege zu Leonie war, um eine mehrtägige Vernachlässigung wieder gut zu machen, fiel es ihm so recht ein, wie sehr er mit seiner Aeußerung gefehlt habe. Die Sünde gegen die Verschwiegenheit war an und für sich sehr gering, er empfand aber, wie sehr sie durch den Umstand allein gewachsen, daß sie in das Ohr einer Person gedrungen war, welche, ohne daß er es gewußt, dem Kreise der Mitbetheiligten so nahe gestanden. Diese Vorwürfe machte er sich nur im Allgemeinen, denn er hatte Vertrauen zu Leonie und ihrem Wohlwollen und konnte im Augenblicke selbst keine Gefahr des Mißbrauchs seines Wortes entdecken. Mit dem Vorsatze, sich die Sache zur Lehre dienen zu lassen, trat er in das Haus, wo Leonie wohnte, ein.

Als er die Thüre des trauten Boudoirs, in welchem er so manchen Seufzer ausgestoßen, geöffnet hatte, sah er Leonie mit einer jungen Dame, von der Lampe hell beleuchtet, auf dem Sopha sitzen. Die schlagendste, unverkennbarste Aehnlichkeit der Letzteren mit Anna, der vermeintlichen Verwaltertochter von Kraßnitz, welche Bruno nach Koß' Berichte irgendwo an der Grenze von Sachsen als glückliche Hausfrau vermuthete, brachte ihn in eine unendliche Verwirrung. Von Erstaunen und Ueberraschung wie gelähmt, stand er im ersten Augenblicke wie vor einer frappanten Traumerscheinung, ohne recht zu wissen, ob er an ihre Realität glauben solle.

„Ah, sieh da, Bruno!" tönte Leonie's Stimme aus der Ecke herüber.

Bruno hatte nur nothdürftig die Fassung errungen, sich stumm und mechanisch zu verbeugen.

Leonie kannte Bruno zu gut, als daß ihr sein Benehmen nicht aufgefallen wäre; aber sie konnte keine Ahnung haben, wie tief seine Ueberraschung gehe und aus welcher Ursache er von einer ihrer Ansicht nach ihm ganz unbekannten Dame in Verwirrung gerathen sei.

Sie wies auf einen gegenüberstehenden Fauteuil und stellte ihren Freund Bruno Haldenried und Cornelia, Gräfin von Thieboldsegg, einander vor.

Bruno's Ueberraschung war im Steigen, statt im Fallen, als er den Namen der jungen Dame gehört, er wußte im

ersten Augenblicke nicht, ob er an das Wunder glauben solle, daß er von der hochgeborenen Tochter eines großen österreichischen Staatsmannes vor Ketten und Banden gerettet worden sei, oder ob er die Absurdität verwerfen und zu seinem Glauben an die ihm ebenbürtigere Verwalterstochter zurückkehren solle, mit welcher die vor ihm sitzende Trägerin eines so stolzen Namens nur eine wunderbare, verwirrende Aehnlichkeit habe. So war ihm im ersten Augenblicke, besonders da Cornelia mit solch' erhabenem Gleichmuthe, einem schönen Standbilde gleich, vor ihm saß. Er meinte, sie hätte so ruhig und gemessen nicht sein können, wenn sie wirklich dieselbe wäre, die ihm ein Asyl geschaffen, die er einen Augenblick lang in den Armen gehalten und deren Lippen schon die seinigen berührt hatten... Und doch waren es die Züge ganz und gar, die ihn bezaubert, dieselben milden blauen Augen, es war dasselbe blonde Haar und im schönen Antlitz dasselbe unerklärliche Etwas, das eben jetzt, wie ehemals im chinesischen Gemache zu Kraßnitz, sein Herz mit süßer Allgewalt erfaßte. Und wenn die Identität noch im geringsten fraglich gewesen wäre, so hätte ihm die Erinnerung an das Benehmen des alten Koß und dessen wohlgemeinte Erfindungen einen klaren Commentar geben müssen, der keinen Zweifel mehr duldete.

Ein Freudensturm tobte in seinem Innern, während er sich auf Leonie's Geheiß an den Tisch setzte. Er wäre am liebsten seiner Retterin zu Füßen gefallen und durfte sie, vom Argusauge Leonie's bedroht, kaum ansehen, um nicht seine Blicke zu Verräthern seiner Empfindungen zu machen. Die Situation war nicht alltäglich, und es war ihm fast bange, wie er in derselben bestehen würde.

„Da siehst Du also meinen Freund," hob Leonie zu Cornelia gewendet an, „von dem ich Dir schon gestern Mancherlei erzählt habe."

„Ich glaube mich zu erinnern," versetzte Cornelia unbefangen, „daß Du mir schon einmal nach Wien geschrieben, Du habest die Bekanntschaft Herrn Haldenrieb's in Calais gemacht. Irr' ich mich nicht?"

„Es ist wohl möglich."

„Die Frau Baronin von Greifenstein," sprach Bruno, „muß Ihnen wohl die allerkleinsten Unbedeutendheiten mitzutheilen gewohnt sein, wenn mein Name in einem ihrer Briefe Platz gefunden."

„Ei, ei, Sie sind ja heute recht schön bescheiden!" versetzte Leonie mit Lachen.

„Ich meine, ich sei das immer," sagte Bruno, sich zum Scherzen nöthigend.

„Daß ich nicht wüßte!" versetzte Leonie. „Sie sind in der Regel sehr übermüthig und pflegen, wie ich finde, nur dann den kleinen Mann zu spielen, wenn Ihnen irgendwelche Erfolge nicht nach Wunsch von Statten gehen."

„Sie entwerfen ein abscheuliches Bild von mir, Baronin," gab Bruno lebhaft zur Antwort. „Uebermuth im Glück und Niedergeschlagenheit im Unglück ist eine häßliche Vereinigung von Charakter-Eigenschaften. Ich zöge es vor, als Ihr Freund, wenn an Ihnen etwas Tadelnswerthes zu entdecken wäre, Ihre Fehler zu beschönigen, statt sie zu übertreiben."

„Sie nehmen das so ernst?" sagte Leonie lachend. „Ich begreife nicht, daß Sie heute so empfindlich sind. Doch sagen Sie mir zuerst, wo Sie so lange gesteckt haben?"

„Kleine unvorgesehene Hindernisse," — murmelte Bruno.

„Ich weiß es besser," fiel ihm Leonie in's Wort. „Sie haben eine neue Bekanntschaft gemacht."

„Bei Gott, Sie wissen Alles!" rief Bruno verwundert.

„Nun," fuhr Leonie fort, „erzählen Sie! Was ist Ihr neuer Freund für ein Mann? Bleibt an ihm noch etwas Interessantes, wenn wir ihm seine schönen schwarzen Haare scheeren, seine römische Nase breiter machen oder umstülpen und ihm vollends seinen malerischen Talar vom Leibe ziehen?"

„Gnädige Frau," erwiderte Bruno, ein wenig ärgerlich, „Sie sind heute der personificirte Sarkasmus."

„Es ist wohl die Revanche," bemerkte Cornelia scherzhaft, „welche meine Freundin für Ihr langes Ausbleiben nimmt."

„O, mache ihn nur noch eitler!" rief Leonie.

„Aber um Himmels willen," fragte Bruno, „wie wissen Sie denn schon, daß mich der Zufall ein paar Mal mit dem Chevalier Negroni zusammengebracht hat?"

„Hüten Sie sich," sagte Leonie, „Sie sehen, ich erfahre Alles."

„Wäre es so gefährlich, mit Negroni umzugehen?" erwiderte Bruno. „Wovor soll ich mich hüten?"

„Wovor? Vor seiner wunderschönen Schwester!" rief die Baronin mit plötzlichem Lachen.

„Sie scheinen wirklich an ihre Existenz zu glauben," versetzte Bruno. „Ich, besonders seitdem ich Negroni kenne, fange an sie für eine mystische Person zu halten, die nur im Glauben der Leute ihre Existenz hat."

„Ei, ei, was Sie sagen!" rief Leonie, „dann wird wohl Ihre Bekanntschaft mit Negroni von kurzer Dauer sein. Sie sehen, daß ich Ihnen, da Sie heute von äußerst trüber Laune scheinen, Stoff gebe, die Ausdauer und Treue Ihrer Empfindungen mit deutscher Schwerfälligkeit in Schutz zu nehmen."

„Sie schwingen die Geißel unerbittlich über mir," versetzte Bruno. „Ich bin heute wahrhaft wehrlos. Haben Sie einiges Erbarmen mit mir!"

Er hatte es so ernst, in einem bedeutsamen Tone gesagt und war dabei aufgestanden.

„Sie sagen es auf eine Art," sprach Leonie, „daß ich meine Scherze bereue. Was ist Ihnen?"

„Es wird vorübergehen!" sagte Bruno, verstohlen einen Blick auf Cornelia werfend, „und ich wollte, daß es schon vorübergegangen wäre." Er ließ sich wieder nieder und richtete an Cornelia leicht und scheinbar unbefangen die Frage: „Darf ich fragen, wie Ihnen Paris gefällt?"

„Gut, gut, eine interessante Stadt!" sagte Cornelia. „Doch man darf selbst nach Paris nicht mit überspannten Erwartungen kommen."

Sie sagte es beziehungsvoll und senkte die Augen.

„Mir scheint," nahm Leonie das Wort, „meine Freundin Cornelia liebt nicht das Festgeräusch und den Glanz der Städte. Ihr ist auf grünem Rasen im tiefen Walde weit

wohler. Sie hat den Geschmack der Rehe und Nachtigallen. Hab' ich Recht?"

„Beinahe," erwiderte Cornelia ruhig und sanft.

„Ich dagegen bin eine Naturfreundin," sprach Leonie, „die am liebsten durch die Elyseeischen Felder streift. Ebenso ergötzt der Asphalt des Boulevards meine Augen weit mehr, als die blumenreichsten Wiesengründe von Kraßnitz —"

Bei der zufälligen Nennung dieses Ortes schossen Bruno's und Cornelia's Blicke unwillkürlich gegeneinander. Die scharfsichtige Leonie hatte es wohl bemerkt. Sie sagte unmittelbar darauf:

„Nun, Haldenried, was meinen Sie? Ist Ihnen Kraßnitz angenehmer oder das Pariser Pflaster?"

In Bruno's Innerm zuckte es. Kraßnitz, das ihm entschlüpfte Wort, war zur Sprache gekommen — unter den obwaltenden Umständen ein verhängnißvolles Wort. Das Bild des ängstlichen Koß fuhr ihm an den Augen vorüber, er hatte zu fürchten, daß er das Wort noch schwerer zu bereuen haben werde.

Auch Cornelia war unheimlich berührt. Sie konnte nicht wissen, ob und wie weit Leonie in die Geheimnisse jener Zeit eingeweiht worden war.

„Gnädige Frau," gab Bruno mit erkünstelter Ruhe zur Antwort, „Sie stellen mir einen seltsamen Vergleich zur Beantwortung auf. Ebenso gut könnten Sie mich gefragt haben, ob ich lieber im herrlichen Neapel auf einem Sterbebette läge, oder heil und gesund unter den Eskimos ansässig sein wollte."

„Ich habe gescherzt, lieber Freund," versetzte Leonie, die Unbefangene spielend, während sie die Beiden mit prüfenden, ja mit argwöhnischen Blicken confrontirte, „und habe nicht unrecht gethan, denn mir scheint, selbst Schreckniſse und Gefahren, überstanden und glücklich überwunden, sind ein Gegenstand des Lachens. Ich komme wieder darauf zurück, daß ich Sie heute sehr verdüstert finde. Sollte das am Ende die Enttäuschung verschuldet haben, daß Sie die schöne Negroni für eine mystische Person halten müssen?... Sonst haben Sie ja, wenn zuweilen die Rede auf Ihre Kämpfe und Flucht-

nöthen kam, Ihre leider nur spärlichen Mittheilungen wie ein Humorist behandelt."

„Sie kennen Kraßnitz" — sagte Cornelia zu Bruno mit halber Stimme, in welcher der Zwang, ihrem Schweigen das Auffallende zu nehmen, zu Tage lag.

„Ich war einige Tage dort," versetzte Bruno, das prüfende, inquisitorische Verfahren der Baronin mißbilligend, mit finsterer Stirn. „Ich war heimlich dort, unter Umständen, welche einzelnen Personen des Orts gefährlich waren und noch jetzt hinterher verderblich werden können. Ich hätte daher geglaubt, daß die Frau Baronin von Greifenstein, die Einzige, der ich mein Vertrauen geschenkt und das Geständniß meines Aufenthalts dort gemacht, solch ein Geheimniß mit mehr Vorsicht hüten würde."

Cornelia fuhr, über die Ausdehnung der Geständnisse im Unklaren, zusammen und sah, Leonie's Forscherblicke nicht berücksichtigend, Bruno besorgnißvoll an.

„Sie sind ein Kind, Haldenried," entgegnete Leonie auf das Harmloseste, im Stillen aber fest entschlossen, theils aus weiblicher Neugierde, theils aus tiefem Interesse für Bruno, aus dem endlosen Labyrinth ihrer Vermuthungen und Hypothesen zum klaren Tageslicht zu gelangen. „Wie Sie das nehmen! Sind wir von Angebern umringt? Sind Spione in der Nähe? Ich habe überdies nur ein Wort gesagt —

„Ein Wort — und das ist oft zu viel!" warf Bruno hin, sich selbst mit seinem Ausspruche verdammend. „Als ich's noch Niemandem gesagt, als noch Niemand wußte, daß ich in Kraßnitz gewesen, wurde der Müller Dubsky verhaftet — und — ich war nie unter seinem Dache!"

„Leider," fiel ihm Leonie ironisch in's Wort, „hat es der Müller im Verhör selbst ausgesagt."

„Wirklich? rief Bruno im Ton höchsten Erstaunens. „Uebrigens, er durfte es von sich sagen, ich aber nicht von ihm!"

„Herr von Rack," sprach Cornelia, alle Fassung zusammennehmend, „hat es allerdings erzählt. Ich war dabei."

„Der genannte Herr," versetzte Bruno, „ist, nach Allem, was ich von ihm gehört, so reich an Lügen, daß er nicht mit

einer zu sparen braucht. Ich würde jeden andern Gewährsmann vorziehen."

„Wie dem sei, lassen wir das," ergriff Leonie das Wort. „Haldenried, Sie stellen, ich begreife nicht warum, meine Discretion in Frage! Ich aber kann Ihnen leicht beweisen, daß ich sehr discret bin. Ich befand mich im nämlichen Sommer in Kraßnitz, eben zur Zeit, da die bewußten Vorfälle spielten. Halten Sie es für unmöglich, daß ich Vieles beobachtet, Vieles mit eigenen Augen geschaut und allerhand Schlüsse gezogen? Halten Sie es für unwahrscheinlich, daß in mir, Herrn von Rack gegenüber, der täglich bei uns war, mancher Gedanke aufstieg? Ich habe keinen mißbraucht. Habe ich Ihnen, Bruno, je mit einer Silbe davon Erwähnung gethan?"

„Nein," antwortete Bruno in höchster Unruhe mit wenig sicherer Stimme.

„Habe ich damals etwas Dir gegenüber geäußert, Cornelia?" fragte Leonie, die Comtesse scharf messend.

„Nein," gab Cornelia kleinlaut zur Antwort.

„Habe ich je," fuhr Leonie mit maßvoller Ruhe fort, „von dem Begegniß bei der Einsiedlerklause beginnend —"

„Gehen Sie nicht so weit," fiel ihr Bruno, um etwaige Enthüllungen abzuschneiden, mit größter Hast in die Rede. „Ihre Rechtfertigung überschreitet die Grenzen der Anklage auf höchst drollige Weise —" Er versuchte zu lachen, um dem Gespräche, das eine so bedenkliche Wendung genommen hatte, zu einem heitern Schlusse zu verhelfen.

Leonie, seine Absicht merkend, war nicht gesonnen, darauf einzugehen, aber in diesem Moment trat die alte Vicomtesse zur Thüre herein.

„Ich komme," sagte sie, „den Damen Herrn Haldenried zu entführen, aber nur auf kurze Zeit. Mein Bruder kommt erst gegen Neun, und bis dahin brauchen wir einen vierten Mann zu unserer Whistpartie. Sie werden so gefällig sein, nicht wahr? —"

„Befehlen Sie über mich!" sagte Bruno sich erhebend und folgte der Vicomtesse, einerseits froh, der Verlegenheit zu entkommen, in die ihn Leonie's inquisitorisches Vorgehen setzte,

dennoch tief beunruhigt und nicht ohne Sorge, die wenig erfahrene Cornelia bei einer Frau zurücklassen zu müssen, welche vielleicht nicht viel Thatsächliches wußte, jedenfalls aber viel Beobachtungsgabe und viel Geist der Combination besaß und in hohem Grade zur Eifersucht geneigt war.

„Sie ist zu klug für eine Frau und in ihrer Eifersucht unheimlich!" sagte er zu sich selbst, als er ging.

Leonie rechtfertigte die Besorgnisse Bruno's vollkommen, denn kaum mit Cornelia allein, hob sie an: „Ich habe mich doch in Deinem Charakter getäuscht! Du hast nicht das vertrauensvolle Taubengemüth, das ich bei Dir vorausgesetzt habe."

„Warum sagst Du das?" fragte Cornelia erschrocken, während über ihr schönes Gesicht eine höhere Röthe dahinflog.

„Ich hätte geglaubt," fuhr Leonie fort, „daß unsere zweijährige Correspondenz die Gefühle, mit welchen wir uns beim ersten Erblicken entgegenflogen, zu wahrer Freundschaft entwickelt, erhöht haben sollte. Bei mir war es der Fall. Welchen meiner Briefe aus letzter Zeit Du in die Hand nehmen magst, Du wirst in jedem die Ergüsse meiner innersten Gedanken und Empfindungen finden. Alle Sorgen, alle bedenklichen Entwürfe zum Umsturz einer im Grunde unglücklichen Lage habe ich Dir mitgetheilt und an's Herz gelegt. Ich habe nicht einmal Anläufe zu Verirrungen darin verschwiegen. Wie konnte ich offener sein?"

„Es ist wahr," erwiderte Cornelia, „aber sage mir um Himmels willen, wodurch ich Dein Vertrauen verscherzt haben soll?"

„Du hast mich freilich nicht getäuscht," sagte die arglistige Frau. „Wohl aber darf ich den Vorwurf gegen Dich erheben, daß Du Dich gegen die Pflicht der Gegenseitigkeit arg versündigt hast. Als ich Dir zum Beispiel zum ersten Male schrieb, daß ich Bruno in Calais kennen gelernt, hast Du die Neuigkeit in Deiner Antwort wie einen ganz interesselosen Gegenstand übergangen. Später habe ich seinen Namen zwei-, dreimal erwähnt. Darauf hast Du einige nichtssagende Bemerkungen gemacht! Als Du gestern bei mir warst, sagte ich Dir, daß Du ihn wahrscheinlich eines Abends bei mir sehen

werdeſt. Darauf haſt Du gemeint: daß das wohl der Bruder des Rittmeiſters ſei, keine Silbe mehr. Mein Gott! Ihr habt ſo viele hundert Rittmeiſter in Eurem Hauſe empfangen, daß ich mir dachte: freilich, blos aus dem Grunde, weil ſein Bruder einer jener hundert Rittmeiſter iſt, kann Cornelia ſich nicht für ihn intereſſiren. Ich hatte alſo noch immer keinen Argwohn. Kaum aber tritt er hier ein — alle Faſſung verläßt ihn, ſobald er Dich erblickt, eine unbeſchreibliche Gezwungenheit herrſcht die ganze Zeit lang unter uns, Alles, was wir reden, wird zu einem leeren Scheingeplänkel, hinter welchem ſich Eure Unruhe deckt und Eure Blicke hin und her ſpielen. Endlich führt uns der reinſte Zufall nach Kraßnitz, zu jenen ſeltſamen Begebenheiten — da wird Eure ſtille Unruhe zur offenen Verlegenheit und Bruno's Geiſtesgegenwart ſchlägt in Verwirrung um."

„Welchen Schluß willſt Du daraus ziehen?" fragte Cornelia, ſich des Eindrucks der Richtigkeit dieſer Bemerkungen kaum erwehrend, mit banger Erwartung.

„Daß Du Dir bei größerer Offenheit," gab Leonie zur Antwort, „eine ſo langandauernde Verlegenheit erſpart und Bruno ſelbſt, an dem ich herzlichen Antheil nehme, beſſer gedient hätteſt."

Cornelia ſchlug die Augen zu Boden und ſagte naiv: „Welche Gefahr kann ihm drohen?"

„Davon ſpäter!" hob Leonie an. „Jetzt handelt es ſich um das Vertrauen, das Du mir vorenthältſt. Wie Du vorhin ſchon bemerkt haben wirſt, bin ich über die Vorgänge in Kraßnitz einigermaßen unterrichtet."

„Was hat Dir Bruno anvertraut?" fragte Cornelia arglos.

„Nicht viel," verſetzte Leonie. „Es war auch beinahe unnütz. Kein Faden iſt ſo fein geſponnen, ſagt das Sprichwort. Ich ſelbſt habe ihn ja bei der Einſiedlerklauſe durch's Dickicht hindurchbrechen geſehen, als ich Dich mit der Wallhof vergeblich erwartete. Wo warſt Du damals? Dann — nach meiner Rückkehr haſt Du auch noch gefehlt —"

„Woran Du noch denkſt!" rief Cornelia mit einem leiſen Seufzer.

„Mit solchen Indicien könnte ich noch eine Stunde lang fortfahren," sprach Leonie weiter, „wenn ich das Amt eines Inquirenten hätte. Ich bin aber Deine aufrichtige Freundin, welche kaum so sehr die Sache interessirt, als der Mangel an Vertrauen von Deiner Seite sie kränkt. O, ich verstehe den Schrei, den Du beim Wegrücken des Bildes im Kaisersaal ausgestoßen, ich höre ihn noch immer, ich seh' Dich erbleichend an die Säule gelehnt!"

„Leonie!" rief Cornelia auf's Aeußerste getrieben, den Thränen nahe, die Hände der tückischen Freundin mit heißem Ungestüm fassend, „Du ahnst, Du weißt vielleicht Alles, und was Du nicht wissen magst, das theilen wir. In Deinem Busen ist es wie in dem meinigen sicher. Ja, ich habe es Dir bis zu dieser Stunde verschwiegen, nicht aus Falschheit, nur darum, weil Gefahr für Andere und auch mein eigener Ruf auf dem Spiele war. Ich fand ihn im Walde, er fiel mir flehend zu Füßen, ich rettete ihn, oder — damit ich mein Verdienst nicht übertreibe — ließ ihn retten. Nun sage mir: Hättest Du weniger gethan?"

„Das hast Du gethan!" rief Leonie mit aufleuchtenden Augen. „Ich beneide Dich um Deine That! Was könnte die für die Ihrigen thun, die das so schnell für einen Fremdling gethan?"

Sie ließ den Worten eine heuchlerische Umarmung folgen.

„Hierauf," fuhr Cornelia mit gleicher Ergriffenheit fort, „welche Nächte sind gefolgt! Welche Unruhe, welche Pein! Acht Tage hielten wir ihn versteckt im alten Schlosse, bis er ohne Abschied, wie durch ein Wunder, uns selbst aus den Augen entkam. Ich traf ihn einmal dort —"

„Nur einmal?" fragte Leonie mit dem Ausdruck des Zweifels.

„Nein," berichtigte sich Cornelia, „zweimal! Ich war bei der unverhofften Begegnung wie vom Donner gerührt. Frau Hassenfeld, die dabei war, ließ mich für die Tochter des Verwalters gelten, und er ging in diesem Glauben fort und lebte in ihm weiter, bis er heute, zu seinem größten Erstaunen, die schuldlose Maske fallen sah. Hier sind im Kurzen meine Geständnisse. Jetzt begreifst Du Alles, jetzt

kannſt Du meine Verlegenheit und Bruno's Haltung richtig ſchätzen!"

„Und der Brief?" fragte Leonie, um die Offenheit des geängſtigten Mädchens in einem Zuge auszuplündern. „Der mir ſo verhängnißvolle Brief?"

„Den habe ich verloren," gab Cornelia, die Farbe wechſelnd, zur Antwort. „Er war an Frau Haſſenfeld gerichtet."

„So, ſo," murmelte Leonie, in Nachdenken verſinkend. Eine kurze Pauſe trat ein.

Frau von Greifenſtein, die Bruno liebte und längſt Scheidungs- und Heirathspläne im Stillen baute, fühlte ihre immer rege Eiferſucht wie eine Furie erwachen. Aller Zweifel, aller Verdacht, alle wahrſcheinlichen und abſurden Vermuthungen ſtiegen in ihr empor. Sie nahm im Augenblicke an, daß zwiſchen Beiden ein Liebesbund beſtanden, daß er noch heute beſtehe, daß ſie von Bruno aufgeſucht worden, um die einzig mögliche Brücke zu Cornelia zu bilden und ſogar, daß die Ankunft ihrer Freundin keine Zufälligkeit, ſondern eine zwiſchen Beiden abgemachte Sache ſei.

Unter größter Freundlichkeit den Entſchluß, das Gewebe zu zerreißen, verbergend, nahm ſie das Geſpräch wieder auf, wurde aber ſchon im Beginn durch die Ankunft der Geſellſchaft, die ſich inzwiſchen im Salon verſammelt hatte, unterbrochen.

Bruno wurde trotz des Verſprechens der alten Vicomteſſe nicht eher vom Whiſttiſche erlöſt, als bis Alles auseinanderging. Er hatte die beiden Damen beim Fortgehen nur im Fluge geſehen.

Als er die Treppe hinabging, begegnete ihm der alte Koß mit Mänteln über dem Arm, der ſeine junge Gebieterin mit dem Wagen abzuholen gekommen. Er ſah ihm, da er ihn für einen Unbekannten hielt, auf ziemlich neugierige Bedientenweiſe in's Geſicht, fuhr aber furchtbar überraſcht zurück, als er ihn erkannt hatte.

„Himmelſakerment, der Flüchtling!" ſtieß er dabei grob und zornig laut aus und rannte dem Unvermeidlichen aus dem Wege.

Sechstes Kapitel.

Worin sich ein Gewitter zusammenzieht.

Die schalkhafte Frau von Sesie hatte in Folge des komischen Vorfalls mit der verwechselten Visitenkarte großen Appetit bekommen, den jungen Fürsten von Kronenburg zum Besten zu haben. Es war nicht Humor allein, es steckte auch Rache dahinter. Eine Dame, die, wie man an Ostrow's Beispiel sieht, galanten Unternehmungen nicht abhold war, konnte den ihr gespielten Streich, selbst da er mißlungen war, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, sondern mußte sich die Erwägung nahelegen, daß ihr eine Falle gestellt worden sei, welche leicht unter anderen Umständen über ihrem Kopfe hätte zusammenklappen können. Diese Besorgniß setzt allerdings wenig Kraftbewußtsein der Tugend voraus, aber man kann sich's nicht anders erklären, warum sie sich fortan die Mühe nahm, den im Grunde harmlosen Erfinder des schlauen Attentats zu verfolgen und lächerlich zu machen.

Als sie mit Kronenburg wieder zusammenkam, erzählte sie ihm mit Entrüstung, welche grobe Beleidigung Graf Ostrow ihrer Ehre angethan habe. Sie beklagte sich, daß sie jetzt so schutzlos und ohne Ritter dastehe, und gedachte mit tiefem Seufzer ihres verstorbenen Gemahls, der, wenn er am Leben, gewiß blutige Genugthuung gefordert hätte. Wäre das Gewissen des Fürsten rein gewesen, oder hätte er Ostrow's Nebenbuhlerschaft ernstlich gefürchtet, er würde ohne Zweifel die Gelegenheit ergriffen haben, wenigstens durch ein Duell in Paris zu einem Namen zu gelangen, da er dies durch einen Sieg in der Liebe nicht vermochte. Wie es aber stand, mußte ihm Alles daran gelegen sein, die Dame zu beruhigen und die ganze Sache in Vergessenheit zu bringen.

Das gelang auch, denn schon bei seinem nächsten Besuche fand er den Grafen auf dem Sopha neben Frau von Sesie sitzend und erfuhr, daß der Russe das Opfer eines übereilten

Verdachtes gewesen sei, und daß man auf's Neue nach dem Anstifter des unwürdigen Bubenstücks fahnde.

Kronenburg erhielt bei dieser und allen späteren Gelegenheiten von Frau von Sesie so viel Zeichen und Beweise einer im steten Zunehmen begriffenen Neigung, daß er sich keiner Eitelkeit schuldig machte, wenn er sich für den Sieger auf der Wahlstatt hielt. Seine aufgeregte Phantasie begann in dem für ihn aufgehenden Liebesglück maßlos zu schwelgen. Aber ein Tag verstrich nach dem andern, ohne daß er das sehnlichst begehrte Rendezvous durchzusetzen vermochte. Von auf- und niederwogenden Hoffnungen aufgerieben und endlich zum Aeußersten gebracht, stellte er jetzt ein Ultimatum, dessen Verwerfung den vollständigen Abbruch aller zärtlichen Beziehungen zur Folge haben sollte. Frau von Sesie kämpfte — natürlich in seiner Gegenwart — einen entsetzlichen, selbstmörderischen Kampf mit sich selbst, einen Kampf, der schon unglücklich auszufallen drohte, als plötzlich der Schutzengel ihrer Tugend mit der Reserve auf dem Schlachtfelde erschien und Kronenburg die gräßlichste Niederlage beibrachte.

Wie bei einem so tollen Liebhaber vorauszusetzen, nahm es der Fürst mit den Folgen seines Ultimatums nicht so ernst. Nachdem der erste wüthende Aerger verbraust war, fing er an in sich zu gehen und dachte sich in die Situation einer Frau von so schönen sittlichen Grundsätzen hinein. Diese Grundsätze waren ihm zwar unbequem, aber sie imponirten ihm. Einmal auf diesem Wege begriffen, kam er endlich dahin, wohin unter gleichen Umständen verliebte Männer zu kommen pflegen. Er ließ sein frivoles Ansinnen fallen und spielte mit Heirathsgedanken. Diese beherrschten ihn zuletzt ganz und gar. Da er nach seinen eigenen, selbstgemachten Erfahrungen die Tugend der schönen Frau für über jeden Zweifel erhaben halten mußte und auch über ihre Abkunft und sonstigen Verhältnisse trotz mancher cursirenden Bedenken nichts Ehrverletzendes erfahren, setzte er sich über das Entsetzen seiner hochtorystischen Eltern blind hinweg und beschloß, um Frau von Sesie anzuhalten und das schönste der Weiber auf der Stelle zu heirathen.

Es kostete ihm keinen kleinen Kampf, aber die entfesselte

Begierde, welche Frau von Sesie nur um einen solchen Preis gewinnen zu können meinte, hätte auch einen schwereren Kampf bestanden.

Die Versuchung, die jetzt an Frau von Sesie herantrat, als sie zu entscheiden hatte, ob sie die Gattin eines der größten Majoratserben aus einem der ältesten Adelshäuser Europas werden wolle, mag nicht klein gewesen sein. Kronenburg war des gewünschten Ausgangs gewiß und Jedermann würde ihm diesen prophezeit haben. Welches Erstaunen von seiner Seite, als Frau von Sesie ihm nicht gleich um den Hals fiel, sondern sich eine kleine Bedenkzeit erbat! Als sie aber nach Ablauf der Frist die Partie rund ausschlug, war er wie zerschmettert und vernichtet, so daß er im ersten Augenblick fast nach der Pistole gegriffen hätte.

Das Fiasco, das er noch mit einem abgewiesenen Heirathsantrag gekrönt, war entsetzlich. Der Fürst sperrte sich mehrere Tage lang ein und kam nicht über die Schwelle, wohl nicht allein aus Bedürfniß tiefster Einsamkeit, sondern auch aus Scham. Es war allerdings gerathen, die ersten Gerüchte verklingen zu lassen.

Seine Zurückgezogenheit war wirklich gerechtfertigt, denn schon am folgenden Tage bildete der Korb, den er erhalten, den Stoff allgemeinen Gesprächs in den Kreisen, in welche der gefeierte Name der Liebesheldin gedrungen war, und zwar in allerhand Versionen.

Frau von Sesie's Freunde und Verehrer waren vor Bewunderung außer sich; selbst ihre Gegner und Rivalinnen mußten dieser stolzen, aber unerklärlichen Handlung eine Art von Anerkennung zollen. Viele, welche sie zu den Abenteuerinnen, an welchen Paris so reich ist, gezählt, wurden bekehrt und zum Theil an ihrem ehemaligen Urtheile irre. Denn welches größere Glück ließ sich machen, als das, welches Frau von Sesie ausgeschlagen? Man wäre versucht gewesen, ihre Handlungsweise als Narrheit zu erklären, wenn man von ihrem Verstande und ihrer Lebensklugheit nicht schon zahlreiche Proben gesehen hätte.

Die Zurückweisung einer so glänzenden Partie hatte nothwendigerweise den Glauben an die Tugendhaftigkeit der

schönen Frau zur Folge. Diesen Punkt hatte man bisher als offene Frage behandelt. In einer so großen Stadt, wo es selbst den ausgemachten Abenteurern leicht gelingt, eine Rolle zu spielen, ist die Skepsis dem Fremdling gegenüber unerläßlich, jedoch die weltstädtische Nonchalance andererseits so groß, daß man sogar eine zweifelhafte Persönlichkeit hinnimmt, wenn sie den blendenden Schein des Interessanten um sich zu verbreiten weiß. Man hält sich an das momentan Anziehende und giebt es in demselben Augenblicke auf, wo sich das leuchtende Meteor verdunkelt oder gar als häßliche Schlacke aus seinem Himmel zu Boden fällt.

Hatte zuvor der gesellschaftlichen Stellung, welche Frau von Sesie einnahm, nichts geradezu widersprochen, so mußte diese jetzt wie legitimirt erscheinen. Der verstorbene Monsieur de Sesie, der Gemahl, dem sie noch jetzt zuweilen eine schwärmerische Erinnerung, als ihrer Jugendliebe, weihte, konnte doch keine Mythe, keine vom Anstand dictirte Fabel sein, er mußte in der That gelebt und seiner jugendlich schönen Wittwe sehr ausgiebige Besitzthümer hinterlassen haben.

Die öffentliche Meinung war bei dem verführerischen Aussehen der Sache zu entschuldigen, obwohl sie sich dennoch im völligen Irrthum befand.

Frau von Sesie war doch nichts als ein Abenteurer- und Glücksritterfräulein, freilich Eins, das ihr Spiel mit Glück und Geschicklichkeit spielte. Ihr Rang als Baronesse, ihre Besitzungen, ihre Heirath, Alles, Alles gehörte in das Reich der Erfindungen. Sie stammte auch nicht von einer zwar verarmten, aber uralten Adelsfamilie ab, wie sie so oft mit anscheinend edlem Freimuth bekannte. Der Adel war eine schöne Ausschmückung, die Verarmung ihres Hauses dagegen buchstäblich wahr, wofern sich noch von einem Hause reden ließ, da doch ihre Eltern von jeher in Miethe gewohnt. Sie war auch nicht, wie sie behauptete, eine Französin, die dadurch, daß sie ihre Kindheit und Jugend in der Fremde zugebracht, ihre Muttersprache einigermaßen vernachlässigt hatte, sondern eine Fremde, deren Abkunft durch langjährige Entfernung und den Umgang mit ausländischen Liebhabern von seiner Gesellschaft unkenntlich geworden war, und die bei

großem Sprachtalent des Französischen in einem wirklich anerkennenswerth hohen Grade mächtig geworden.

Frau von Sesie's Vater war ein Mann in höchst bescheidener Sphäre: Nachtwächter an einem Wiener Vorstadttheater; es war wahrscheinlich, daß er in seinem Amte noch immer fungire. Um seine Nahrungssorgen zu vereinfachen, hatte er sein Töchterlein Willy schon in ihrem zehnten Jahre als Elevin in ein Balletcorps eingereiht. Die täglich mehr hervortretende Schönheit und angeborene Anmuth des Mädchens, eigentlich glänzende Beigaben und Hülfsmittel zum choreographischen Berufe, waren leider bei Willy der Stein des Anstoßes, durch welche sie schon früh aus ihrer Carrière in ganz andere Bahnen herausgeschleudert werden sollte. In niedrigen Verhältnissen aufgewachsen, an wegwerfende Behandlung gewöhnt, hatte sie sich schon frühzeitig mit kleinen, sehr gewöhnlichen Sterblichen in Liebschaften eingelassen. Allein in ihrem Wesen lag ein mächtiger Trieb, sich zu idealisiren. Sie hatte es anfangs nicht verschmäht, sich von Choristen und Statisten bewundern zu lassen, bis sie endlich mit einem jungen Zimmerkellner eine ernste Liebschaft anknüpfte. Sie mochte den Drang gehabt haben, sich eine Stufe höher zu schwingen, als sie ihm plötzlich untreu wurde und das Herz eines Oberkellners eroberte. Doch auch für diesen hielt sie sich für viel zu edel, fiel ihm in Kurzem ab und betrat mit einem jungen Manne, der die Stadtneuigkeiten für ein großes Journal besorgte, das Gebiet der Intelligenz. Aber auch dieser Liebhaber war ihr bei Weitem nicht gewachsen. Das Selbstbewußtsein ihres höheren Werthes schien erst vollständig erwacht, als sie sich einem hochgeborenen Gesandtschaftsattaché in die Arme warf und mit ihm eines schönen Morgens für immer verschwand. Ein seltsames Dunkel lag von da ab mehrere Jahre lang auf ihrem Leben, dem es an Abwechselung und abenteuerlicher Romantik nicht gefehlt haben mochte, bis sie, kurz vor dem Staatsstreiche, im Demimonde von Paris als noch höhere Organisation zur Welt kam, geschmückt mit dem Namen und Adelstitel eines fingirten aber unvergeßlichen Gemahls. Sie fühlte sich von da ab

ausschließlich nur in vornehmen, oder doch gesellschaftlich bedeutenden Kreisen wohl.

Alle diejenigen, welche Gelegenheit gehabt hätten, hinter ihren äußeren Glanz zu schauen oder ihre wahre Biographie zu vernehmen, würden sich nun über die Zurückweisung des jungen Fürsten nicht mehr gewundert haben. Sie hatte ja weder aus Lust an einem ungebundenen Leben, noch aus Mangel an Zuneigung, noch aus Unterschätzung des ihr nahenden Glücksfalles den eclatanten Korb ertheilt, sondern aus barer Nothwendigkeit und aus der richtigen Erkenntniß, daß sie sich durch ihr Jawort nur in die größten Fatalitäten stürzen würde, ohne ihr Ziel zu erreichen. Die glänzende Seifenblase ihrer Herrlichkeit mußte in Wien, ihrem Geburtsorte, wo der Fürst domicilirte, im Nu zerplatzen. Dort würde der Zauberschein rasch von ihrer Persönlichkeit abfallen, die Nachtwächterstochter zum Vorschein kommen und unnachsichtlich als Betrügerin verurtheilt werden.

So begreift sich die räthselhafte Handlungsweise der Madame de Sesie, welche kaum etwas verlor, als sie die glänzende Partie ausschlug, sondern nur unvermeidlichem Verderben auswich, dem nur eine Thörin oder eine verwegene Schwindlerin blind entgegengegangen wäre. Der Fürst, den sein Fiasco so unglücklich machte, konnte getröstet werden. Nicht ihm allein, jedem österreichischen Cavalier wäre bei der reizenden Willy das Nämliche widerfahren, und nur ein englischer Lord oder spanischer Grand, welche leichter in der Täuschung zu erhalten gewesen wären, hätten die Chance gehabt, ein Herz für immer zu gewinnen, dessen Besitz zu behaupten weder dem Statisten, noch den beiden Kellnern, noch dem Gesandtschaftsattaché, noch allen Nachfolgern gelungen war.

Wenn dem Fürsten diese Allen unbekannten Antecedentien der Frau von Sesie hinterbracht worden wären, er hätte wahrhaftig Ursache gehabt, seinem guten Sterne, der ihn vor solch' einer Gattin geschützt, zu danken! Diese Enthüllungen wären ihm in seinem Unglück ein bitteres Labsal gewesen; er hätte schamvoll und heimlich der Stadt den Rücken gekehrt, in

der er Aufsehen zu erregen gestrebt und nur den Gipfel des Lächerlichen erstiegen hatte.

Während nun der Fürst, eingeschlossen, allen Sterblichen feind, sein vermeintliches Mißgeschick mit Resignation zu überwinden suchte, war Graf Thieboldsegg mit seiner Tochter plötzlich, ohne vorhergehende Ankündigung, in Paris eingetroffen. Auf dessen Meldung seiner Anwesenheit hin war der Fürst — ein einziges Mal — ausgefahren, um beim Grafen seine Aufwartung zu machen, ohne sich jedoch seitdem wieder zu zeigen. Dies sah, da die Unterhandlungen zwischen den beiden hohen Familien noch immer aufrecht standen, wie eine offenbare Demonstration aus, und sie beunruhigte den Grafen um so mehr, als er bald darauf beim Gegenbesuch nicht vorgelassen worden war. Umsonst wurde Burda hingeschickt, um der Ursache dieses seltsamen Benehmens auf die Spur zu kommen. Auch der treue, theilnahmvolle Figaro mußte unverrichteter Sache von der Thür des melancholischen Prinzen weiterziehen.

Nach einigen Tagen schien der Fürst endlich alle Stadien durchlaufen zu haben, welche von der Wuth über die Niederlage an bis zum Wiederaufflackern seiner oberflächlichen Genußsucht und zu seinem früheren leichtblütigen Leichtsinne herabführten. Die Nachwehen, die seine Stimmung noch immer verdüstern mußten, abgerechnet, war er auf dem besten Wege zur Genesung, so daß zu hoffen war, daß er schon nächstens wieder seinen hohen Freunden in den kleinen Theatern und Ballsälen sichtbar werden würde.

Das erste erfreuliche Anzeichen war, daß er Burda, seinen Liebespostillon, zum ersten Male wieder vorließ.

Burda blieb wie ein Automat an der Thüre stehen, die Befehle sclavisch ablauschend, während er mit derselben unterwürfigen Dienstbereitschaft die Aufträge vor Augen hatte, welche ihm Graf Thieboldsegg, um den Fürsten auszukundschaften, mitgegeben hatte.

„Waren Sie gestern und vorgestern hier?“ fragte ihn Kronenburg barsch, nach der Gewohnheit großer Herren, welche eine ruchbar gewordene Demüthigung ihrer Person mit brutalem Stolze zu übertünchen glauben.

„Durchlaucht," gab der Befragte zur Antwort, „täglich fragte ich an, oft zweimal, wie es die beiden Lakaien bezeugen können."

„Schon gut!" brummte Kronenburg, mit einer Handbewegung Schweigen gebietend, während er sich lang auf den Divan hinstreckte. „Ich war verreist, es versteht sich, heimlich verreist."

„Das hab' ich auch angenommen."

„Was giebt es Neues?" fragte der Fürst, um zu sondiren, was für Gerüchte über ihn cursirten.

„Ich wüßte nichts —" erwiderte Burda zögernd mit pfiffiger Miene.

„Es muß doch etwas passirt sein! Was giebt es für interessante Bagatellen? Was schwatzt, was plappert man? Ich möchte irgend eine pikante Geschichte hören."

„Ach so! An solchen Dingen fehlt es eben nicht. Aber da fällt mir eben etwas ein, was ich Ihrer Durchlaucht zu sagen beabsichtigte —"

„Nun?" fragte Kronenburg mit großer Unruhe.

„Ich habe in neuester Zeit den Wink bekommen," sprach Burda, „mich um den Italiener Negroni ein wenig zu bekümmern. Es ist ausgemacht, daß der ein Verschwörer ist, der es ganz besonders auf unser lombardisch-venetianisches Königreich abgesehen zu haben scheint."

„Was frage ich nach Politik!" unterbrach ihn der Fürst ungeduldig.

„Ich hatte auch nicht die Absicht," gab Burda gefügig zur Antwort, „Durchlaucht mit Politik zu langweilen. Es handelt sich hier" — er lächelte — „um des Italieners sogenannte schöne Schwester —"

„Was ist's mit der?" fragte der Fürst mit erhöhter Aufmerksamkeit. „Uebrigens kommen Ihre Nachforschungen zu spät —"

„Ich kann mich wahrhaftig keiner Säumigkeit anklagen," sagte Burda. „Diese Leute wissen es so gut, sich, besonders vor Unsereinem, zu verstecken —"

„Ah, pah," warf der Fürst hin. „Als ich Sie das erste Mal darnach fragte, wären mir Ihre Nachrichten willkommen ge-

wesen, denn seitdem ich mich mit der Sesie eingelassen, denke ich nicht mehr daran —"

Burda spitzte die Ohren.

„Nun, ist die Italienerin wirklich so schön?" fragte Kronenburg mit lüstern blinkenden Augen.

„Schön?" gab Burda zur Antwort. „Alle Welt ist im Irrthum. Sie ist eine Person bei Jahren —"

„Was schwatzen Sie da!" rief der Fürst aufstehend. „Schön ist sie, schön und jung!"

„Verzeihung! Sie ist ein Weib von sechsunddreißig bis vierzig Jahren — die Spuren ihrer Schönheit sind gering."

„Da sind Sie auf dem Holzwege!" rief der Fürst, sich erhebend, „das weiß ich besser!"

„Sie heißt auch nicht Negroni —" wollte Burda fortfahren, als er vom Fürsten unterbrochen wurde.

„Weiß es!" rief er, „heißt nicht Negroni, sondern Julie Cosenzo, ist auch nicht ledig — weiß es längst, wußte es vor Ihnen, Sie Wichtigthuer —"

Burda stutzte und sagte nach einer Pause: „Ja, freilich heißt sie Cosenzo! Das ist richtig. Das stimmt, ich habe es aus bester Quelle. Aber schön und jung ist sie doch nicht!"

„Machen Sie mich nicht wild!" fuhr der Fürst auf. „Ich habe bessere Quellen —"

„Durchlaucht," entgegnete Burda, sich windend, „ich muß der Wahrheit die Ehre geben, selbst wenn es mir einen ungnädigen Blick kosten sollte! Sie heißt Cosenzo — das stimmt — und ich hab' es jetzt herausgebracht, daß sie mit einer Engländerin, Miß Wilton, mit welcher ich von London nach Calais gereist, eine und dieselbe Person ist."

„Ich bin in der Lage," gab der Fürst kalt zur Antwort, „Ihre Behauptungen gehörig schlagen zu können! Ein Freund hat mir gesagt, daß er im vorigen Jahre Frau Cosenzo, die Niemand als Fräulein Negroni ist, in Neapel kennen gelernt habe, als sie sich auf der Villa eines reichen Mannes — ich glaube Liborio heißt er, doch daran liegt nichts — aufhielt. Mein Freund knüpfte flugs mit ihr eine Liebschaft an, begleitete sie nach Gaeta und Gott weiß wo sonsthin u. s. w. Und wissen Sie, wer dieser Freund ist? Graf Ostrow! Der

hat es mir selbst erzählt; er hat auch den Italiener Negroni, der ihr Gatte und nicht ihr Bruder ist, hier in Paris wiedergesehen und gleich wiedererkannt. Was können Sie dagegen einwenden?"

„Das ist freilich stark," gab Burda, an seiner Ansicht ganz irre geworden, zur Antwort. „Es ist aber ebenso richtig, daß Negroni eigentlich Cosenzo heißt und um die Zeit, die Sie bezeichnen, in Neapel gewesen ist — gerade, wie Sie, Durchlaucht, es erzählen. Ich aber habe die Person mit eigenen Augen gesehen. Sie ist keineswegs jung oder hübsch."

„So glauben Sie noch immer," fuhr ihn der Fürst an, „daß ein Mann, wie Graf Ostrow, sich an ein altes Weib gemacht und hinterher vor mir gelogen hat, um mit seinen Liebeserfolgen zu prunken? Das wäre ein Unsinn. Schon die Art, wie er es mir gesagt, bürgt mir, daß jedes Wort wahr sein müsse. Sie wissen nichts Rechtes."

„Ich muß eigens meine Forschungen wieder aufnehmen," sagte Burda hartnäckig. „Ich werde in's Haus zu bringen suchen."

„Und ich beauftrage Sie selst dazu," fiel ihm der Fürst in die Rede. „Ich wäre nicht unabgeneigt, ein kleines Abenteuer mit der Person zu haben, denn, unter uns gesagt, die Sesie fängt an mir herzlich langweilig zu werden."

„Soll ich etwa das Collier, das für sie bestimmt war, abbestellen? fragte Burda hastig.

„Keineswegs," gab der Fürst zur Antwort. „Das wird auf den Hals der schönen Italienerin oder irgend einer Andern ebenso gut passen. Also, hören Sie, Burda! Es bleibt dabei! Sie werden die Cosenzo zu sprechen suchen! Ostrow behauptet zwar, daß er nicht reussirt hat, aber das sollen ihm die Schuljungen glauben! Es ist Discretion von ihm, eine vielleicht sehr ritterliche, in allen Fällen aber auf falschem Platze angewendet; denn es ist klar wie die Sonne, daß ihr Mann, ein ehrloser Italiener, mit der Schönheit seiner Frau speculirt und Geschäftsreisen macht. Ihren Auftrag kennen Sie jetzt! Sie können gehen!"

„Durchlaucht," bemerkte Burda, die Thüre schon in der Hand haltend, „darf ich mir erlauben, Ihnen entre nous zu

verrathen, daß Graf von Thieboldsegg über Ihr Ausbleiben sehr verwundert ist und sich den Kopf zerbricht, was es damit für eine Bewandtniß haben möge?"

„Ich war verreist," warf Kronenburg hin. „Habe übrigens hier andere Dinge zu thun, als bei ihm und seiner launischen Tochter zu hocken. So denke ich wenigstens. Erwähnen Sie nichts davon."

Burda entfernte sich und eilte auf dem kürzesten Wege zum Grafen Thieboldsegg, um ihm die ganze Unterredung wortgetreu zu überbringen.

Der Graf hieß ihn, nachdem er schweigend zugehört hatte, im Vorzimmer warten, worauf er schellte und die Baronin von Greifenstein, die sich in einem der hinteren Gemächer bei Cornelia befand, zu sich rufen ließ.

„Liebe Leonie!" sagte er, als diese gekommen war, „die Sachen stehen schlimm. Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß es sich vollkommen zu bestätigen scheint, daß der junge Tollkopf, der Kronenburg, um die Hand der abenteuerlichen Frau von Sesie angehalten hat und abgewiesen worden ist, wenn wir uns auch das Warum kaum zu erklären vermögen."

„Das ist eine Thatsache," meinte Leonie.

„Nun gut," fuhr der Graf fort. „Von dieser Seite hätte sich also das Ungewitter verzogen, aber wer bürgt uns dafür, daß nicht einer der nächsten Tage ein anderes Gewitter bringt? Kronenburg ist, was ich kaum zuvor gedacht, ein Mensch, welcher, einmal auf eine Caprice gebracht, ich sage nicht Leidenschaft, aller excentrischen Streiche fähig ist, da ihm alle moralischen und intellectuellen Widerstandsmittel fehlen. Wenn wir aber zurückgehen und die Ursache suchen, durch welche er auf diese Bahn der Thorheiten und Tollheiten geworfen worden ist, so können wir nur Cornelien Vorwürfe darüber machen. Der Fürst war der willigste Mensch, als er zuerst zur Werbung nach Kraßnitz kam; aber es ist natürlich, daß er nicht, wie Jacob auf Rahel, sieben Jahre warten will, bis es ihr gefällig ist, eine der größten Partieen zu machen. Meine Meinung ist die: die Heirath, an der mir Alles liegt, muß jetzt, hier in Paris, zu Stande gebracht werden, oder sie ist so gut wie aufgegeben. Ich zähle auf Ihren Rath und Bei-

stand, um endlich die Geschichte in Ordnung zu bringen. Die Umstände sind am Ende so ungünstig nicht, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Kronenburg ist jetzt in einem Zustande der Entmuthigung, von einem moralischen Katzenjammer erfüllt und würde vielleicht, wenn ihm Cornelia freundlicher entgegenkäme, zurückkehren und die unleugbaren Vorzüge meiner Tochter mit denselben Augen, wie früher, ansehen. Es gilt nur, meiner Tochter den Kopf zurechtzusetzen und ihr die romantischen Ideen zu vertreiben. Diesen Erfolg können Sie leichter als ich bei ihr erreichen, denn Ihnen steht es besser an, ihr das Glück auszumalen, welches sie macht, als mir. Nun reden Sie! Was ist Ihre Ansicht?"

„Ich halte es nicht eben für eine Hexerei," gab Leonie nach einigem Nachdenken zur Antwort, „Kronenburg auf den guten Weg zurückzuführen."

„Nicht?" rief der Graf lebhaft. „Sie geben mir Muth, meine kluge, scharfblickende Freundin! Käme die Heirath nicht zu Stande, ich wäre in meiner ganzen Stellung alterirt, erschüttert, bedroht; denn die Familie würde es als eine ihr zugefügte Beleidigung aufnehmen und glauben, daß ich hinterher selbst auf andere Gedanken gekommen sei und den eigenen Abfall vom gegebenen Worte mit der Weigerung meiner Tochter decke. Man würde sich rächen. Doch, das wissen Sie selbst! Sagen Sie mir jetzt auch, was Sie sich von Ihren Bekehrungsversuchen bei Cornelia versprechen!"

„Hm," warf Leonie nachdenklich vor sich hinstarrend hin.

„Was bedeutet das?" fragte der Graf. „Sie machen eine sehr hoffnungslose Miene. Sollte es leichter sein, einen angehenden Roué in's Ehejoch zu spannen, als das Herz eines Mädchens, welches einem noch unbeschriebenen Blatte gleicht, zu seinem Glücke zu bereden?"

„Diese Meinung haben Sie noch über Cornelia?" sprach Leonie nach einem sichtlich kampfvollen Entschlusse.

„Hätten Sie dieselbe nicht? fragte der Graf mit besorgten Blicken.

„Wie erklären Sie sich denn die fortgesetzte Weigerung Ihrer Tochter?"

„Vorurtheil! Mädchenlaunen! Ideale Träumerei!"

„Nichts weiter? Es wundert mich, daß ein Weltmann wie Sie nicht auch auf die Idee verfällt, daß Cornelia eine geheime Liebe haben könne —"

„Warum nicht gar!" rief der Graf ungläubig, doch betroffen. „Sie sollte —"

„Sie hat eine Liebe im Herzen!" sprach Leonie fest und bestimmt. „Ich habe den Beweis davon."

Der Graf war vor Schrecken und Erstaunen wie aus den Wolken gefallen.

„Längst," fuhr Leonie, sich dem Grafen näher setzend, mit leiserer Stimme fort, „schon in Kraßnitz habe ich es dunkel durchschaut und später es durch Zufälle und Nebenumstände bis zur Evidenz bestätigt gefunden.

„Und Sie haben mir Ihre Vermuthungen nicht gleich mitgetheilt!" rief der Graf ganz verzweifelt.

„Das hatte lange seine großen Bedenken! Doch davon später! Thatsache ist und bleibt, daß Cornelia liebt. Erinnern Sie sich noch des Rittmeisters Haldenried?"

„Der Verwegene!" brach der Graf zornig aus.

„Nicht er," berichtete Leonie, „sondern sein Bruder Bruno ist der Verbrecher."

„Kennen Sie ihn?" fragte der Graf hastig.

„Er kommt seit einiger Zeit in mein Haus," sprach die Baronin.

„Wie?" rief der Graf. „Sie öffnen diesem Menschen die Thüre?"

„Nicht ohne Absicht," erwiderte die schlaue, intriguante Frau. „Ich wollte ihn kennen lernen, um ihn zu überwachen und jedem Ihrer Familie drohenden Mißgeschick zuvorzukommen."

„Dank, Dank!" rief der Graf, mit Wärme Leonie's Hand drückend.

„Lassen Sie sich das vorerst genügen," fuhr Leonie fort. „Ich muß zurückkehren, damit Cornelia keinen Argwohn aus meinem Ausbleiben schöpfe. Sorgen Sie dafür, daß sie überwacht bleibe, und trauen Sie der Frau Hassenfeld nicht, lassen Sie aber der Letzteren nichts merken."

„Gut, gut!" murmelte der Graf mechanisch hin. „Da

fällt mir etwas ein. Hat nicht einmal der Rittmeister in unserer Gegenwart von einem todtgeglaubten Bruder gesprochen?"

„Dieser ist es!"

„Herr Gott!" rief der Graf, die Hände zusammenschlagend, aus. „So wäre denn vielleicht eine Gräfin von Thieboldsegg nahe daran, die Frau Gemahlin eines steckbrieflich Verfolgten zu werden! Doch — das sind Faseleien. Es muß durchschnitten werden, und ich weiß vorerst nur soviel, daß es mir auf einen Schwerthieb nicht ankommen wird! Sie müssen mir noch heute das Nähere erklären. Ich bitte Sie auch, mich mit dem Vermessenen zusammenzubringen, damit ich ihn kennen lerne."

„Ich will ihn einladen," sagte Leonie eilig und ging hinaus.

„Burda! Burda!" rief der Graf zum Zimmer hinaus und fuhr, als der Gerufene erschienen war, ungestüm fort: „Kennen Sie einen österreichischen Flüchtling Bruno Haldenried?"

„Ich bin mit ihm bekannt," war die Antwort, „stehe beinahe auf freundschaftlichem Fuße mit ihm —"

„Desto besser!" rief der Graf. „Mit Hintenansetzung aller meiner vorigen Aufträge werden Sie ihn vom Morgen bis in die späte Nacht auf Schritt und Tritt überwachen und zweimal des Tages Bericht erstatten. Sie haben da nicht so sehr politische Umtriebe im Auge zu behalten, als vielmehr zu sehen, welche Privatbeziehungen er unterhält, denn es scheint mir, als ob er seine Bekanntschaft mit der Frau Baronin von Greifenstein, wo er, nebenbei gesagt, auch meine Tochter kennen gelernt hat, auf schändliche Weise zu mißbrauchen angefangen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen brauche, indem ich mich ganz auf Ihre Treue und Ihr Combinationstalent verlasse."

Burda machte sich, wie ein losgekoppelter Fanghund, auf die Beine.

Siebentes Kapitel.

Worin der Chevalier eine Episode aus seinem Leben erzählt.

Obwohl sich Negroni für Bruno und dessen Freund Grauwak lebhaft zu interessiren schien und namentlich dem Ersteren für die Aufbewahrung der geheimnißvollen Brieftasche wiederholt seinen Dank eingestanden, blieb das Verhältniß doch nur auf freundlichen Umgang beschränkt und war weit entfernt, innig und freundschaftlich vertraut zu sein. Bruno, dessen Phantasie von Negroni ganz bezaubert war, hatte schon längst eine größere Annäherung gewünscht, sie aber nicht erreicht. Er sah wohl, daß die mehr schlaue und weltkluge, als starre und sonderlingsartige Zurückhaltung des Italieners täglich mehr abnahm, aber plötzlich wurde er wieder in seinem Glauben an das Wachsthum seiner Freundschaft durch irgend eine Vorsichtsmaßregel erschüttert, welche Negroni gegen ihn selbst ergriffen zu haben schien. Bruno fühlte sich nicht beleidigt dadurch, aber er war gekränkt und betrübt, und fühlte sich um so mehr angespornt, das volle Vertrauen des Chevaliers zu erringen. Dieser aber verharrte in seiner gemessenen Haltung. Obwohl er von Bruno oft und dringend eingeladen worden, war er doch nie bei ihm erschienen, außer ein einziges Mal auf ein paar Momente, als er die Brieftasche abzuholen gekommen.

Manchmal kam es Bruno vor, als ob auf Negroni's Lippe die Aufforderung schwebe, einmal in sein Haus zu kommen, aber seine Erwartungen wurden immer getäuscht.

Eines Abends bei eintretender Dämmerung saß Bruno mit Grauwak im Café am Passage du Diable, als der Chevalier dort eintrat.

„Ich habe Sie gesucht," sagte der Italiener, neben Beiden Platz nehmend, „Sie sind heute spät gekommen."

„Sehr spät," sagte Grauwak. „Mein Freund war übrigens mehrere Tage unsichtbar."

„Warum das?" fragte Negroni, Bruno fixirend. „Irrt sich mein Blick nicht," fuhr er fort, „so haben Sie heute ein Aussehen, das angegriffen ist, nicht krank, nicht leidend, sondern von jener Spannung und leichter Blässe, welche nach größeren Aufregungen in uns zurückbleibt."

„Sie haben ein scharfes Auge," gab Bruno zur Antwort, „Sie haben Recht. Während der letzten Tage hat es in meiner Brust eine Revolution gegeben. Ein Fürst ist entthront, ein Götze vom Altar gefallen —"

„Welcher geheimnißvollen Metaphern Sie sich bedienen," versetzte Negroni mit freundlich ironischem Lächeln, „um, Ihrer Absicht entgegen, Ihre Angelegenheiten auszuplaudern."

„Wie meinen Sie das?" rief Bruno ganz erstaunt.

„Sie selbst haben jetzt den Punkt berührt," sprach Negroni, „über welchen ich Sie heute aufzuklären gekommen bin."

Er rückte an die Beiden heran, als Burda, der unzertrennliche Schatten Bruno's, am Tische erschien.

„Guten Abend, meine Herren," rief der Spion ganz cordial und ließ sich nieder, ohne den großen, gewaltigen Unwillen zu ahnen oder zu berücksichtigen, der in seinen zwei Landsleuten zum Ausbruch drängte.

Er raffte rechts und links Zeitungen zusammen, warf einen Blick hinein und brachte ohne Weiteres das Gespräch auf die politischen Fragen des Tages. „Sind das faule Zeiten," rief er plötzlich mit großem Affect. „Ueberall Entmuthigung, alle Menschen Feiglinge, man läßt sich treten, zahlt freudig die Steuern, kein Aufstandsversuch, wohin man auch blickt! Kein Attentat — doch ich darf nicht daran denken — hier wieder Verhaftungen — o dieser Napoleon — meine Gedanken verwirren sich — ich wäre im Stande mit einem Pistolenschusse —" Er murmelte die Worte halblaut durch die Zähne, — während er sie mit der grimmigsten Grimasse, wie ein Dorfschauspieler, der einen Bösewicht zu spielen hat, begleitete.

„Sie sind allerdings ein unheimlicher Mensch!" sagte Bruno kalt und ernst.

„Ich glaube auch," versetzte Graumak, „daß unser Burda

mit solchen Gedanken nicht blos spielt, sondern gar wohl einen Menschen —"

„Ein Attentat hilft nichts!" fiel Negroni in's Wort, „und ist schon aus Gründen der Klugheit verwerflich. Es fällt ein Mensch, nicht das System. Herr Burda, schlagen Sie sich solche Gedanken aus dem Kopfe und lassen Sie sich warnen, künftighin solche Dinge weniger offen in Cafés und vor Leuten, die Sie so wenig kennen, wie mich, auszusprechen. Es wimmelt hier von Spionen."

„Die fürchte ich nicht, Muth ziemt dem Manne!" rief Burda. „Sehen Sie diese Schramme! Ein Achtel Zoll tiefer, und ich wäre für die Freiheit gestorben."

„Ihre Zeit wird noch kommen!" warf Negroni wie ein düsteres Orakel, zu Burda gewendet, hin, indem er sich erhob. „Ich bedauere, daß sie noch nicht da. Doch — es wird spät. Ich habe einige Gänge zu machen," — er drückte Bruno die Hände, wobei er ihm ein zusammengelegtes Stückchen Papier, auf welches er heimlich unter dem Tische ein paar Worte geschrieben, hineinzuspielen wußte, — „es bleibt bei unserer Verabredung, meine Herren! Um acht Uhr will ich Sie besuchen."

„Nr. 8, Rue Castiglione!" bemerkte Bruno, auf die Finte rasch eingehend, „wenn Sie mein Haus nicht mehr finden sollten."

Als Negroni fortgegangen war, trennten sich die beiden Freunde in kurzer Zeit von Burda, welcher, da er zufällig unterrichtet zu sein glaubte, wo Bruno den Abend zubringen werde, nach langer Tagesmühe endlich ein bischen sich selbst leben und ein paar Partieen Billard spielen wollte.

Als die Freunde auf der Straße und allein und sicher waren, entrollte Bruno das Stückchen Papier. Es war Negroni's Visitenkarte, auf welcher: „Rue St. Jacques Nr. 12, heute 8 Uhr" geschrieben war.

War Grauwak von dieser Aufforderung angenehm berührt, so fühlte sich Bruno, dem die neuesten Vorfälle die größten Kämpfe gekostet hatten, wie neu belebt und aus seiner Erstarrung herausgerissen.

Als Beide um die angesagte Zeit bei Negroni eintraten,

fanden sie ihn in einem hohen, kahl aussehenden Zimmer, das außer einem Kanapee, einem einfachen Tische, einer Commode, auf der ein paar Bücher lagen, und ein paar Stühlen keine Möbel hatte. An der Wand über dem Sopha, im bequemen Bereich des Arms, hing ein amerikanischer Revolver, auf der Commode, in einem offenen Kästchen, lag ein schöner türkischer Dolch in einer Scheide von getriebenem Silber.

„Hier sehen Sie meine mehr als einfache Wohnung," sagte der Chevalier. „Alles, was ein armer Flüchtling besitzt! Freilich gedenke ich nicht lange hierzubleiben, es ist übrigens auch sehr fraglich, ob mir die Pariser Polizei einen längeren Aufenthalt gewährt. Sobald meine Schwester sich etwas erholt haben wird, gedenke ich nach Leicesterſquare zu übersiedeln. Doch Sie stehen noch — nehmen Sie Platz!"

Die Gäste setzten sich an den Tisch, auf welchen Negroni ein paar Bouteillen Wein und einen Teller mit Backwerk stellte.

„Wir haben bis heute," nahm Negroni das Wort, während er den Wirth machte, „wenig über Politik gesprochen, aber wir sind Gesinnungsgenossen. Ich verbinde auch mit dieser Einladung keine Tendenz. Ich sitze gern im Kreise von Ehrenmännern, das ist Alles. Ich hatte Ihnen allerdings etwas zu sagen gehabt, Herr Haldenried, als eben Burda erschien, — aber ich halte es nur für eine Kleinigkeit, es bleibe auf ein anderes Mal! Es ist keine so große Gefahr, — Sie sind doch kein Verschwörer? Nicht wahr?"

„Ich habe nie im Leben conspirirt," erwiderte Bruno, „wohl aber offen, vor aller Welt, mit der Waffe in der Hand gekämpft. Das wird auch die Polizei wissen."

„Ich bin ein Verschwörer," sprach Negroni, „und ahne was Sie über mich denken. Sie werden erstaunt sein, zu hören, was ich Ihnen sage. Sie befinden sich nicht in dem Werbebüreau eines Clubisten, nein! Ich würde mein Gewissen zeitlebens belastet fühlen, wenn ich Jemanden, der nur noch einige Luſt am Leben hat, in die unterirdische Werkstätte des politischen Treibens einführen und darin einschließen wollte. Ich habe natürlich nicht gewöhnliche Clubs im Auge.

Will Sie Einer je da hineinlocken — o ziehen Sie sich ja bei Zeiten zurück!"

„Sie kleiden es vielleicht auf diese Weise ein," entgegnete Bruno, „um uns nicht rundheraus zu sagen, daß wir keinen Beruf dazu haben!"

„Nein," sagte Negroni mit einem tiefen Schmerzensausdruck, sehr wehmüthig. „Talent ist erforderlich, doch es reicht nicht allein hin. Wessen Gemüth nicht für Weib und Kind stumpf geworden, wem noch eine einzige Freude blüht, kurz, wer nicht ganz vom Leben zerschmettert ist, der bleibe fern und lebe! Ich lebe nicht mehr. Ich bin nicht eben unglücklich, aber für Freude und Leid fast indifferent. Ich bin Nichts, als ein meiner selbst bewußtes Werkzeug, das lebendige Rad oder wenigstens die Schraube einer Höllenmaschine, und da sehen Sie, wie viel mir zu einem Menschen fehlt!"

Diese Sprache machte auf die Zuhörer einen tiefbohrenden Eindruck.

„Ein Hauch strömt aus Ihnen heraus," sprach Bruno, „welcher dem Ahnungsbefähigten ein tragisches Verhängniß verräth. Ich und gewiß auch mein Freund wären glücklich, wenn Sie uns soweit Ihres Vertrauens würdigen wollten, daß Sie ein wenig den Schleier von Ihren Erlebnissen lüfteten."

„Da wir so gesellig bei einander sitzen," sagte Negroni mit freundlich geglätteten Mienen, „will ich Ihnen wenigstens eine Episode aus meinem Leben zum Besten geben. Dieses Leben, das so vielfach umhergeworfene, erscheint mir selbst oft ein fremdes, seltsames und abenteuerliches Märchen — wenn ich mich je entschließen könnte, im Alter meine Memoiren zu schreiben, es gäbe vielleicht ein merkwürdiges Buch — doch ich bin an's Verschweigen gewöhnt, und mir graut vor dem bloßen Gedanken, meine und anderer Leute Geheimnisse als Waare hinter den Glasfenstern eines Buchladens aufzustellen. Nun, wir sind unter uns. Auch will ich Ihnen nur ein Kapitel erzählen. Vorerst aber müssen Sie im Allgemeinen wissen, wer ich bin und wie ich der geworden, den Sie heute vor sich sehen.

„Ich habe das Unglück, ein Neapolitaner zu sein. Ich bin ein Sohn jenes Landes, dessen malerische und lachende Ufer das Auge des Vorüberfahrenden so unsäglich entzücken, dessen Säulen- und Tempeltrümmer den Kunstkennern Anlaß zu so begeisterten Commentaren geben, dessen politische Existenz aber einer der Schandflecken der menschlichen Gesellschaft genannt zu werden verdient...

„Ich hatte begüterte Eltern und studirte die Rechte, oder was man so nennt, um dereinst in den Staatsdienst treten zu können. Ich war heiter, unbefangen, ein leichtes Blut; keine innere Stimme weissagte mir den düstern Ernst meines spätern Lebens. Dazu war eine Hand nöthig, die mich mit freier Willkür aufgriff und aus meiner Carrière herausschleuderte.

„Es war eine Zeit, wo man wieder einmal nach Mitgliedern der Giovine Italia fahndete, die auch unter uns Studenten Anhänger haben sollte. Auch bei mir wurde eine Haussuchung gehalten, man fand ein dreifarbig gerändertes Taschentuch, von dem ich noch heute nicht weiß, wie es in meine Commode gekommen, und dies genügte, mich zu verderben. Ich ward in's Gefängniß geworfen und blieb drittehalb Jahre im Castel von Neapel. Nach Ablauf dieser Zeit wurde ich unschuldig befunden und meiner Haft entlassen.

„Ich fand, als ich das Gefängniß verließ, Alles verändert. Mein Vater hatte durch unglückliche Speculationen sein Vermögen eingebüßt, ich kam eben noch zurecht, um die letzten Tage an seinem Krankenlager zu verbringen und ihm die Augen zu schließen. Ich war nun ohne Vermögen und ohne Aussichten. Meine Studien waren unterbrochen, von einem Eintritt in den Staatsdienst konnte keine Rede mehr sein. Ich war aber auch innerlich ein ganz Anderer geworden. Ich hatte im Gefängniß Zeit gehabt, ernst über das Leben nachzudenken. Es war aber auch ein Gefühl in meiner Brust aufgegangen, das ich bis jetzt nie gekannt, ja in seinem Umfange nie geahnt: der Haß, der scharfe, bittere, schneidende Haß ungerechter Richter, unmenschlicher Despoten und ihrer elenden, feilen, gewissenlosen Werkzeuge.

„Mein einziges Glück, mein Trost und meine Freude war meine liebe Schwester Atalanta, die keine Ruhe gekannt hatte, so lange ich im Gefängniß gewesen, und die mit einem kindlichen Herzen Tag und Nacht über die Befreiung des armen Studenten nachgesonnen hatte. Verzeihen Sie mir, meine Freunde, einen Anflug von Schwärmerei, so oft ich von ihr rede. Sie ist eine so edle, heroische Natur und die beste der Schwestern! Jetzt, da ich nach dem Tode meines Vaters ihr einziger Beschützer geworden, griff ich nach dem nächsten Mittel, sie und mich den dringendsten Lebenssorgen zu entreißen. Ich nahm Dienste auf dem Dampfschiff einer Privatgesellschaft, das zwischen Neapel und Barcellona fuhr, zuerst in sehr untergeordneter Stellung — ich mag gar nicht sagen, in welcher! Doch zum Glück hatte ich während meiner Gefangenschaft viel Mathematik getrieben. Ich legte die nöthigen Prüfungen ab und war schon nach zwei Jahren Kapitän auf einem Schiffe, das die Küsten des Orients bis nach Tunis hin befuhr.

„Auf diesen Reisen erweiterte sich mein Gesichtskreis; ich studirte die Menschen aller Himmelsstriche und lernte die verschiedensten Länder aus eigener Anschauung kennen. Ich kam auch mit vielen interessanten Persönlichkeiten zusammen. Unter diesen befand sich ein bekannter piemontesischer Staatsmann, der mich lieb gewann und, da er Gelegenheit gefunden hatte, sich von meinen Kenntnissen in den mathematischen Wissenschaften zu überzeugen, mir eine bessere, sorgenfreie Zukunft versprach. Wenn nun auch das Meer und das Reisen einen ungemeinen Reiz auf mich geübt: mein Kummer war, daß ich von Atalanta, die indeß von einem harten Schicksalsschlage getroffen worden war, getrennt leben mußte. Ich nahm das Anerbieten meines Gönners mit Freuden an und erhielt eine höhere Lehrerstelle in Genua, die mich und meine Schwester in die angenehmste Stellung hob.

„Ich war schon vor Jahren in einen Bund eingetreten, der sich die Befreiung und Vereinheitlichung Italiens als Ziel gesteckt, und hatte meinen Eid geleistet. Mein Gönner wußte davon und theilte, ohne zum Bunde zu gehören, dieselben Anschauungen. Welcher Italiener theilt sie nicht! Welcher Italiener

sähe, ohne daß das Herz ihm blutete, sein Vaterland, diese herrliche Halbinsel, die einstige Herrin der Welt, den alten Sitz des Wissens und noch immer die bevorzugte Wohnstätte der Künste, entwürdigt, niedergeworfen, zerrissen und von Fremden beherrscht? Welcher Italiener hätte je die Vergangenheit seines Vaterlandes mit dessen Gegenwart verglichen, ohne dabei auszurufen: Welcher Fall von welcher Höhe! Hier sollte es wahrlich anders werden! Hätte etwa die Hand der Natur nicht deutlich genug uns die Grenzen gezogen, daß es streitig werden könne, wo Italien beginne? Fehlte es uns etwa an Bildung, Cultur, selbstständigem Geiste, daß wir es nicht verdient hätten, unsere Geschicke in unsere eigene Hand nehmen zu dürfen? Nein, nein! Unsere Losung war daher: Krieg den Fremden! Freiheit und Einheit!

„Sie sind Beide Oesterreicher, meine Freunde. Wie frei und unabhängig man auch zu denken gewohnt, man versetzt sich doch äußerst schwer in die Lage eines Andern hinein. Ich muß daher einen Augenblick in meiner Erzählung innehalten und Sie bitten, unbefangen mit mir einige Punkte in Erwägung zu ziehen. Unsere Losung war, wie gesagt, Krieg den Fremden, d. h. Vertreibung der Oesterreicher. Warum? Hatte nicht Mazzini selbst im Jahre 1845 gestanden, daß die österreichische Regierung die beste in Italien sei? Aber, meine Herren, diese beste unter den italienischen Regierungen fühlte sich leider berufen, die Stütze auch der schlechtesten zu sein. Was frommte es dem Unterthan Roms oder eines italienischen Kleinstaates, daß die Lombardei verhältnißmäßig gut administrirt war, wenn, so oft er gegen die einheimische Tyrannei aufstand, Oesterreich einschritt und, wie es hieß, Ruhe und Ordnung herstellte? Oesterreich hatte schon zweimal, 1821 und 1831, die kleinen Despotismen, die das Volk über den Haufen geworfen, restaurirt, es lieferte die Flüchtlinge den restaurirten Gewalthabern aus, kurz es half die Kette, so oft sie brach, von Neuem wieder anlöthen. Oesterreich war die große Assecuranz der kleinitalienischen Tyrannen. Das war's, was uns ganz besonders erbitterte, und dem wir allmählich ein Ende zu machen gedachten.

„Es ist bei allen mittelmäßigen Köpfen traditionell ge-

worden, die Weisheit jener Männer zu bewundern, welche sich in den Jahren 1814 und 1815 um einen grünen Tisch setzten, um die Karte Europas neu zu entwerfen und jedem Potentaten die relative Anzahl von Quadratmeilen nebst den dazu gehörigen Tausenden Einwohner zuzusprechen. Diese großen Diplomaten hätten nur Hohn und eine vornehm absprechende Abfertigung für Den bereit gehabt, der ihnen die Bemerkung gemacht hätte, daß die Idee der Gerechtigkeit eben so gut wie die Staatsklugheit eine Restauration Polens fordere, daß Spanien und Italien es nicht verdient hätten, wieder in die Hände der Bourbonen zurückzufallen, daß endlich die Lombardei nie einen sichern Besitz Oesterreichs bilden werde. Diese Männer verließen sich auf ihre Bajonnette, ihre Polizei und auf die Zusage gegenseitiger Hülfeleistung, und waren Feinde jener Ideen natürlicherer Völkergruppirung, wie sie Napoleon im Kopfe trug. Erhob man später ein Bedenken gegen die Weisheit ihrer Staatsschöpfungen, so wies man darauf hin, daß sich Europa ja in Folge ihrer Construction eines vierunddreißigjährigen Friedens erfreut habe. Ich aber frage: War indeß wirklich Friede in Europa? Gab es keine Revolution in Spanien und Frankreich? Rissen nicht Holland und Belgien auseinander? Blutete nicht Polen? Zählen die verschiedenen Aufstände in Italien für nichts? Ich meinestheils kann in den Staatsschöpfungen, die sie hinstellten, nur eine Reihe furchtbarer Mißgriffe sehen, die im Laufe der Zeiten mit unsäglichen Opfern von Blut und Leben zurückgenommen werden dürften.

„Plötzlich, vielleicht theilweise uns selbst unerwartet, kamen die Ereignisse des Februar 1848. Ein Schrei der Unabhängigkeit flog durch die Halbinsel vom Kamm der Alpen bis zur äußersten Spitze Siciliens. Vor dem Sturm, der sich erhob, flüchteten einige Fürsten, andere beugten sich, die Kraft Karl Albert's ward in die Wagschale geworfen und der Unabhängigkeitskrieg eine Thatsache.

„Aber unsere Hoffnungen dauerten nicht lange. Einige Monate und das eine Zeit lang zurückgeworfene Oesterreich hatte wieder Fuß gefaßt in Italien. Die gebrochene piemontesische Armee zog sich hinter den Ticin zurück, und der Schritt

der Truppen Radetzky's hallte wieder in den verödeten Straßen Mailands. Indeß brannte das Feuer der Revolution, in der Mitte Italiens ausgetreten, in den Ecken und Enden noch fort. Venedig trotzte und Garibaldi schweifte mit einem aus Flüchtlingen aller Länder zusammengelesenen Haufen an den Ufern des Lago Maggiore. Ich war als Freiwilliger zu ihm getreten und habe diese abenteuerlichen Guerillakämpfe unter dem merkwürdigen Feldherrn mitgemacht.

„In Monza, angesichts einer sich flüchtenden Monarchie und eines im Stich gelassenen Volks, flatterte noch zuletzt das republikanische Banner mit der Aufschrift: Dio e il popolo. Es sollte sechs Monate später mit neuem Glanze von der Höhe des Capitols herabflammen. Wir dachten so: der Krieg ist uns noch eine heilige Sache, wiewohl ihn der Papst verleugnet und Karl Albert ihn vorschnell aufgegeben. Mag das Volk fortführen, was ein König nicht vermochte! Laßt in Central-Italien den Ausgangspunkt eines neuen Feldzugs entstehen!

„Bald flüchtete der Papst. Mazzini übernahm die Regierung der heiligen Stadt und übergab Garibaldi die Vertheidigung. Nun wissen Sie, wie uns von der unerwartetsten Seite, von der Schwesterrepublik Frankreich, der Feind daherkam. Den Weg mit Friedensbetheuerungen und sanften Worten pflasternd, einzig, wie es hieß, um den heiligen Vater mit seinem Volke auszusöhnen, kamen die Franzosen von Civita Vecchia bis vor die Thore Roms. Bald griff auch Neapel uns an, doch nur um auf's Schimpflichste in die Flucht geschlagen zu werden. Die Belagerung dauerte lange. Zuletzt, ohne Widerstand zu finden, zogen die Franzosen von einer Seite ein, während Garibaldi mit seinem Haufen aus den entgegengesetzten Thoren fortzog. Da begann der abenteuerlichste Rückzug, den die neuere Kriegsgeschichte kennt. Ein Dichter kommender Zeiten wird es zum Gegenstand der märchenhaftesten aller Epopoeen gestalten, wie der unbegreifliche Mann sich in die Berge warf, wie er von Tivoli bis Terni, von Terni bis Arezzo streifte, Contributionen erhob, von den ihm nachsetzenden österreichischen Colonnen oft geschädigt, nie zertreten; wie er durch ihre scheinbar festesten Linien entwischte,

wenn ihre Uebermacht nach ihm langte; wie er zuletzt die Adria erreichte, mit den Trümmern seiner Schaar an den Ufern hinkroch, wie seine kleine Flotille von den österreichischen Kanonenbooten beschossen ward, wie viele seiner Schiffe sanken und andere gekapert wurden, während er selbst mit seiner Frau, die ihm allenthalben folgte und alle seine Gefahren theilte, in einem Wald verschwand — wie man dort die Leiche eines Weibes fand, das in Noth und Entbehrungen den Tod gefunden, und wie man in der Leiche die Frau Garibaldi's erkannte — er selbst aber, beinahe der Letzte seiner Schaar, halbtodt die Stadt in den Lagunen erreichte und dort nochmals das Commando übernahm.

„Ich habe diesen Zug mitgemacht von Rom bis Arezzo, wo ich verwundet liegen blieb. Ich erreichte Piemont wieder, das meine zweite Heimath geworden war, und es hatte den Anschein, als ob mein Leben von da ab ein ruhigeres werden wolle. Ich ahnte nicht, daß mir das Schicksal, die Fortuna saevo laeta negotio, wie der alte römische Dichter sie so treffend nennt, noch das Herbste aufspare, Lagen, in welchen ich es hundertmal beklagen sollte, nicht durch französische, österreichische oder neapolitanische Kugeln ein Ende gefunden zu haben! Doch ich habe mich, von der Erinnerung und mancher abschweifenden Reflexion verleitet, gar zu lange in der Vergangenheit aufgehalten. Haben Sie noch Lust, die Episode aus meinem Leben, die ich Ihnen anfangs versprach, anzuhören?"

„Wir sind ganz Ohr!" rief Bruno, und Negroni begann:

„Ich begab mich vor ungefähr einem Jahre, kurz vor Ostern, im Auftrage des geheimen italienischen Centralcomités, welches damals in Turin beisammensaß, unter dem Namen eines Gutsbesitzers Cosenzo nach Neapel. Wie Sie sich denken können, war ein sardinischer Paß, mit welchem ich reisen mußte, ein wenig sicherer Geleitsbrief durch die unter dem ärgsten Polizeidrucke seufzenden Kleinstaaten von Italien. Um noch harmloser zu erscheinen, reiste ich mit einer fingirten Frau — meiner Schwester.

„Wir waren glücklich in Neapel angelangt und hatten dort etwa vierzehn Tage verweilt, als ich den Wink erhielt, daß

man auf meiner Spur sei und ich flüchten müsse. Auf solche Fälle, wie sich denken läßt, immer gefaßt, suchte ich mit meiner Schwester auf der Villa eines angesehenen Freundes, der der geheimen Gesellschaft angehörte und den ich Liborio nennen will, außerhalb der Stadt einstweilen ein Versteck. Doch schon am Abend war ich wieder entdeckt und mit Mühe und Noth ohne meine Schwester nach Neapel entkommen. Atalanta, als Weib und nicht compromittirt, war leicht zu verheimlichen und hatte überhaupt wenig zu riskiren, wogegen sie in meiner hochverrätherischen Begleitung im Entdeckungsfalle mitverloren gewesen wäre, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, zusammen unsere Flucht auszuführen. Es war schon Nacht, als ich in Neapel ankam. Ich begab mich nach Santa Lucia, wo ein Schiffsbesitzer, der Einer der Unseren war, wohnte, um ihn zu bitten, mir noch in dieser Nacht ein Entkommen zur See möglich zu machen. Dieser ging noch in später Nacht aus und brachte mir die frohe Nachricht, daß ich auf einem kleinen Schiffe, das eine Fruchtladung nach Cagliari hatte, vor Sonnenaufgang werde abfahren können.

„In Matrosentracht, eigentlich einem Facchin ähnlich, mit kohlengeschwärztem Gesicht bestieg ich glücklich das Schiff und blickte vom Verdeck lachend, gerettet nach den immer weiter zurückweichenden romantischen Ufern, deren Bewohner seit Jahrhunderten so elende Sclaven sind. Der Gedanke an meine Schwester trübte dann und wann meine Stimmung, obwohl ich sie keiner ernsten Gefahr ausgesetzt glauben durfte. Auf ihren Gastherrn, dem die Villa gehörte, konnte ich mich in Bezug auf sie verlassen. Ich wußte, daß Liborio, sobald er Nachricht von mir erhalten, die Mittel finden würde, uns zusammenzuführen. Zu diesem Behufe hatte ich bei dem Schiffsbesitzer in Santa Lucia vor meiner Abfahrt einen von meiner ihr wohlkenntlichen Hand geschriebenen Frachtbrief hinterlassen, in welchem ihr, wenn auch in ziemlich hieroglyphischer Weise, meine Rettung angezeigt und der Wink gegeben war, mir schleunigst auf einem Postschiff nach Cagliari zu folgen. Eines guten Ausgangs gewiß, schlief ich in der Mittagsstunde, von den Wellen eingewiegt, auf dem Schiffsverdeck ein. Während ich mir den Schlaf wohl schmecken ließ,

erschien am Horizont ein Fahrzeug, das mit seinen Schaufelrädern rasch dahergefahren kam und sich in der Nähe als ein neapolitanischer Kriegsdampfer auswies. Wie ein dämonischer Häscher fahndete er selbst auf der freien See nach den Feinden der bourbonischen Tyrannei. Unser Schiff war bereits angehalten und durchsucht, ohne daß mich ein Geräusch oder eine Ahnung der nahen Gefahr weckte. Man sah mich harmlos schlafend hingestreckt und war schon auf dem Rückwege zum Kriegsdampfer, als einer der Polizisten einen kostbaren, zu meinem sonstigen Aussehen wenig passenden Ring an meinem Finger erblickte, welchen mir ein reicher Muselmann, den ich bei Smyrna dem Tode im Wasser entrissen, aus Dankbarkeit verehrt hatte.

„Meine List, meine Flucht mit einer solchen Verkleidung zu decken, war damals nicht ungewöhnlich. Man faßte mich schärfer in's Auge, und bald war ich als eine Verdacht erregende Person erkannt und festgenommen.

„Im Nu war ich auf das schwimmende, mit Kanonen geschmückte Polizeibüreau geschleppt worden, wo man mir, ohne daß ich ein Verhör bestanden hätte, sofort Handschellen anlegte. So wurde ich an alle noch in Aussicht stehenden Liebenswürdigkeiten erinnert, Liebenswürdigkeiten, durch welche sich der regierende König beider Sicilien in den Annalen der Humanität einen unvergänglichen Namen gemacht hat. Bald sah ich die kaum mir entschwundenen neapolitanischen Ufer, welche mich noch vor wenig Stunden angelacht, wieder. Vor ihnen erstarrte diesmal mein Herz. Ich war so hoffnungslos, daß ich aus meinem finstern, gedankenlosen Brüten erst bei der Ausschiffung erwachte.

„Ich betrat die Küste. Ich betrat sie wie einen Hinrichtungsplatz.

„Atalanta! rief in mir eine herzzerreißende Stimme. Atalanta! O wenn sie das erfährt, oder lieber — daß sie das nie erfahre!

„In Neapel waren eben die Processe gegen die Gesellschaft der Unità italiana im Gange, Monstre-Processe, die ihresgleichen nur in den Annalen der römischen Kaisergeschichte oder der spanischen Inquisition haben. Es saßen damals in

den verschiedenen Gefängnissen des Königreichs beider Sicilien, wie Sie auch aus Gladstone's, im Punkte der Wahrheit unantastbaren, Briefen erfahren können, zwischen fünfzehn- und zwanzigtausend Staatsverbrecher. Die verschiedensten Arten der Tortur und der Hungerfolter waren im Schwunge, die Ankläger waren der Auswurf der Menschheit, und was waren die Richter! Das Mindeste, wozu Individuen, welche hier und dort den Ruf: es lebe die Constitution! ausgestoßen hatten, verurtheilt wurden, waren vierundzwanzig Jahre schweren Kerkers in Eisen. Es war eine Schreckenszeit. Der Präsident des obersten Gerichtshofes — Novarra, der Name ist merkenswerth, — rühmte sich, bereits dreitausend Personen zum Tode verurtheilt zu haben.

„Ich wurde in den dunkeln, schrecklichen Kerker der Vicaria geführt, wo ich mit siebenundzwanzig Gefangenen ein Zimmer bewohnte. Wir waren Alles durcheinander, politische Verbrecher, Diebe, Räuber und Mörder. Die Atmosphäre war so entsetzlich, daß die Kerkermeister und die Wachen, außer bei Nacht, nie bei uns eintraten; selbst die Aerzte wagten sich nicht in diese heiße, mephitische Luft herein, und die Kranken unter uns, manche schon mit dem Tod im Gesichte, mußten zum Gefängnißarzt mehrere Treppen hinansteigen. Es war, ich sage nicht zu viel, ein Haus der Finsterniß und der Pest, ein Tartarus, von einem Schwarm menschlicher Schatten bewohnt.

„Ich glaubte und hoffte fest, zum Tode verurtheilt zu werden, und war gefaßt und ruhig. Ich betrachtete mein Blut als ein Opfer, das ich dem Vaterlande bringe, und wußte, daß auch Atalanta es so auffassen werde. Wohl wußte ich, daß sie die Nachricht meines Endes tief und schrecklich treffen werde, aber ich kannte auch ihr hohes Herz und die unerschöpflichen Kräfte von Muth und Begeisterung, die darin verborgen. Mögen Die zittern, die mich verurtheilen, dachte ich, es erwartet sie einst ein höherer Richter, derselbe Gott, den sie zu jeder Stunde beleidigt haben!

„Ich warf mich Nachts auf die Kniee und betete lange. Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie an Gott glauben; ich glaube an ihn. Ich bat ihn, daß er auf mein Vaterland blicke, sich endlich seines Unglücks erbarme und es von seinen

Peinigern erlöse. Ich bat auch Gott, daß er Atalanta die Kraft geben möge, ihren Kummer zu besiegen, und daß er sie bessere Tage sehen lasse.

„Mit mir war Luigi Settembrini eingeschlossen, ein Mann, werth der besten Tage Roms und Griechenlands; wir trösteten einander gegenseitig, indem wir von der nahen Erlösung Italiens sprachen und uns im Glauben an sie befestigten.

„Endlich kam mein Verhör heran. Ich wurde durch Documente und Augenzeugen des Hoch- und Landesverrathes überwiesen. Aber ich wurde nicht zum Tode verurtheilt. Die neapolitanische Justiz schenkt den Tod nur geringeren Verbrechern; bei ihren schlimmsten Feinden zieht sie es vor, ihnen das Leben zu lassen und es, um sie länger quälen zu können, mit berechneter Grausamkeit zu verlängern. Sie läßt sie da zollweise sterben, begräbt sie lebendig, in völliger Einsamkeit, oft unter der Erde, nicht selten unter der See. So ging es mir. Ich wurde zur Haft auf Lebensdauer auf die Ponza-Inseln verurtheilt."

„Verzeihen Sie die Unterbrechung," fiel Grauwak dem Erzähler in's Wort. „Mich lassen meine geographischen Kenntnisse für den Augenblick im Stich, und doch möchte ich, bei dem großen Interesse, mit welchem ich Ihrer Leidensgeschichte folge, gern wissen, wo eigentlich diese Inseln liegen."

„Gerade im Angesicht der Festung Gaeta," erwiderte Negroni mit freundlicher Bereitwilligkeit, „wie ungefähr Ischia und Capri Sorrent und Neapel gegenüber. Es ist nur der Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Inseln, daß die Natur über letztere das ganze Füllhorn ihrer Reize ausgestreut hat, während die Ponza-Inseln unfruchtbare, öde Felsklippen sind, deren ganzen Schmuck eine barbarische Strafanstalt für politische Verbrecher ausmacht. Die Hauptinsel selbst, Ponza, hat ein größeres Fort; ob auch dort Staatsverbrecher sitzen, weiß ich nicht bestimmt; ich kenne Niemanden, der hingekommen. Weiter nach Südosten, gegen Ischia, ragen noch zwei Klippen aus dem Meere, die man zu den Ponza-Inseln rechnet. Die eine heißt Vantodena, die andere San Stefano. Es sind beides Riffe vulkanischen Ursprungs, in Schichten aufgethürmt, ohne Vegetation und ohne Wasser, zwei Felsen, die

man nur von Eulen und Seevögeln bewohnt glauben sollte. Erst wenn das Boot sich nähert, sieht man crenelirte Zinnen aus der Lava emporwachsen, erblickt Schießscharten und vergitterte Kasemattenfenster! Welche Stätten der Oede! Wie die Wellen da hinaufbranden und ein trauriges Lied zu singen scheinen! An Vantodena haftet übrigens eine uralte Tragik. Die Insel ist die alte Pandataria, wohin Octavian Augustus seine Tochter Julia in die Verbannung schickte. San Stefano, eine Meile von Vantodena entfernt, doch unterirdisch durch kaum vom Meere bedeckte Riffe verbunden, ist ein neuer Deportationsort, eine Schöpfung Ferdinand's des Zweiten.

„Santo Stefano heißt das Felsenriff, an welches Ferdinand II den Prometheus der Fortschrittsidee fesselt. Dahin bringt man die schwersten politischen Verbrecher. Ich sage: Verbrecher, wiewohl in den Augen der neapolitanischen Justiz auch schon der Verdacht constitutioneller Gesinnung ein Verbrechen ist. Dort findet man einfache Bürger, manchen Marchese und Principe; dort giebt es keinen Rang- und Standesvorzug, dort ist von Ferdinand II die Gleichheit eingeführt: Alle, arm und reich, vornehm und niedrig sind seine Opfer. Da alle dorthin Verurtheilten bestimmt sind, früher oder später in der grausamen Haft zu Grunde zu gehen, werden gleich nach der Abführung alle Proceßakten vernichtet. Ohne Namen, mit der Regiſtraturnummer ganz einfach bezeichnet, werden sie aus einer Hand in die andere gegeben, bis sich die Eisenthür auf San Stefano für immer hinter ihnen verschließt. Niemand darf sie mehr sprechen, nicht einmal der Kerkermeister, dem ja selbst Name und Strafbarkeit der Schuldigen unbekannt und auch gleichgültig ist. An ein Entkommen ist nicht zu denken. An den schroffen Ufern kann man selbst bei ruhigem Wetter nur an einzelnen schmalen Stellen landen, und vorsichtshalber lauert ein Dampfer in der Nähe, der Tag und Nacht als Schildwache kreuzt, damit sich kein verdächtiges Fahrzeug der Insel nähern könne.

„Santo Dio!" rief Negroni, nachdem er eine kleine Pause gemacht, indem ihn der Schauer der Erinnerung sichtlich überflog, „welch ein Moment war das, als ich in meiner Zelle

allein stand und die Tritte der mich abführenden Wache draußen auf dem langen, finstern Corridor verhallt waren! Da stand ich in einer Zelle im tiefsten Erdgeschoß, die wie ein Keller in den Felsen gesprengt war. Da steckte ich, wie in einer unterirdischen Kluft ein Vermauerter, welcher nicht Hungers sterben soll, sondern täglich ein bischen Speise erhält, damit er seine Qualen so lange als möglich dulde... Wer sehnt sich da nicht nach dem Tode? Ich rief ihn bei Tag und Nacht, eine Woche um die andere, die ich, von Verzweiflung erschöpft, um jeden geisterhebenden Gedanken gebracht, von Fieber geschüttelt, in der feuchtkalten Höhle lichtlos dahinschmachtete.

„Die ersten Tage hatte ich in einer Art stumpfen Stupors zugebracht. Ich wußte kaum, wo ich war. Ich blieb auf meiner Pritsche, meiner bretternen Lagerstätte sitzen und verschmähte es, mich an den Händen zum Fenster emporzuheben, wo ich dann einen Blick auf das Meer hätte werfen können. Dies Meer war ja mein Feind und half mit, mich bewachen! Dieses Meer trennte mich von Allen, die etwa einen Versuch, mich zu retten, hätten machen können. In diesen Wellen sangen für mich keine Oceaniden. Und sie rauschten und sangen Tag und Nacht...

„Kein Hoffnungsgedanke blitzte auf in meiner Seele, daß mir die Gegenwart minder entsetzlich scheine. Eine Amnestie, wenn sie je käme, würde mich nicht befreien. Nur ein Wechsel der Staatsform konnte mich aus diesem Grabe erlösen — aber wann sollte ein solcher kommen? War Italien nicht wieder tiefer als je unter das Joch der Knechtschaft gebeugt? Herrschte der Bourbone nicht unbestrittener als je? Nein, ich würde den Tag, wo alle diese Kerker aufspringen, nicht erleben; die böse Luft, die kaum genießbaren Speisen, das ekle, laue Wasser würden mir lange, lange zuvor den Tod gebracht haben.

„Ich dachte an die vielen berühmten Patrioten, die ein ähnliches Loos wie mich betroffen hatte: an Silvio Pellico, dessen Memoiren ich als Knabe gelesen, an Maroncelli, Gonfalonieri, Poerio und wie sie Alle im Katalog unserer Märtyrer heißen. In diesen Erinnerungen war doch ein Trost. Diese Männer hatten nicht umsonst gelitten; mehr und mehr

im Laufe der Jahre war die Zahl derer gewachsen, die in ihre Fußtapfen traten.

„Mein Gott, mein Gott, rief ich eines Tages, so hab' ich denn wirklich die Bekanntschaft von San Stefano gemacht! Ich erinnerte mich plötzlich so klar, wie ich als Knabe einmal in's Camaldulenser Kloster, das auf dem höchsten Punkte von Neapel liegt, gekommen war und wie mir ein alter Frater, mit einem Fernrohr unter dem Arm, die ganze Gegend erklärt hatte. Ich sah das Schloß von Bajä weiß herüberschimmern, die grünen Höhen des misenischen Cap in's Blaue hineinstoßen, ich sah das schöne Procida und in weiter Ferne hochaufgethürmt Ischia. Auch die zwei kleinen Inseln rechts, Vantodena und Stefano, hatte mir der alte Mann durch's Fernrohr gezeigt, und als ich ihn fragte, ob dort auf dem kahlen Gestein auch Leute wohnten, hatte er geantwortet: „Arme Leute, mein Sohn, arme Leute!"

„Es war in der vierunddreißigsten Woche meiner Gefangenschaft, daß ich erkrankte. Ich hatte, so oft ich die Augen schloß, entsetzliche Träume und endlich seltsame Gesichte und fühlte mich von einer unendlichen Mattigkeit erfaßt. Aber die Eisen, die mir schon in der Vicaria angelegt worden waren, ließen mich nicht schlafen. Diese Eisen wogen vielleicht nur fünfunddreißig Pfund, mir aber war's, als würden sie stündlich schwerer und endlich centnerschwer. Am nächsten Tag, als der Schließer mit dem Kruge Wasser eingetreten war, und ich auf seinen guten Morgen keinen Laut von mir gab, blieb er stehen und sagte: „Sie sind krank, das merk' ich schon seit mehreren Tagen. Heute kommt der Inspectionsarzt aus Gaeta herüber. Ich will ihn Ihnen schicken." — Wie Sie wollen, erwiderte ich, ohne mich umzuwenden oder ein anderes Wort hinzuzufügen.

„Der Gefangenenarzt kam, er fühlte mir den Puls und sagte: „Ei, ei, Sie haben das Fieber. Ich will Ihnen eine Mixtur verschreiben." — Verschreiben Sie mir einen Strohsack, sagte ich, das wird besser sein, und lassen Sie mir die Ketten abnehmen! — „Mein Freund," sagte er, „zu Beidem bedarfs einer speciellen Erlaubniß des Festungscommandos, doch wir wollen sehen, wir wollen sehen!" Er ging fort, und

der Bericht, den er über meinen Gesundheitszustand abgeliefert haben mag, muß wohl schlimm gewesen sein. Im Laufe des Tages fand sich ein Priester bei mir ein, auch wurden mir die Ketten abgenommen.

„Immer mehr nahmen meine Kräfte ab. Ich fühlte mein Ende kommen, ich fühlte es an der Lähmung meines Leibes und ganz besonders an der bis zum Stumpfsinn reichenden Hinfälligkeit meines Geistes. Wenn man mir das Essen brachte, rührte ich es tagelang kaum an, schüttete es aber in eine Ecke aus, damit man meine, ich habe gegessen, und mir nicht aus teuflischer Grausamkeit den Arzt wieder sende, der mich in den Stand setzen sollte, meine Qualen noch länger zu tragen. So lag ich einmal — ich wußte damals nicht, war es Nacht oder Tag — auf meinem Lager von faulem Stroh, todesmatt, unfähig auch nur die Hand zu heben, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen, welchen das Fieber dort oft stromweise entspringen ließ. Meine Gedanken irrten wie im Schlafe unbestimmt und zusammenhanglos umher.

„Da war mir plötzlich, wie wenn ich eine Stimme vernommen hätte, so wunderbar, daß sogleich alle meine Pulse klopften und ich mich halb aufzurichten vermochte. Doch, wie ich auch horchte, ich hörte nichts mehr. Dennoch war ich fest überzeugt, daß eine Wunderstimme an mein Ohr erklungen, denn es war mir nicht möglich, zu glauben, daß die visionäre Macht meiner eigenen Vorstellungen im Stande sein sollte, meine Seele und meinen Leib in solche Aufregung zu versetzen.

„Allmählich fing ich in meine Agonie zurückzusinken an; meine Gedanken verwischten sich wieder, da machte sich ein nicht gewöhnliches Geräusch von Tritten draußen vernehmlich, die Schlüssel arbeiteten an meiner Thüre, sie that sich halb auf. Ich richtete den Blick hin und sah einen vornehm aussehenden Herrn von hohem Wuchs, eine elegante Frauengestalt am Arm, von zwei Lakaien gefolgt. Sie sprachen — wahrscheinlich über mich. Die Züge der Einzelnen schärfer zu fassen, vermochten meine an stete Finsterniß gewöhnten Augen trotz der immer gedämpften Tagesbeleuchtung des Corridors nicht. Plötzlich trat die Dame mit einem Ruck bis an die

Schwelle meiner Zelle und stieß eilig zurückfliehend, mit wirklichem Entsetzen die Worte aus: „Abscheulich! Das sind Gräber!“

„Unverweilt sperrte der Kerkermeister die Thüre hinter ihr, und die Gestalten waren entschwunden.

„Ich aber hatte zuvor wirklich eine Stimme gehört, die Stimme dieser Frau. Sollte der bloße Ton eines tiefen Mitleids mit dem Loose der Nebenmenschen eine so wohlthuende Kraft für das Ohr des Leidenden gehabt haben? dachte ich, als ich wieder allein auf meinem Strohlager lag.

„Thor! rief ich plötzlich laut auf, indem ich mich zu erheben versuchte und wie ein vor Freude Wahnsinniger taumelte. Das muß die Stimme meiner Schwester gewesen sein!

„Ich habe, fuhr ich nach einer Pause wie im Delirium einer vor dem gänzlichen Erlöschen noch einmal hoch aufflammenden Hoffnung fort — ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, nicht erkannt, aber dies war Atalanta — war sie es nicht, so soll dies die letzte Illusion meines an Täuschungen so reichen, nun ihnen erliegenden Lebens sein ...

„Ich fiel von diesem Einfall gleichsam lieblich vernichtet bewußtlos auf mein Strohlager hin.

„Als ich wieder erwacht war, trat eine todesartige Abspannung und Kraftlosigkeit bei mir ein. Meine Phantasie war wieder entsetzlich nüchtern. Ich klagte mich einer quälerischen Selbstaufstachlung, eines Mangels an Ergebung in das Unvermeidliche an.

„Ich richtete mich auf, da stieß mein Fuß an einen in ein Papier gewickelten Gegenstand. Ich hob das Ding, von dem ich zuerst nicht begriff, wie es in meine Zelle gekommen sein könne, auf und fand — eine Scheere und einige Zündhölzchen. Ich zündete eins davon mit Vorsicht, daß es mir an der feuchten Kerkermauer nicht verlösche, an und betrachtete beim Schein das Papier näher. Ich fand die Worte: „Scheere heute Nacht, nachdem der Wärter sich entfernt, Haar und Bart.“

„Was ist das? rief es in mir. Hat man etwas mit Dir vor? Will man Dich retten? Diesen Zettel hat einer der Dich Besuchenden hereingeworfen! Ich soll unkenntlich werden, das

ist klar. Ich verlor mich in Gedanken, in Vermuthungen, was mit mir geschehen solle. Rettungshoffnungen tauchten in mir auf, ich gerieth in eine unsägliche Aufregung. Als es aber Nacht geworden — um mich war fast immer Nacht, aber ich wußte doch die Zeit nach den letzten Gängen meines Schließers zu berechnen — that ich, wie der Zettel geboten. Mein dichter, langer, verwilderter Bart und mein Haar fielen unter der Scheere.

„Selbst diese einfache Thätigkeit hatte mich müde gemacht. Ich war so erschöpft, so matt selbst von Hoffnungsgedanken! Ich warf mich auf mein Stroh und schlief ein.

„Es war wohl eben Mitternacht, als ich in festen Schlaf versunken lag und plötzlich, wie im Schrecken, auffuhr. Die Todtenstille, die den Gefangenen hier immer umgiebt, schärft sein Ohr zu einer unendlichen Feinheit. Ich hörte ein leises, undeutliches Geräusch an meiner Thüre, wie wenn eine äußerst vorsichtige Hand mit lange aussetzenden Bewegungen die Schlösser zu öffnen versuche. Es war kein Zweifel daran, als plötzlich das erste Schloß aufsprang und bald darauf das zweite mit derselben Vorsicht geöffnet wurde und mit einem für mein Ohr pistolenähnlichen Knalle auffuhr. War ich zu thöricht, eines Rettungsversuchs gewärtig zu sein? Und doch zitterte ich am ganzen Leibe, als sich die Thüre auf Fußbreite öffnete und eine Gestalt in der Finsterniß, wie etwas suchend, herantappte. Ich wagte nicht einen Laut von mir zu geben...

„Da flüsterte eine Männerstimme: Felice! — Das ist nämlich mein Vorname. Die Stimme war mir ganz unbekannt.

„Wer ist da? gab ich zur Antwort, nnd konnte die Worte vor Spannung kaum hervorbringen

„Da sind Sie, sagte die Stimme in größter Hast, während ich von einem Arm gefaßt wurde. Auf, auf! keine Zeit verloren!

„Wie von Zauberworten emporgerichtet, stand ich auf.

„Schnell diese Fetzen herunter! fuhr der Unsichtbare fort, indem er mit aufregungsvoller wilder Eile mir die Kleidungsstücke herabziehen half.

„Diese Verrichtung ging stumm, rasch, nur von Zeit zu

Zeit von einem ängstlichen Lausche nunterbrochen, vor sich, und mein Anzug war bald mit einem andern vertauscht. Nachdem ich mir das Gesicht auf den Rath des Unbekannten noch schnell abgewaschen hatte, kam ich, an seinem Arme dahintaumelnd, zur Thüre hinaus, welche er trotz unserer Eile absperrte, ehe wir das finstere Gewölbe passirten.

„Wir kamen an eine steinerne, tiefausgebrochene Treppe, wo wieder eine schwere Thür zu öffnen und zu schließen war — doch auch das ging von statten.

„Rings um uns war Finsterniß und Todesschweigen. Da verließen mich die Kräfte, ich konnte keinen Schritt weiter, ich mußte von meinem Begleiter hinaufgetragen werden.

„Oben, auf den Corridor gelangt, den eine ferne, matte Oellampe dürftig erleuchtete, war ich selbst auf ebenem Wege zur größten Verzweiflung meines Begleiters nur mühselig vorwärts zu bringen. Als wir an ein großes eisernes Thor gekommen waren, klopfte mein Gefährte an ein kleines Fensterchen, worauf eine Weibergestalt hervortrat und mit einem riesigen Schlüsselbunde öffnete.

„Jetzt erst sah ich, daß ich die Livree eines Lakaien anhabe. Die draußen auf- und abgehende Schildwache war stehen geblieben und maß uns mit den Blicken. Es war unleugbar, daß in der Seele dieser Schildwache etwas vorging. Der Mensch — es war mir immer, als sei ich ihm schon einmal im Leben begegnet — sah mich starr an, seine Lippen zitterten, wie wenn er sich bedenke, ob er nicht rufen oder herantreten und mich fassen sollte; doch er that nichts von alledem, wandte die Augen von mir ab und fing wieder an auf- und abzugehen. Mir hatten diese Augenblicke eine Ewigkeit geschienen.

„Mein Begleiter hatte die größte Geistesgegenwart. Er hatte schon früher mit der Frau in allerhand Anspielungen, die mir unverständlich waren, geschäkert, nun war er noch zwischen der Thüre stehen geblieben, indem er, natürlich zur Täuschung des Wachtpostens, einige Witze riß und humoristische Grüße an den Gatten, der der Thürschließer war, bestellen ließ. Er vergaß auch nicht, spöttische Bemerkungen über mich mit hineinfließen zu lassen, daß ich dem Wein zu wacker

zugesprochen und mich um den Gebrauch meiner Beine gebracht habe.

„Gemächlich, ohne Angst zu verrathen, doch mit bebendem Herzen, schlenderten wir durch den Hausgang in's Freie hinaus. Nachdem wir noch einen Hof passirt hatten, gingen wir einem einzeln stehenden Hause zu, wo wir in eine Kammer zu ebener Erde eintraten.

„Ich fiel auf einen Stuhl, nach Athem und Besinnung ringend, und schloß die Augen. Als ich wieder emporblickte stand — Atalanta vor mir! Ungestüme Freudenthränen —" Negroni hielt bewegt inne, ehe er fortfuhr, „doch, meine Freunde, malen Sie sich selbst ein solches Wiedersehen aus!"

„Ein ähnliches Schicksal," rief Bruno Haldenried, „eine vielleicht kaum minder gräßliche Haft hat lange über meinem Haupte geschwebt. Dieser Gedanke verzehnfacht das peinvolle Interesse, das ich an Ihrer Erzählung nehme. Ich ziehe Pulver und Blei dem Kerker vor — ich fühle, daß ich mir, wenn ich gefangen worden und in eine Zelle gesperrt worden wäre, freiwillig den Kopf an der Mauer zerschmettert hätte."

„Ich hatte das zuvor auch gedacht," sagte Negroni mit einer gewissen trockenen Ungläubigkeit, „und doch nicht gethan."

„Welche räthselhaften, geheimnißvollen Vorgänge," hob Grauwak mit begreiflicher Neugier an, werden nöthig gewesen sein, um Ihre Befreiung zu bewerkstelligen! Haben Sie abgebrochen, Herr Negroni, weil die Stunde noch nicht da ist, den Schleier zu lüften, um nicht vielleicht dabei betheiligte Personen bloßzustellen? Wahrscheinlich —"

„Nein," gab Negroni zur Antwort. „Ich habe nur eine Pause gemacht. Meminisse horret. Ich werde, da ich mich gesammelt, wieder fortfahren und Ihnen den kleinen Beweis meines Vertrauens geben. Ich kann Niemanden compromittiren, nur meine Schwester ist betheiligt, und das nehme ich auf mich. Vor Ihnen, die Sie Beide Gesinnungsgenossen sind, welche eine besondere Einsicht und das Herz auf dem rechten Flecke haben, brauche ich kein Hehl zu machen. Ich will anfangen, denn wenn Sie auch über die bedenklichen Mittel, welche die Noth meiner Schwester zur Ausführung ihres Planes dictirte, den Kopf schütteln sollten, so werden

Sie doch anerkennen müssen, daß eine seltene, heroische Geschwisterliebe ihrer Handlungsweise zu Grunde lag."

„Fangen Sie an!" riefen beide Zuhörer wie aus einem Munde.

Negroni begann:

„Kaum einige Tage nach meiner Abführung nach Santo Stefano hatte Atalanta die schreckliche Neuigkeit und mein Schicksal erfahren. Unser Freund Liborio, bei welchem sie noch immer verweilte, hatte ihr die Kunde gebracht, noch ehe ihr die traurige Thatsache von dem Schiffsbesitzer in Santa Lucia, welcher die Mittheilung von den Matrosen empfangen, bestätigt worden war. Liborio hat gute Verbindungen, und es fiel ihm nicht schwer, meinen Strafort zu ermitteln, wiewohl die Sache ein Amtsgeheimniß war. Atalanta war in Verzweiflung, aber sie ist kein Weib, das bei Thränen und Jammer stille steht. Sie hat nicht gewöhnlichen Geist und seltenen Muth. Es steckt irgend etwas von einer Charlotte Corday in ihr.

„Als der erste betäubende Schlag gefallen war, concentrirten sich alle ihre Gedanken auf einen Versuch, mich zu retten. Sie pflog endlose Berathungen mit Liborio, der darin eine nicht zu verachtende Erfahrung besitzt; aber dieser nahm ihr alle Hoffnung, indem er ihr die Unmöglichkeit auseinandersetzte, auch nur den Fuß in das Kerkergebäude zu setzen, der weiteren Schwierigkeiten nicht zu gedenken. Atalanta ließ sich nicht abschrecken. In einem elenden Flecken der römischen Campagna lebt ein junger Mann in meinem Alter, ein Bauernsohn. Er ist übel beleumundet, als ein Thunichtgut bekannt, oft von Anfällen einer wilden Energie heimgesucht, die ihn schon zu den vermessensten Streichen verleitet haben. Wir kennen ihn seit unserer Kindheit, er und seine Familie sind unserem Hause verpflichtet. Dieses Menschen — Ruppo ist sein Name — erinnerte sich Atalanta in ihrer Noth und schrieb ihm, zu ihr nach Neapel zu eilen. Als er gekommen war, theilte sie ihm mit, daß sie ihn gerufen, um mich mit seiner Hülfe von San Stefano zu befreien, und fragte ihn, auf welche Art er sich die Ausführbarkeit dieses Planes in seinem verwegenen Kopfe denke, mit dem Beifügen, daß sie

seine Theilnahme mit einer sehr bedeutenden Summe lohnen werde. Ruppo, bis dahin gewohnt, seine Vermessenheit nur bestraft zu sehen, schloß sich der Unternehmung meiner Schwester, welche ja belohnt werden sollte, mit unbeschreiblicher Begeisterung an. Die nothwendigen Apparate, unter anderen alle möglichen Nachschlüssel waren leicht zusammengebracht, auch der tollste Muth fehlte auf keiner Seite, aber eine einzige Schwierigkeit war trotz allen Kopfzerbrechens nicht zu ebnen, nämlich, wie man einen mehrtägigen Aufenthalt auf der Insel, ohne Verdacht zu erregen, erlangen könne, da ja der Befreiungsversuch ohne Zutritt in das Kerkergebäude und die allergenaueste Kenntniß der Hausordnung und aller Localitäten gar nicht durchzuführen war.

„Einige Wochen waren so unter rathlosem Zuwarten verflossen, da ereignete sich Folgendes: Eines Tages fuhr eine Equipage, in welcher ein österreichischer General und ein sehr junger Mann in Civilkleidung saßen, den steinigen Hohlweg hinab, der dicht an Liborio's Villa vorbeiführt. Der Kutscher, der den raschen Lauf der Pferde auf dem schlechten Terrain nicht gemäßigt hatte, warf um. Der General war mit einer leichten Verletzung davongekommen, sein Begleiter aber hatte den Arm gebrochen. Die Familie Liborio's und meine Schwester, welche in ihrer Veranda Zeugen des Unfalls gewesen waren, wollten den Verunglückten, der bewußtlos liegen geblieben war, in das Haus nehmen und setzten dies auch gegen Liborio, welcher Mitleid mit politischen Feinden lächerlich fand, durch. Der junge Mann wurde gleich zu Bett gebracht und die Einrichtung des Armes von zwei Aerzten, die der General eilends von Neapel hingeschickt, in Liborio's Hause vollzogen, da eine Ortsveränderung höchst verderblich gewesen wäre. Als sich der Patient so weit erholt hatte, daß er wieder mit dem Arm in der Binde im Zimmer umhergehen konnte, kamen auch die Damen des Hauses endlich mit ihm in Berührung.

„Es war ein russischer Edelmann, Mitglied einer am Hofe des Kaisers Nicolaus mächtigen Familie, der mit Depeschen aus St. Petersburg eingetroffen war, ein Graf Ostrow, ein aufgeweckter, nicht unliebenswürdiger Mann in der Mitte der Zwanzig. Er hatte kaum meine Schwester erblickt, die ihm

unter dem Namen, unter welchem sie mit mir gereist, einer Frau Cosenzo vorgestellt worden war, als sich in ihm eine Leidenschaft entwickelte, welche sich täglich steigerte, obgleich seither Atalanta's freundliche Unbefangenheit in immer kältere Formen zurückgewichen war. Der Russe, auf's Aeußerste gebracht, wollte den Erfolg erstürmen. Er gab meiner Schwester ein Heirathsversprechen und wollte sie in Abwesenheit ihres angeblichen Gemahls entführen. Atalanta wies diese tollen Anträge schonend aber energisch zurück. Da aber Atalanta, damals einundzwanzig Jahre alt, ledig, ohne Vermögen, der letzten Stütze, welche ich ihr gewesen, beraubt war, sollte man sich wundern, wie sie unter solchen Umständen einem höchst annehmbaren, ja glänzenden Bewerber einen so blinden Widerstand entgegengesetzen konnte. Ich werde Ihnen, meine Freunde, kurz sagen, woher Atalanta die Kraft gegen solche Lockungen geschöpft hat.

„Sie hatte eine Liebe, die einzige, welche schon die ersten Keime in ihrer Brust trieb, als sie dem Kindesalter zu entwachsen begann. Diese Liebe wurde mit den Jahren ihre Lebensbedingung, ihr Glück, ihre ganze Welt. Endlich waren die unermeßlichen Schwierigkeiten, welche zwischen den Liebenden standen, hinweggeräumt, der Hochzeitstag war festgesetzt. Es war im Spätherbst 1849. Gleich nach der Trauung wollte das junge Ehepaar die Romagna, wo der Mann ansässig war, verlassen und der politischen Verhältnisse wegen nach Piemont emigriren. Es sollte nicht dazu kommen! Wenige Tage vor der Hochzeit wurde der Bräutigam auf einer kleinen Geschäftsreise in Bologna von den Oesterreichern ergriffen und dort erschossen. Einer seiner Freunde überbrachte am folgenden Tage meiner Schwester die entsetzliche Kunde und ein in das Blut ihres Bräutigams getauchtes Tuch... Nun, meine Freunde, werden Sie begreifen, welche Antwort Atalanta dem Grafen Ostrow zu geben hatte, während sie das Tuch auf dem nackten Busen trug, wie sie es noch heute trägt, das Tuch, in welches ihr Herz seit der Katastrophe wie eingewickelt erscheint..."

„Welche Tragödien!" rief Bruno, von innerster Bewegung emporgeschnellt, aus. „Was sind meine Leiden gegen die

Ihrigen gewesen, Negroni! Und Ihre Schwester! Wenn ich von solchen Geschichten höre, scheint mir, daß meine Verfolgungen, da sie so unschädlich geendet, leere Schreckschüsse gewesen, und ich schäme mich, so heil und gesund in der Nähe so großer Märtyrer für ihre Sache zu stehen! Nehmen Sie mir die Unterbrechung nicht übel. Ich konnte den Ausbruch dieser Empfindungen nicht mehr zurückhalten!"

Negroni, welcher die Geschichte seiner eigenen Leiden zwar mit graphischer Kraft, aber doch meist in der freien ästhetischen Stimmung eines über dem Stoffe schwebenden Erzählers geschildert hatte, war, seitdem die Reihe an die Erlebnisse seiner Schwester gekommen, plötzlich, nach Mienen und Ton zu schließen, mitergriffen worden. Nachdenklich, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er da, nachdem Bruno schon längst wieder seinen Sitz eingenommen hatte. Plötzlich, wie in Folge eines Stoßes, den ihm die Erinnerung gegeben, fortzufahren, erzählte er weiter:

„Atalanta liebt nicht mehr! Vor dem blutigen Tuche hat sie dem Todten ewige Treue geschworen und zugleich den feierlichen Eid abgelegt, ihren Geliebten zu rächen... Das einige Italien ist ihre Waffe. Sie werden meine Schwester kennen lernen. Ich kehre in meiner Erzählung zu dem verliebten Russen zurück.

„Sein Arm war indessen insoweit geheilt, daß er bereits zu seinen Verwandten, die in Neapel wohnten, hätte übersiedeln können; allein die Leidenschaft hielt ihn zurück und trieb ihn an, die Fortschritte seiner Genesung in Abrede zu stellen.

„Eines Tages trat Atalanta, welche sich täglich nach seinem Befinden zu erkundigen pflegte, bei ihm ein und sagte ihm, daß sie diesmal Abschied zu nehmen komme, da sie morgen abreise. Ostrow war ganz bestürzt und bat sie, noch einige Tage zu bleiben. Atalanta erwiderte, daß sie das bei dem besten Willen nicht könne, weil sie schon morgen oder übermorgen in Gaeta eintreffen und dort die Rückkehr ihres Gemahls erwarten müsse. Ostrow bat nun um die Concession, meine Schwester bis Gaeta begleiten zu dürfen. Sie wurde nach langem Hin- und Herreden gewährt. Es wurde die

Station der Zusammenkunft verabredet, und Ostrow verließ noch am nämlichen Abend Liborio's Villa, um nicht durch die Gleichzeitigkeit der Abreise im Hause Verdacht zu erregen. So hatte es ihm Atalanta gerathen.

„Noch ehe meine Schwester auf der bezeichneten Station war, fand sie schon Ostrow auf ihrem Wege. Er war in der besten Laune und in Begleitung eines jungen, elegant livrirten Lakaien, eines Leibeigenen. Atalanta hatte ebenfalls einen Bedienten bei sich, der zwar weniger vornehm, aber doch höchst anständig aussah. Es war, wie Sie errathen, Ruppo.

„In Gaeta angekommen, gab Atalanta vor, daß sie in Folge eines vorgefundenen Briefes vier bis fünf Tage in Gaeta auf ihren Gemahl warten und anstandshalber die Zeit hindurch bei einer mit ihr verwandten Familie im Orte wohnen müsse. Ostrow, von den erlangten Zugeständnissen, die er kühn deutete und vielleicht auch so deuten durfte, ermuthigt, beschwor sie, ihm nur noch einen einzigen Tag zu weihen. Er glaubte: in diesem Falle Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Auch jetzt war meine Schwester nicht unerbittlich. Sie stellte nur die Bedingung, daß man nicht in Gaeta oder dessen Umgegend bleibe, da sie hier bekannt sei und compromittirt zu werden fürchte.

„Ostrow machte alle möglichen Vorschläge, aber alle wurden verworfen. Das Sicherste wäre, meinte endlich Atalanta, wenn sie mit einem der da liegenden Dampfer einen Ausflug nach der benachbarten Insel, kurz, eine angenehme Seepartie machten. Der Graf erkundigte sich sogleich, ob sich in der Nähe ein solcher Punkt befinde, erfuhr aber zu seinem Bedauern, daß es nur die eine Fahrt kaum lohnenden Ponza-Inseln gäbe, zu welchen überdies der Zutritt unüberwindliche Schwierigkeiten biete. Ostrow war es aber um Sehenswürdigkeiten und Naturpracht nicht zu thun. Um keine Zeit zu verlieren und Atalanta nicht durch endlose Projecte zu ermüden, war es einem Manne wie ihm nicht allzu schwer, sich bei der Festungscommandantschaft in Gaeta einen Erlaubnißschein zum Besuch von San Stefano zu erwirken.

„Ein mit dem russischen Hofe liirter Graf und Diplomat ist für jede neapolitanische Behörde ein wahrer Herzensbruder.

Ostrow wurde auf der Insel mit der größten Zuvorkommenheit empfangen. Man sorgte für eine Wohnung und war zu allen Diensten bereit. Atalanta, die auf der kleinen Seefahrt etwas seekrank geworden war, benutzte den Umstand, ein großes, sich noch vermehrendes Unwohlsein zu simuliren, theils um den Aufenthalt verlängern zu können, wenn die Gelegenheit, meine Flucht zu ermöglichen, länger auf sich warten ließe, theils um sich vor dem immer zudringlicher werdenden Ostrow zu schützen.

„Ruppo, der für einen Diener des Grafen galt, hatte einen großen Koffer mitgenommen, in welchem angeblich mein Reisegepäck verwahrt sein sollte. In der That befanden sich alle erdenklichen Dietriche und Fluchtapparate nebst der Kleidung, die eventuell für mich mitgebracht worden war, darin. Auch eine hübsche Anzahl Weinflaschen mitzunehmen, hatte Ruppo nicht vergessen, um sich mit diesem schnell wirkenden Lockmittel die Herzen aller ihm irgendwie dienlich scheinenden Personen zu gewinnen. Während meine Schwester die Kranke spielte, hatte sich der verschlagene Bursche auf der Wachtstube und bei dem Kerkermeister, besonders bei dessen harmloser und der Galanterie zugänglichen Frau beliebt zu machen gewußt. Einen jovialen Zechbruder spielend, studirte er sorgfältig das Terrain und verstand es, sich von der Frau des Kerkermeisters die Schlüssel zeigen zu lassen und deren Construction, mit dem gewaltigen Bunde tändelnd, mit seinem Vorrathe mitgebrachter Dietriche zu vergleichen.

„Während er arglos über die Eingekerkerten sprach, gelang es ihm, wenigstens beiläufig zu erfahren, wo und in welcher Abtheilung sich die zuletzt Eingebrachten befänden, um auf die Zellen der bezeichneten Leute seine Aufmerksamkeit noch schärfer lenken zu können, wenn er demnächst, um meinen Aufenthaltsort zu entdecken, seinen ersten Rundgang durch das Gebäude machen werde...

„Die fingirte Krankheit meiner Schwester nahm inzwischen immer zu. Obwohl sie in diesem Punkte ihre Verstellung selber zugiebt, muß ich sie doch in Schutz nehmen. Ich glaube wirklich, daß ihr nicht ganz wohl gewesen sein könne. Eine so außerordentliche Lage, eine in Aussicht stehende lebensge-

fährliche Unternehmung, die bald scheue Angst einflößt, bald das Herz mit fieberischen Hoffnungen erfüllt, muß die Kraft eines Weibes, einer liebenden Schwester untergraben. Sie selbst entschuldigt sich nicht damit, wohl nur, um mir die gebrachten Opfer nicht vorzurechnen...

„Bei allem stürmischen Drange, aus der Situation mit mir zu entrinnen, war die Mäßigung meiner Schwester doppelt bewundernswerth. Sie wollte sich nicht den Vorwurf machen, selbst durch Ueberstürzung ihren Zweck vereitelt zu haben. Wie groß ihr Verlangen auch sein mußte, mich in meiner Zelle zu sehen, sie stellte sich doch, als ob sie das Gebäude des Jammers nie und nie betreten könnte und wollte. Aber ihre Weigerungen geschahen auf eine Art, daß Ostrow's Phantasie immer reger wurde, die Wohnungen zu sehen, welche nach Atalanta's berechneten Beschreibungen eine irdische Hölle waren.

„So verstrich der dritte Tag. Am Morgen des vierten erklärte Ruppo, daß Alles vorbereitet sei, das Wagstück zu unternehmen. Er meldete, er habe die Zelle des Bruders gefunden und sei dagewesen, als man ihm das Essen gebracht. Er habe jedoch seine Nähe mit keinem Laute kundgegeben, um nicht einem Hoffnungslosen ein Zeichen der Ueberraschung abzulocken. Der Kerkermeister, fuhr Ruppo fort, habe bei dieser Zelle bemerkt, der Sträfling, der dort sitze und dessen Namen und Schuld er eben so wenig kenne, wie die der Uebrigen, habe in den ersten Tagen nach seiner Einkerkerung immer hinausgerufen, daß er unschuldig wegen einer Namensverwechselung verurtheilt sei und Negroni heiße. Später habe er es, da nie eine Antwort oder Berücksichtigung erfolgt sei, nicht mehr gethan.

„Es ist wahr," fuhr Negroni lächelnd fort, „ich habe auf diese Art oft meinen Namen genannt, denn ich glaubte, daß es nicht schaden könne, wenn ein Mensch, und wäre es auch ein Büttel, erfahre, daß ein Wesen meines Namens am Leben sei. Sie sehen, daß es mir nützlich war.

„Ruppo," schloß Negroni mit seinem früheren Ernst, „verlangte darauf, daß Atalanta heute mit dem Grafen am hellen Tage den Gefängnissen einen Besuch abstatte, damit er

die ihm schon bekannten Aus- und Eingänge noch einmal bequem in Augenschein nehmen könne, da er in der nächsten Nacht zur That zu schreiten gesonnen sei. Atalanta gehorchte, und Sie wissen bereits, wie ihr Besuch ablief und was ihm folgte, bis ich die Gestalt meiner Schwester vor mir sah. Es war schon weit nach Mitternacht. Beim Morgengrauen sollte die Rückfahrt stattfinden, für welche ein kleines Segelschiff gemiethet war. Man hatte keine geringe Mühe, mich, den Kranken, Vernachlässigten und Verwilderten, in Stand zu setzen, mich der Welt zu zeigen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Mit pochendem Herzen stießen wir von dem verhängnißvollen Ufer ab, ohne daß eine unserer zahllosen Besorgnisse sich gerechtfertigt hätte, und landeten Nachmittags in Gaeta. Meine Schwester verabschiedete sich von Ostrow, der in seinen Erwartungen getäuscht war und noch immer nicht ahnte, daß er indirect einen Menschen habe retten helfen. Nach allerhand kleinen Abenteuern gelangten wir nach Civita Vecchia, von wo wir mit einem Dampfer nach Genua abfuhren. Nach längerem Aufenthalt daselbst übersiedelten wir nach Paris, wo Sie uns jetzt finden."

Als Negroni seine Erzählung geschlossen hatte, war es schon spät geworden. Grauwak und Bruno gingen nicht ohne seltsame Aufregung nach Hause.

Achtes Kapitel.

Worin sich ein Netz über Bruno zusammenzieht.

Graf Thieboldsegg war nicht so schnell, als er es im Interesse seines Hauses gewünscht hätte, von Paris fortgekommen. Ein dringender Befehl seiner Regierung machte ihm einen längeren Aufenthalt zur Pflicht, welcher sich unter Umständen noch auf Wochen hinaus erstrecken konnte.

Die regelmäßigen Gesandten der legitimen Mächte Europas hatten damals, nach dem Staatsstreich, einen höchst schwierigen Stand, welchen Routine und Geschäftserfahrung allein nicht auszufüllen vermochten, da sich ein neuer, den zu Recht bestehenden Verträgen vom Jahre 1815 zuwiderlaufender Zustand der Dinge in Frankreich gebildet hatte. Die That vom zweiten December war kaum in den Cabinetten bejubelt und mit Beifall beklatscht worden, als sich auch schon eine neue Sorge einstellte. Der Präsident mußte sich früher oder später getrieben fühlen, aus der Periode der Schreckensherrschaft, welche bei gebildeten Völkern doch nur ein Provisorium sein kann, zu einer definitiven Staatsordnung überzugehen, welche der peinlichen Aufregung des Landes ein Ende machen und die Sympathie der Majorität anzustreben suchen würde. Diese Forderung war in dem Instincte der Selbsterhaltung gelegen. Daß die noch fortbestehende Republik, von einem auf zehn Jahre gewählten Präsidenten gebändigt, nicht die Garantieen der Dauer in sich tragen könne, war damals dem blödesten Auge sichtbar, denn in den Gemüthern der französischen Bevölkerung wüthete der Bürgerkrieg noch immer fort.

Die Veränderung, welche sonach in der inneren Lage des Landes bedingt war, wurde aber auch von dem Staatsoberhaupte selbst gewünscht. Es war sonnenklar, daß Louis Napoleon die Traditionen seiner Familie zu Ehren bringen wolle und auf der Lauer liege, den Moment zu ergreifen, um den in der Gruft des ersten Napoleon gefangengehaltenen Adler des Kaiserreichs in Freiheit zu setzen.

Diese Aufgabe aber, die Errichtung eines zweiten Kaiserreichs, schien zeitwidrig und von der unausrottbaren Phantasterei eingegeben und festgehalten, welcher sich der Abenteurer von Straßburg und Boulogne schuldig gemacht hatte. War der Schöpfer des Staatsstreichs in den Augen der Diplomaten zu dem Rufe einer politischen Capacität gelangt, so stand er auf dem Wege zum Kaiserthrone in der Gefahr, gleich wieder alle Achtung bei den Staatsmännern einzubüßen. Das spöttelnde Publikum betrachtete die Sache nicht anders, als die Diplomatie, welche sich nicht blos mit Spötteln begnügte,

sondern bereit war, auf diesen politischen Rechenfehler der Familieneitelkeit zu speculiren.

Da Louis Napoleon den Cabinetten nur als der Henker der Revolution lieb und werth war, hatte er ihre Unterstützung bei seinem hochfahrenden Projekte nicht zu erwarten. Man war im Gegentheil bald darüber einig, ihm, wenn es ginge, im Stillen das Grab zu graben.

Die Fürsten von Gottes Gnaden sträubten sich, mit dem Emporkömmling auf einem Fuße zu stehen nnd betrachteten die Gründung einer Dynastie von seiner Seite als einen hochverrätherischen Gedanken. Doch war es nicht diese legitimistische Idiosynkrasie allein, welche ihm feindlich im Wege stand. Man fürchtete ihn auch als einen neuen Factor in der europäischen Politik, welche die Symmetrie der restaurirten Monarchieen störte und schwer zu berechnende Veränderungen herbeizuführen vermöchte. In welchem Maße diese Befürchtung begründet war, das freilich hätte damals selbst der scharfsinnigste und mißtrauischste Staatsmann nicht bestimmen können.

Es war aber gar keine Wahl, man hätte denn die Augen auf die Zurückführung der Orleans lenken müssen, welchen es im Innern Frankreichs nicht an Anhängern fehlte, und die, mit allen Höfen verwandt, nicht die Unheimlichkeit des Neuen und Unbekannten hatten. Bei diesen war dieselbe auswärtige Politik wie bei ihrem Vater zu erwarten, die Politik des Geschehenlassens und liberalen Nichtsthuns, welche der heiligen Allianz die Herrschaft so leicht gemacht hatte.

Da trat es an den hellen Tag, wie treu gemeint und aufrichtig die Bewunderung des Staatsstreichshelden war. Die geheim und offen subventionirte Presse mußte ihn zwar noch immer als den Würger der Revolution auf das Schild heben und den jedem liberalen Ohre mißtönenden Triumpfgesang fortsingen, aber die Beharrlichkeit und Uebertreibung, die dabei zum Vorschein kam, muß dem Gefeierten oft lästig und entsetzlich geklungen haben, da er von seinen Freunden erwartet haben durfte, daß sie die Wunde vernarben lassen, nicht aber aufreißen möchten, um das fortfließende Blut den Völkern zu zeigen.

Louis Napoleon war aber klug genug, sich auf diese Stützen nicht zu lehnen, und schlich schon unsichtbar und nächtlich, nach seiner Weise, auf dem Wege dahin, auf welchem er sich später aus seiner Isolirtheit rettete und seinen verhaßten, ja fluchbeladenen Namen mit dem Schimmer der Hoffnungen umkleiden sollte, welche er in den unterdrückten Nationen anzufachen verstand.

Bald darauf überraschte er Europa mit der Annahme des Kaisertitels, wie mit einer fertigen Thatsache. Im Sinne einer Politik, welche den Präsidenten zwar stützte, der Schöpfung des Kaiserreichs jedoch, falls dies möglich, Schwierigkeiten zu bereiten suchte, hatte Graf Thieboldsegg lange und beharrlich, wie wohl vergeblich, gewirkt. Bei der Nothwendigkeit, in Paris zu verweilen, konnte er nichts thun, als Cornelia scharf im Auge zu behalten, um einerseits alle Zusammenkünfte mit Bruno zu verhindern und andererseits den Fürsten Kronenburg für seinen Heirathsplan zu erwärmen.

Mit diesen Bemühungen stand sein Haß gegen den verwegenen Flüchtling in gleichem Verhältniß. Je mehr er sich anstrengte, zum Ziele zu gelangen, desto stärker mußten sich in ihm die Zorngefühle gegen den Menschen regen, welcher seine Absicht durchkreuzte und dem Fehlschlagen nahe brachte. Bisher hatte er Bruno nur bei Seite schieben wollen, in neuester Zeit aber waren Regungen in ihm wach geworden, welche weiter gingen und sich bereits zu wilder Verfolgungslust steigerten.

Bruno Haldenried seinerseits that Alles, oder schien wenigstens Alles zu thun, um den Grafen zum Aeußersten herauszufordern. Burda's Späherauge war freilich das einzige Organ, durch welches der Graf den Verfolger seiner Tochter beobachtete. Es mag dahingestellt bleiben, in welchem Maße sich in den Berichten des Spions Wahrheit, Lüge und Täuschung mischten.

Als Burda eines Morgens nach Abstattung seines Rapports fortgegangen war, rief der Graf unmittelbar darauf den alten Koß in's Zimmer. Koß trat unbefangen mit der ihm eigenen Dienstwilligkeit ein.

Der Graf starrte gedankenvoll zu Boden.

Der alte Lakai, der seinen Herrn nicht selten, von Geschäftssorgen verschlungen, so gesehen, hatte keine Ahnung, was diesmal hinter der gefalteten Stirn seines Gebieters stecke.

„Koß," sagte der Graf plötzlich, „wie lange sind Sie in unserem Hause?"

„Dreiundvierzig Jahre, gnädiger Herr," war die Antwort. „Die Dienstzeit bei Excellenz und dero hochseligem Vater zusammengenommen."

„Dreiundvierzig Jahre!" rief der Graf und fuhr im gereizten Tone mit bösen Blicken fort: „Wird man erst so schlecht, wenn man fast ein halbes Jahrhundert einer Herrschaft dient? Nützen sich Treue, Redlichkeit, Dienstehre im Laufe der Jahre ab? Oder sind Sie schon ein Spitzbube gewesen, als Sie die Schwelle unseres Hauses betraten?"

Koß fühlte bei dieser Anrede die Füße unter sich wanken und bebte an allen Gliedern.

„Die Schuld ist Ihnen, wie Sie dastehen, auf die Stirn geschrieben," hob der Graf wieder an. „Sie sind der Spiegel Ihres Gewissens vom Scheitel bis zur Zehe. Das hätte ich nie geglaubt! Pfui! Schämen Sie sich!"

Er sprang aufgeregt empor.

„Gnädigster Herr," wimmerte Koß mit dem jämmerlichsten Gesichte.

„Womit können Sie sich entschuldigen?" fuhr ihn der Graf barsch an. „Ich sollte mit Ihnen gar kein langes Verhör anstellen, sondern Ihnen kurz und gut den Laufpaß geben, denn Verräther kann ich in meinem Hause nicht brauchen."

„O Du mein Gott!" rief Koß ganz fassungslos, „geruhen Sie mich anzuhören — ich weiß ja gar nicht —"

„Was wissen Sie nicht?" fuhr der Graf wild dazwischen. „Wollen Sie noch lügen? Sie sind erkannt! Ich weiß Alles."

„Sie wissen Alles!" rief Koß mit der Lebhaftigkeit der Desperation. „Ich habe es vorhergesehen, daß es eines Tages so kommen würde. O, ich hab' es vorausgewußt!"

„Desto schlimmer," gab der Graf kalt zur Antwort.

„Allerdings," winselte Koß. „Und doch, wie schrecklich auch mein Unrecht ist, ich bin kein Verräther, bin kein schlechter Kerl. Ich bin zwar ein schlechter Kerl, wenn ich die Folgen

alle anſehe, aber im Grunde bin ich nur ein elender Lakai, der thut, thun muß, was man ihm heißt. Ich hatte mir mein Lebelang nichts vorzuwerfen und kein Vortheil der Welt hätte mich je zu einer Pflichtvergeſſenheit vermocht. Aber, wie geſagt, ich bin ein armer Lakai. Was kann ich einwenden, wenn mir das gnädige Fräulein etwas befiehlt? Verrathen, angeben bei Euer Gnaden kann ich ſie nicht. Da iſt ſie mir zu lieb, zu lieb von Kindesbeinen an, und da hab' ich auch zu viel Ehrerbietung vor ihr. Ihnen, Excellenz, kann ich auch nicht den Gehorſam ſchuldig bleiben. Wenn es aber ſo kommt, daß ich links anſtoßen muß oder rechts, nun, ſo falle ich auf eine Seite hin, aber es läßt ſich nicht ſagen, daß ich vorſätzlich von meiner Bahn abgewichen bin. Geruhen Euer Gnaden das zu bedenken, und wie arg mein Vergehen auch bleibt, ſo wird ſich doch zeigen, daß ich in meiner bedauernswürdigen Lage nicht anders verfahren konnte, denn ich kann mir wohl denken, warum mich Ihre Ungnade heute gar ſo hart trifft —"

„Warum haben Sie in dieſer Sache nicht zur rechten Zeit geredet?" fragte der Graf mit ſtrengen, ungemilderten Mienen. „Meine Tochter, ſagen Sie, können Sie nicht verrathen. Warum können Sie mich hintergehen?"

Von dieſer Logik zermalmt, ſtand Koß eine Weile ganz ſprachlos da. Der Graf fuhr fort:

„Ich bin der Vater. Es iſt kein Verrath, dieſem zu melden, daß ſeine Tochter einen bedenklichen Weg betritt. Da ſehen Sie eben, wohin Verheimlichung führt! Die Zeit der Entdeckung kommt immer, wenngleich meiſtens zu ſpät, ſo daß die böſen Folgen kaum noch zu repariren ſind. Das iſt hier der Fall. Lieber wollte ich, mein beſter Meierhof wäre mir bis zum Grunde niedergebrannt, mein beſter Wald vom Blitze in Brand geſteckt, als daß es ſo gekommen iſt, daß Vater und Tochter zwei entgegengeſetzte Wege gehen, die niemals zuſammenführen können!"

Er ſetzte ſich nieder und legte den Kopf traurig in die Hand.

Koß ſchlug die Hände ſtumm zuſammen, noch ungewiß, welchen Umfang das Unheil habe, das er mit angeſtiftet.

„Zwei Jahre lang werde ich hintergangen!“ rief der Graf. „Nie hätte ich geglaubt, daß Sie den Muth hätten, mir so frei in's Geſicht zu ſehen, wie Sie es gethan haben, — zwei Jahre!“

„O nein, nein,“ fiel Koß eindringlich dazwiſchen. „Glauben Sie das nicht, Excellenz. Ich wenigſtens habe die Hand nicht ſo lange dabei. Sie ſind gewiß über Alles wohl unterrichtet, aber in Bezug auf mich ſind die Berichte falſch, grundfalſch —“

„Rechtfertigen Sie ſich!“ ſprach der Graf, den Alten ſcharf meſſend, voll Intereſſe, ſeine Kenntniß des ganzen Sachverhaltes zu vervollſtändigen.

„O der unglückſelige Menſch!“ rief Koß, die Hände zuſammenſchlagend. „In welche Capitalgeſchichte werde ich durch ihn verwickelt! Und ich armer Teufel habe nichts gethan, als der Comteſſe gefolgt, welche ſich ſeiner, als ſie ihm im Walde begegnet, auf ſein Flehen erbarmt und ihm im alten Schloſſe Unterkunft gegeben! Konnte ich da zu Ihnen, Excellenz, hingehen und ſagen: das gnädige Fräulein beherbergt heimlich einen gefährlichen Kerl? — Daß er das war, habe ich allerdings immer angenommen, wie aber konnte ich gegen die Comteſſe Klage führen? Ich habe es ihr vorgeſtellt, aber was ich geſagt, war in den Wind geſprochen. Wie Sie mein Herr ſind, ſo iſt ſie meine Herrin, ich wenigſtens muß es ſo anſehen. Mir iſt nichts übrig geblieben, als zu gehorchen und zu hoffen, daß die Geſchichte bald ein glückliches Ende nehme. Dieſer Menſch iſt auch nach einem kurzen, achttägigen Aufenthalt ſpurlos verſchwunden. Da hab' ich erſt wieder aufgeathmet und ruhig geſchlafen, ſeitdem war auch nie die Rede von ihm mehr. Hier erſt — nach zwei Jahren — treffe ich ihn unvermuthet auf der Straße wieder. Ich will ihn verleugnen, es nützt nichts. Er hat ganz andere Verbindungen, um erſt nöthig zu haben, ſich an mich zu halten, bei der Baronin von Greifenſtein geht er ſchon lange aus und ein. Dort, gnädigſter Herr, müſſen Sie ſich nach ihm erkundigen, nicht bei mir. Wenn Sie das Alles erwägen —“

„Sagen Sie die volle Wahrheit, Koß?“ fragte der Graf, den Alten ſcharf anblickend.

„So wahr mir Gott helfe!“ betheuerte dieser.

„Verhehlen Sie nichts?“

„Nichts; ich habe nur nachzutragen, daß ich gestern von der Comtesse den Befehl erhielt, einen Brief in's Haus dieses Menschen zu tragen. Den Befehl auszuführen, war ich schuldig, und für den Inhalt des Briefes kann ich nicht verantwortlich sein, da ich ihn nicht kenne, nicht ahne.“

„Sie wissen also nicht,“ sprach der Graf, „welche Verbindungen zwischen ihm und meiner Tochter bestehen?“

„Verbindungen? Da steht mir der Verstand still!“ entgegnete Koß.

„Junge Mädchen sind junge Mädchen,“ versetzte der Graf, „und wenn sie von noch so hohem Stande sind. Es ist schon vorgekommen, daß Prinzessinnen Opfer der Bethörung geworden. Dieser Haldenried ist ein schöner junger Mensch und nach Allem, was ich über ihn höre, allerdings mit den Eigenschaften ausgestattet, welche die Phantasie der unerfahrenen Jugend blenden könnten.“ Er hielt inne, sein Ausdruck verrieth, wie schwer es ihm falle, noch mehr zu sagen und noch deutlicher zu sein. „Thatsache ist es,“ sagte er endlich, „daß Cornelia mit ihm Erbarmen gehabt, und Erbarmen kommt, wie Sie wissen, aus dem Herzen,“ — er wandte sich verlegen ab.

„Was!“ rief Koß polternd, vor Entrüstung entflammt. „Verstehe ich das recht? Daß er ein gefährlicher Mensch ist, hab' ich immer angenommen. Ich habe ihm alles Böse zugemuthet und hätte ihm nicht ein Zündhölzchen anvertraut, aus Furcht, er könne ein Feuer anlegen! Aber für unmöglich würde ich es gehalten haben, daß er, mit einem Fuße im Zuchthause, mit dem andern unter dem Galgen, den sein Treiben verdient hat, sich erfrecht haben sollte, seine Hand nach einer Grafentochter auszustrecken! Wenn aber die Comtesse sich so vergessen könnte, da müßten alle gewöhnlichen Mädchen für ihre Verirrungen belohnt, nicht bestraft werden!“

Der Graf schlug die Augen nieder. Eine tiefe Beschämung raubte ihm die Worte zu einer schlagfertigen Antwort, aber der Lakai hätte auch nichts Treffenderes vorbringen können, um sich die Freisprechung bei seinem Herrn zu sichern.

„So weit ist's nicht gekommen," sagte der Graf nach einer peinlichen Pause. „Wo denken Sie hin? Ich bin gewohnt, das Schlimmste anzunehmen, um dem Schlimmsten vorzubeugen."

„Drum eben," meinte Koß gewissermaßen beruhigt, da er sich mit den Geschicken seiner Herrschaft wie verwachsen fühlte.

„Aus diesem Grunde," fuhr der Graf fort, „gebe ich Ihnen folgenden Verhaltungsbefehl: Sie werden meine Tochter scharf überwachen. Sie werden jeden Auftrag, den sie Ihnen giebt, jeden Brief, den sie Ihnen einhändigt —"

„Zurückweisen, ganz gehörig zurückweisen," fiel Koß mit großer Heftigkeit dazwischen. „Das versteht sich von selbst —"

„Nein, lieber Koß," sprach der Graf mild und glatt, „nicht zurückweisen, das wäre nicht das Klügste, sondern scheinbar annehmen und mich davon sogleich unterrichten."

„Das geht nicht!" rief Koß ganz ungeberdig. „So falsch, so heimtückisch kann ich gegen das gnädige Fräulein nicht sein! Ich könnte ihr nie wieder in's Gesicht sehen, nie wieder! Ei, da wäre ich ja ein wahrhafter Spion, und das werden Sie, gnädiger Herr, gewiß nicht beabsichtigen."

„Gewiß nicht," erwiderte der Graf einlenkend, einer so grundehrlichen Haut gegenüber, die er im Eifer des Zweckes und wohl auch aus Gewohnheit seines Metiers verkannt hatte. „Sie können gehen. Ich bin befriedigt. Es freut mich, daß mir der alte Koß keinen Streich gespielt hat." —

Er klopfte ihm wohlgefällig auf die Achsel.

„Ach, gnädiger Herr —" sprach Koß im Tone wärmster Anhänglichkeit.

„Schon gut, schon gut!" versetzte der Graf. „Ich kenne Sie. Gehen Sie und denken Sie daran, daß wir dies Gespräch unter vier Augen geführt haben!"

„Verlassen Excellenz sich darauf," sagte der Alte und ging hinaus.

Der Graf blieb in großer Aufregung zurück. Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf concentrirt, die Angelegenheit in's Reine zu bringen. Je mehr er aber nachdachte, wie dies möglich, eine desto größere Bedeutung schien ihm der Fall zu gewinnen und einen desto geringeren Erfolg glaubte

er sich von den bisher angewandten und projectirten Abhülfsmitteln versprechen zu können.

„Werde ich mein Haus denn nicht von diesem Menschen säubern können?“ sagte er zu sich, in der Mitte des Zimmers stehen bleibend. „Wir haben so gefährliche Volksmänner zu nichte gemacht, ganze Rebellenheere zu Boden geworfen — welchen Halt sollte mir gegenüber ein Flüchtling, ein steckbrieflich Verfolgter besitzen? Keinen, als meine Schwäche, meine Zaghaftigkeit! Gerne, sehr gerne wäre ich ihm aus dem Wege gegangen, er will es nicht — nun, so mag er mir denn begegnen!“

Wie von einem energischen, thatbereiten Entschlusse ermuthigt, erhob er sich, um zur Baronin Greifenstein zu fahren.

Bei Leonie angekommen, traf er Kronenburg dort. Dieser hatte, von unerträglicher Langerweile getrieben, nach langer Zeit dort wieder einen Besuch gemacht. Es scheint unmöglich, sich in Paris zu langweilen, und doch war dies bei dem Fürsten der traurige Fall. Sein lächerlicher Ehrgeiz, als Roué eine Rolle zu spielen, machte ihn unglücklich, da er auf allen seinen Wegen nur Mißerfolg auf Mißerfolg erntete. Allem gleichgültig, was seiner sinnlich erregten Natur keinen Spielraum bot, dabei entsetzlich eitel, begnügte er sich nicht mit dem Genusse, sondern beanspruchte dabei Sensation zu erregen. Da er überall anprallte, wo andere, seiner Ansicht nach tief unter ihm Stehende durchdrangen, mochte ihn die dunkle Erkenntniß beschlichen haben, daß der bloße Wille und liederliche Grundsätze nicht ausreichten, einen berühmten Roué aus sich zu machen. Aller inneren Festigkeit bar, pflegte er allen Verstimmungen zu erliegen. In einem solchen Augenblicke moralischen Katzenjammers befand er sich eben, als er den Entschluß gefaßt, seine schöne Landsmännin zu besuchen.

Die kluge, scharfsichtige Frau hatte seinen Zustand gleich erkannt und begrüßte den Besuch des Grafen zu dieser Stunde mit boshafter Freude.

„Eine herrliche Schicksalsfügung, daß Sie jetzt eben kommen,“ rief sie, dem Grafen entgegenhüpfend, während Kronenburg ganz betreten dastand, „eben habe ich den verlorenen Sohn in's Gebet genommen.“

„Sie geben mir da einen Titel, gnädige Frau," sagte Kronenburg verlegen stotternd, während er die Hand des Grafen nahm, die ihm dieser stumm und gemessen reichte.

„Sie beklagen sich über diesen Titel?" rief Leonie. „Paris ist Ihrer lustigen Streiche voll. Aber ich habe noch einen Grund, Sie den verlorenen Sohn zu nennen. Sehe ich Sie heute nicht zum ersten Mal nach langer Zeit wieder? Haben Sie mir nicht versprochen, ein besserer Mensch werden zu wollen?"

„Mein Gott," sagte Kronenburg, der sich vor dem Grafen unendlich genirt fühlte, „was wir gesprochen haben, sollte ein Geheimniß zwischen uns sein."

„Ein Geheimniß!" rief Leonie mit geringschätzendem Tone. „Sie werden doch auf unsere Plaudereien kein solches Gewicht legen, am wenigsten vor dem Grafen, der Sie kennt."

„Sie sind eine gefährliche Mitwisserin," versetzte der Graf, der den geheimen Plan dieser Ausfälle gleich witterte, „wenn Sie die Uebereinkunft zu schweigen dadurch umgehen, daß Sie die Wichtigkeit der Mittheilung gering anschlagen."

„Nicht wahr?" rief der bornirte Fürst.

„Wie denn, lieber Graf, der Sie sich so voreilig auf die Seite des Fürsten stellen," hob Leonie an, „ist man auch verpflichtet, eine mitgetheilte Sache für ewig in Schweigen zu hüllen, wenn man sie längst zuvor selbst errathen und herausgefunden hat?"

„Ich würde glauben, selbst dann," sagte der Graf.

„Das begreife ich nicht," erwiderte Leonie. „Zum Beispiel! Ich hätte die Entdeckung gemacht, daß irgend ein Herr eine Dame liebe, und diese Entdeckung befreundeten Personen erzählt. Das ist gewiß gestattet. Nun käme aber nach langer Zeit der nämliche, obenbemeldete Herr und vertraute mir seine Liebe unter dem Siegel des Geheimnisses an. Darf ich von da ab von der Sache nicht mehr sprechen? Oder wäre ich sogar verpflichtet, zu allen denen, welchen ich vorhin davon gesprochen, hinzugehen und meine eigenen Worte zu desavouiren?"

„Sie sind eine recht gewandte Sophistin!" bemerkte der Graf lachend.

„Nicht wahr?“ sagte der Fürst mit lauter Uebereinstimmung.

„Liebster Hugo,“ rief Leonie, „was Sie mir jetzt zu sagen verbieten, habe ich schon längst dem Grafen auf das Bestimmteste gesagt —“

„Dennoch muß ich bitten,“ rief der Fürst in schrecklicher Verlegenheit, „es nicht zu wiederholen.“

„Ei, ei,“ rief Leonie, „seit wann ist der Held der Boulevards so schüchtern geworden? Entweder muß ich die Nachrichten über Ihre zahllosen Liebeserfolge für üble Nachreden halten, oder Ihrer jungfräulichen Sprödigkeit unter die Arme greifen. Graf — Hugo liebt Cornelia!“

Graf Thieboldsegg verzog die Miene, wie wenn ihm die Berührung dieses Gegenstandes unlieb wäre.

„O, Sie sind fürchterlich!“ rief der Fürst sehr ärgerlich.

„Aufrichtig, Graf,“ fragte Leonie, „habe ich Ihnen damit etwas Neues gesagt?“

„Gewiß nicht,“ gab der Graf zur Antwort. „Gestehen Sie aber auch, daß ich es Ihnen nie geglaubt habe.“ Er warf einen vielsagenden Blick auf den Fürsten.

„Gnädige Frau,“ sprach Kronenburg, „mein Vertrauen haben Sie für immer verwirkt.“

„Sie nehmen es zu ernst, lieber Hugo,“ vermittelte der Graf. „Das ganze Geheimniß ist in der That unendlich harmlos und gelangt nur durch die Art, wie Sie es verbergen wollen, zu einiger Bedeutung. Es wäre besser gewesen, Sie hätten es als Scherz behandelt, wiewohl ich es ungern sähe, daß mit meiner Tochter auf diese Weise Scherz getrieben werde.“

„Ich habe nicht gescherzt,“ erwiderte Kronenburg, von der unwilligen Miene des Grafen in's Bockshorn gejagt. „Ich bin jetzt schuldig zu erklären, daß ich allerdings Cornelia liebe und mich glücklich schätzen würde, eine solche Gemahlin zu erringen.“

Der Graf hatte bei dieser Erklärung Mühe, die Freude nicht auf seinem Gesichte zu zeigen.

„Was höre ich?“ rief Leonie. „Ich habe Ihre Aeußerungen in der That nur für Scherz gehalten. Verzeihen Sie, Hugo, meine ungelegenen Neckereien!“

„Sie sind äußerst indiscret gegen mich," rief Kronenburg, entsetzlich ärgerlich.

„Ich muß die Baronin in Schutz nehmen," sprach der Graf. „Ich meinestheils würde nicht anstehen, ihr Staatsgeheimnisse anzuvertrauen. Hätte sie Ihre Erklärung nicht für galante Redensarten gehalten, ich wette, daß sie uns Beide nicht unbewußt in Verlegenheit gebracht hätte. Sie müssen nämlich wissen, liebe Leonie, daß es der größte Herzenswunsch der Fürstin Kronenburg und meiner seligen Frau, von deren Beider intimen Freundschaft Sie oft gehört, immer gewesen, den einzigen Sprößling ihres Hauses mit meinem Kinde zu verbinden. Ich bekenne, daß ich diese Hoffnung im Stillen selbst getragen habe und mein Haupt ruhig in's Grab legen würde, wenn ich das Geschick meiner Tochter in der Hand meines jungen Freundes Hugo gesichert wüßte."

Er senkte mit affectirter Ruhe die Augen.

„Was steht denn im Wege?" rief Leonie lebhaft. „Hugo hat Lust, die Eltern sagen Ja, — und Cornelia? Ich halte sie für verletzt von den Gerüchten, die über Kronenburg's Abenteuer zu ihren Ohren gedrungen, aufgebracht — aber das ist ein Zorn, den die Kenner weiblicher Herzen schon für ein Symptom erwachender Neigung halten."

„Lassen wir das!" warf der Graf hin. „Solche Bündnisse werden nicht fabricirt, sondern aus sich selbst geboren."

„Wann kann ich zu Ihnen kommen?" fragte Kronenburg auf abrupte Weise, in welcher sich die Wärme eines Entschlusses ankündigte.

„Fühlen Sie sich mir so fremd," gab der Graf zur Antwort, „daß Sie so fragen?"

„Im Gegentheil," sprach der Fürst, „ebenso bin ich von Ihrem unveränderten Wohlwollen entzückt."

„Verbringen Sie den morgenden Abend mit uns," sagte der Graf.

Kronenburg verabschiedete und entfernte sich.

„Hatte ich nicht Recht!" rief Leonie, als sie mit dem Grafen allein war. „Er läßt sich treiben, wohin man will."

„Beinahe," sagte der Graf, seltsam lachend. „Nichts-

deſtoweniger muß er mit dem dunkeln Gefühl einer ausgeſtandenen Preſſion davongegangen ſein."

„Wie will man ſolche Naturen anders beſtimmen?" meinte Leonie. „Der junge Menſch hat einen ſo ſchwachen, zerfahrenen Willen! Und wahrhaftig, er kann ſich glücklich preiſen, einmal eine Frau wie Cornelia zu beſitzen."

„Mit ihm würde man fertig werden," ſagte der Graf, „doch meine Tochter! meine Tochter! Hören Sie, warum ich eigentlich herkomme. Heute Morgen rapportirt mir Burda, daß er Koß in's Haus des Bruno mit einer ſehr verdächtigen Angſt gehen geſehen. Ich rufe Koß und nehme ihn in ein förmliches Verhör. Er ſagt, was er weiß, und des Pudels Kern iſt, daß er dort einen Brief zu übergeben hatte. Was ſagen Sie dazu?"

Leonie ſchwieg ganz betroffen. Sie hatte nicht geglaubt, daß die Liebenden bereits eine Brücke zu einander geſchlagen ...

„Das iſt doch recht ſchlimm," meinte der Graf. „Von Briefen zu Zuſammenkünften iſt nur ein Schritt —"

„Was wollen Sie thun?" fragte Leonie, aus Eiferſucht das größte Zerſtörungsmittel wünſchend und doch ängſtlich, daß Bruno kein Schaden widerfahre.

„Ich weiß ungefähr, was ich zu thun habe," rief der Graf, mit raſchen Schritten das Zimmer meſſend.

„Sprechen Sie, ſprechen Sie," drang Leonie mit beſorgnißvoller Neugier in ihn.

„Dieſer Haldenried," ſagte der Graf, „geht meiſt mit Leuten um, die politiſch gravirt ſind, die die hieſige Polizei mehr oder minder ſcheel anſieht oder vielmehr ſcharf im Auge hat. Unter denſelben, die meiſt dem gewöhnlichen Schlage angehören, befindet ſich auch ein ſehr räthſelhafter Menſch, ein gewiſſer Negroni, über deſſen Namen und Stand noch alle verläßlichen Daten fehlen. Gewiß iſt es aber, daß er einer der Chefs des jungen Italiens, ein Emiſſär und alter ego Mazzini's iſt. Der Verdacht, den er auf ſich gehäuft, hätte längſt genügt, ihn früher unter Dach und Fach zu bringen, aber die Häſcherhände hält die Hoffnung zurück, daß man ſeiner Thätigkeit und ſeinen Mitgeſellen noch beſſer und tiefer in die Karten ſchauen werde. Vom öſterreichiſchen Stand-

punkte aus habe ich, da wir ein gutes Stück von Italien selbst besitzen und den Rest, der unseren Vasallen gehört, wie eigenes Land schützen, ein ganz besonderes Interesse an diesem Italiener, ein Interesse, das wohl einen Gang seinetwegen auf die hiesige Polizei rechtfertigte. Wenn ich nun hervorhebe, daß mir insbesondere Bruno's abendliche Conferenzen mit ihm verdächtig sind und ich über ihren Zweck unterrichtet zu sein wünsche — kurz, ich werde Schritte thun, daß man die ganze Bande aufhebt."

„O Gott!" rief Leonie, „das wäre zu hart, zu unmenschlich. Man wird ihn nach Cayenne transportiren!"

„Den Haldenried? Welche zarte Besorgniß!" rief der Graf, die Baronin verwundert ansehend. „Ist er eine wirklich ungefährliche politische Null, so wird ihn die Polizei aus dem Rudel der Uebrigen schon auszuscheiden wissen; ist er das nicht, so gehört er in's Land, wo der Pfeffer wächst!"

„O gewiß, er ist kein Clubist, kein Verschwörer!" rief Leonie. „Ich kenne ihn!"

„Nun," sagte der Graf, „desto besser! Einige Wochen Haft werden ihn nicht umbringen. Ehe er frei wird, bin ich in Oesterreich, oder meine Tochter ist bis dahin verheirathet. Adieu! Ich will noch heute den Polizeiminister sprechen."

Der Graf ging, Leonie blieb allein. Sie war von Leidenschaft und Eifersucht nicht so verblendet, daß sie die Augen von den möglichen Folgen einer Verhaftung unter so gefährlichen Zeitumständen weggewandt hätte. Im Gegentheil, ihre Exaltation fing an, ihr das gewaltthätige Auskunftsmittel, zu welchem sie den Grafen hatte schreiten lassen, mit den schwärzesten Farben auszumalen. Sie lag in einem langen Kampfe, ob sie nicht hinter Thieboldsegg's Rücken Bruno warnen solle, aber die Erwägung, daß dieser durch eine Flucht ihr vollständig entzogen sein würde, ließ sie nicht Hand an die Ausführung dieses Gedankens legen, bis endlich die tolle Entschlossenheit ihrer empörten, dem Ziele blind zustrebenden Liebe siegte. Sie wollte nicht annehmen, daß Bruno bei seinem, der Politik ganz fern stehenden Leben ernstliche Gefahr laufen

könne, und tröstete sich damit, daß sie im schlimmsten Falle die Intervention mächtiger Freunde werde aufrufen können, um einen Ausgang zu verhüten, welcher die ursprüngliche Absicht der ergriffenen Maßregel überschritte.

Neuntes Kapitel.

Macht den Leser mit einem stillen Manne bekannt.

Die Beziehungen Bruno's zu Negroni waren inzwischen anscheinend sehr vertraut geworden; es verging fast kein Tag mehr, an welchem sich Beide nicht gesehen hätten, dessenungeachtet war die Annäherung doch nur mehr eine äußerliche. Der Italiener hatte zwar seine mißtrauische Zurückhaltung abgelegt, aber Bruno konnte sich nicht rühmen, daß ihm ein Blick in das revolutionäre Kartenspiel seines Freundes gestattet worden sei. Negroni war nicht karg mit Mittheilungen biographischer Züge aus seinem sturmbewegten Leben und gab sie in der fast rückhaltlosen, vertraulichen Weise zum Besten, wie er die Geschichte seiner Gefangenschaft und seiner Entweichung von San Stefano erzählt hatte; er war auch nicht unabgeneigt, charakteristische Anekdoten hervorragender Persönlichkeiten von allen politischen Farben mitzutheilen, ohne irgendwie eine Sorge zu verrathen, durch naheliegende Schlüsse auf die Spur seiner Beziehungen zu denselben zu bringen: was aber das Ziel seiner eigentlichen Bestrebungen, kurz, sein geheimnißvolles Tagewerk sei, darüber kam niemals eine Andeutung über seine Lippen.

Demnach fühlte Bruno recht wohl, daß er in dem Innersten Negroni's doch noch wie ein Fremdling angeschrieben stehe, und auch, daß ihm die Bekanntschaft von Fräulein Negroni noch nicht zu Theil geworden war, obschon er so oft im Hause erschien, ja der Umstand, daß Negroni die Geschichte von der

Krankheit seiner Schwester, die Bruno für Comödie und Mystification hielt, unbeirrt fortführte, veranschaulichte die Kluft deutlich genug, welche eigentlich noch immer zwischen Beiden klaffte.

Bruno glaubte nicht mehr an die „kranke Schmester", er war vielmehr der Ansicht, daß Atalanta zur Zeit, wo Negroni sie als krank ausgab, in geheimnißvollen Zwecken von Paris abwesend sei. Wohl nicht ohne guten Grund hatten die beiden Geschwister das obere Stockwerk in einem engen, kleinen Häuschen bezogen, in welchem sie weder rechts noch links Nachbarn hatten, und das strenge Verbot, zu gewissen Zeiten dem Zimmer zu nahen, weil jede Art von Geräusch die Kranke aufrege, war wohl darum erlassen, damit die Hausleute sich nicht überzeugten, daß Niemand oder vielleicht jemand Anderer als die Schwester im Zimmer sei. Drum auch mochte Negroni weder den Portier noch dessen Weib in seine Wohnung lassen, sondern die Küche und die Säuberung der Räume selbst besorgen. Und, da nun bei den Geschwistern schon einmal Alles räthselhaft war und man sich hier mitten im realistischen Paris auf einem phantastischen Boden bewegte — konnte jene starre und leblose Frauengestalt, die der Portier mit herzinnigem Mitleid über die Treppe hatte hinauftragen sehen, nicht — so abenteuerlich dies auch scheint — eine Puppe gewesen sein, und konnte nicht Negroni dies Gaukelspiel in der ersten Zeit, kurz nach seinem Erscheinen für nöthig gehalten haben, um die Menschen recht fest von der geheimnißvollen Krankheit seiner Schwester zu überzeugen? Kurz, Supposition knüpfte sich an Supposition. Schön mußte die Schwester wohl sein: wie hätte sich sonst der russische Graf so leidenschaftlich in sie verliebt? Wenn dagegen Burda sie als eine ältere Frau bezeichnete, so mußte sie es verstehen, ihre Erscheinung auf Reisen seltsam zu entstellen. Die beiden Geschwister, so schien es, ergänzten sich in ihrer Thätigkeit: Felice wirkte in Paris, Atalanta in der Fremde; wie aber und mit welchen Mitteln — das blieb ein Geheimniß. Und so erklärte sich auch das Moment, das Bruno von allem Anfang an aufgefallen: daß nämlich Negroni von Katastrophen, die sich an zwei verschiedenen Orten

zu gleicher Zeit zugetragen, mit der Sicherheit eines Augenzeugen sprach; denn ein Wundermann, wie Apollonius von Thyana, der gleichzeitig in Korinth und Ephesus sein konnte, war er ja nicht. Diesen Erzählungen zufolge schienen Beide, Bruder wie Schwester, immer an den Orten gewesen zu sein, wo sich die Gewitterluft der Zeit in elektrischen Schlägen entladen. Alles dies steigerte Bruno's Neugier, Atalanta zu sehen, aber sie blieb für ihn hartnäckig und wohl auch vorsätzlich unsichtbar. Einmal, als er in Negroni's Zimmer eingetreten war, hatte er noch den Saum vom Kleide der Schwester, die dem Besuche durch die nächste Thüre hastig auswich, erblickt — dem Bruder war es nicht eingefallen, sie zurückzurufen und seinem Freunde vorzustellen.

Bruno hatte die Gewohnheit beibehalten, Nachmittags im kleinen Café des Passage du Diable zu erscheinen. Eine ziemliche Anzahl deutscher Zeitungen sowohl, wie die Gewißheit, dort mit Landsleuten zusammentreffen zu können, lockten ihn hin.

Unter den täglichen Besuchern gab es auch einen Gast, der öfters in Bruno's Nähe zu sitzen gekommen war, ohne daß Beide ein Wort mitsammen gewechselt hätten. Es war ein junger Mensch von unansehnlicher Gestalt, der aber durch sein blasses, hageres, bartloses Gesicht, zwei schwarze tiefbrütende Augen und kurzes, schwarzes, straff emporsteigendes Haar auffiel. Er schien allem Gespräche, aber auch aller Lectüre abhold, dafür aber ein leidenschaftlicher Freund des Dominospiels zu sein, denn zu ganzen Stunden konnte man ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, ernsthaft schweigend vor den schwarzen und weißen Steinen sitzen sehen.

Eines Tages war der gewöhnliche Partner dieses stillen Gastes ausgeblieben und der junge Mensch sah mit seinen brütenden Augen düsterer als je vor sich hin. Auch Bruno war allein; es kam ihm die Idee, den jungen Mann zu einem Spiele aufzufordern. Die Einladung wurde eiligst mit einigen unverständlich gemurmelten Worten angenommen, aber eine Annäherung kam dadurch nicht zu Stande. Höchstens konnte Bruno sagen, er habe die Bekanntschaft eines virtuosen Do-

minospielers gemacht; sein Gegner hatte ihm nämlich jede Partie abgewonnen.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte er eines Tages einen nebenansitzenden Landsmann, als sich der stumme Gast entfernt hatte.

„Nein," war die Antwort. „Seine Schweigsamkeit macht ihn fast unnahbar. Nach den wenigen französischen Worten aber, die ich im Laufe vieler Wochen von ihm gehört, halte ich ihn für einen Italiener."

„Hier kann ich nähere Auskunft ertheilen," ließ sich ein unfern sitzender Herr, seiner Aussprache nach ein Preuße, mit großer Entschiedenheit vernehmen. „Der Herr, mit dem Sie gespielt haben, heißt Battaglia, ist ein Modeneser und ein sehr bedeutender Künstler."

„Für etwas dergleichen hätte ich ihn allerdings gehalten," erwiderte Bruno. „Er hat fesselnde, eigenthümlich sinnende Augen, die aber scheu sind wie die einer Gemse." —

„Herr Battaglia," fuhr der Preuße fort, „ist ein Musiker, und zwar Virtuose auf der Guitarre. Ich kenne ihn etwas näher, da ich das Vergnügen habe, in einem Hause und auf einem Flur mit ihm zu wohnen. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß er wenig spricht. Das ist künstlerische Eigenart, verbunden mit übergroßer Schüchternheit. Eine stille, tiefinnere, reinmusikalische Natur — wie ich mir etwa Haydn als jungen Mann vorstelle! Er ist aus seinem Vaterland flüchtig, was bei seinem harmlosen Naturell zwar unbegreiflich ist — doch, meine Herren, in den kleinen italienischen Staaten ist Alles möglich."

Damit war das Gespräch zu Ende. Negroni war eingetreten und hatte neben Bruno Platz genommen.

„Kennen Sie einen Musiker Namens Battaglia?" fragte Bruno im Verlaufe ihres Zusammenseins ganz unabsichtlich.

„Allerdings," erwiderte Negroni. „Was giebt's mit ihm?"

„Nichts," meinte Bruno, „als daß ich mit ihm einige Partieen Domino gespielt habe."

„Ein eigenthümlicher Kautz!" sagte Negroni. „Ich beobachte ihn seit längerer Zeit, ja ich studire ihn, und bin noch immer nicht klug aus ihm geworden."

„Inwiefern ist er eigenthümlich?“ fragte Bruno.

„Er sieht aus wie die Sanftmuth selbst,“ sagte Negroni und scheint voll Sorge, daß er nicht rechts oder links anstoße. Ich habe eine Zeit lang in derselben Pension mit ihm gegessen: die Tischgenossen machten ihn oft zum Stichblatt ihrer Witze, er opponirte nie. Stellen Sie sich ihn im Gedanken vor, wie er allein mit einem Messer in einem Hühnerhof steht, Sie können sich nicht denken, daß er ein Huhn fangen und schlachten könne, um seinen Hunger zu stillen! Dennoch ist er voll innerer Gluth, ein Feuerkopf und — — ein enragirter Republikaner.“ —

„Was Sie da sagen!“ —

„Den Schlüssel zu seinem Verständniß,“ fügte Negroni nach einer Pause hinzu, „hat mir eine Anekdote über ihn gegeben, die aus guter Quelle stammt und die wirklich von pikanter Originalität ist.“

„Erzählen Sie!“

„Freund Battaglia,“ begann Negroni, „kam vor etwa drei Monaten hier an, flüchtig, ohne Geld, ohne Freunde und Gönner. Er brachte nichts mit als eine Guitarre, denn er ist ein Meister auf diesem Instrument, ein Schüler des berühmten Menghini. Das Glück wollte, daß er einen alten Legitimisten kennen lernte, den Marquis von Falconet, der ihn unter der Bedingung, daß er seine Töchter unterrichte, zu sich nahm. Battaglia erhielt freie Wohnung, ein kleines Dachkämmerchen im Hotel, dabei die Kost und monatlich einige Francs Taschengeld, so zwar, daß er für seine mäßigen Bedürfnisse ganz gedeckt war. Er ward ein Liebling des Concierge, dessen Kinder ihn häufig besuchten, und alle Hausgenossen waren darüber einig, daß es keinen stilleren, sanfteren und anspruchsloseren Erdensohn gebe, als den kleinen Battaglia.

„Allmählich bringt er Kupferstiche heim, die er bei verschiedenen Trödlern auf den Quais erstanden, und beginnt mit ihnen sein Zimmer zu schmücken. Die Wahl derselben überrascht den Concierge einigermaßen, denn es sind lauter tragische Scenen aus der ersten französischen Revolution, die hieher in's Haus des alten Legitimisten schlecht passen. Man

spricht nicht gern vom Strick im Hause des Gehängten. Zuletzt bringt er ein Bild in einem alten braunen Rahmen und hängt es vor seinem Schreibtisch auf. Es stellt einen hagern Mann in den mittleren Jahren vor, mit strengen Zügen, aber schwärmerischen Augen, in einer genial veralteten Tracht. Auf die Frage, wen dies Portrait darstelle, antwortete Battaglia, es sei dies sein unvergeßlicher Lehrer, sein Vorbild, Maestro Menghini, der große Guitarrenspieler. Da man bemerkt, die Tracht des alten Herrn sei merkwürdig rococo, antwortet Battaglia, so sei der schlichte alte Musikus zeitlebens in Reggio umhergegangen. Nun aber müssen Sie wissen, daß das Portrait keinen Andern vorstellte, als den Abgeordneten von Arras, Maximilian Robespierre..."

„Sehr gut!" rief Bruno lachend. „Nach diesem einzigen Zuge interessire ich mich für diesen Battaglia!"

„Die Sache herauszubekommen," fuhr Negroni fort, „war dem Beichtvater des Marquis von Falconet vorbehalten. Dieser stürzt eines Tages ganz aufgeregt in's Zimmer und frägt, wie der Kupferstich in die Dachstube des kleinen Italieners komme? — Ach, sagte der Marquis, den hat der gute Junge aus Pietät hingehängt, er stellt, wie er mir selbst gesagt, seinen ihm unvergeßlichen, für die musikalische Welt zu früh verstorbenen Lehrmeister im Guitarrenspiel vor. — Ja, im Guitarrenspiel! ruft der Beichtvater ganz eraltirt; das ist der wohlbekannte Kopf des größten Cannibalen, den Frankreich hervorgebracht, das Portrait Robespierre's. Ihr Battaglia ist ein unverschämter Jacobiner, der nach Cayenne oder Nuka-Hiva gehört!"

„Nun," fragte Bruno, „was that der Marquis?"

„Die Entdeckung war einer Gasexplosion im Hotel des frommen Legitimisten zu vergleichen. Der Marquis wollte noch immer zweifeln, aber der Beweis war leicht herzustellen und Battaglia wurde schimpflich aus dem Dienste gejagt. Ob er seitdem neue Schüler und Schülerinnen bekommen hat, weiß ich nicht; jedenfalls aber geht es ihm schlecht. Ich höre, daß er mehrere Tage in der Woche nicht zu Mittag ißt, nur um am Nachmittag in's Café gehen und seine Partie Domino spielen zu können."

„Also unter dem Scheine der Schüchternheit ein wilder, überspannter Kopf ...“

„Allerdings, das ist er,“ sagte Negroni. „Er scheint mir einer jener Menschen, welche weder weit noch klar denken, aber das, was sie einmal gedacht, nicht zurücknehmen, sondern herausschleudern. Er selbst hat mir aus seinem früheren Leben Manches erzählt, was den wildesten Fanatiker verräth. Uebrigens soll er — unter vier Augen gesprochen — seine Heimath unter geheimnißvollen Umständen verlassen haben. Er wurde in seinem Heimathsorte Reggio, einem Städtchen im Modenesischen, einer Kleinigkeit wegen in Haft gezogen und dabei vom Untersuchungsrichter in der bekannten Manier geplagt und hingehalten, bis sich endlich — freilich erst nach Jahresfrist — seine Schuldlosigkeit erwies. Drei Tage nach Battaglia's Freilassung wurde der Untersuchungsrichter unweit der Stadtkirche erdolcht gefunden, Battaglia aber ist von dieser Stunde an nicht wieder erblickt worden.“

„Was? Dieser Mensch sollte solcher fürchterlichen Energie fähig sein!“ rief Bruno, zwischen Zweifel und Schrecken hin- und hergeworfen.

„Ich erzähle, was ich gehört habe,“ versetzte Negroni. „Verbürgen kann ich es nicht. Doch warum sollte er die Flucht ergriffen haben? Ein Clubist war er nie.“

Unter solchen und anderen Gesprächen hatten Bruno und Negroni das Café verlassen. An der Ecke, unfern vom Palais Royal, wo sie sich trennen sollten, sagte plötzlich Negroni, der eine Weile lang ganz zerstreut gewesen: „Ich bin ganz verstimmt, ich habe einen großen Verdruß. Erinnern Sie sich des schönen dreieckigen Dolches in der Scheide von getriebenem Silber, der immer auf meiner Commode lag? Denken Sie, er ist mir abhanden gekommen, aus dem Etui, in dem er lag, verschwunden. Ist das nicht sehr räthselhaft?“

„Es war ein Prachtstück!“ meinte Bruno. „Er war gewiß mehrere hundert Francs werth.“

„Es ist nicht wegen des Geldwerths,“ erwiderte Negroni. „In mein Zimmer treten nur Leute, auf die ich mich verlassen zu können glaube. Es ist gar zu arg, auf irgend einen Bekannten den Verdacht eines Diebstahls lenken zu müssen.

Doch genug von der häßlichen Geschichte. Gute Nacht! Auf Wiedersehen im Café."

Mit herzlichem Händedruck trennte sich Bruno von seinem Freunde.

Zehntes Kapitel.

Zeigt, wie gefährlich es ist, Negroni's Freund zu sein.

Ein paar Tage nach dieser Unterredung begab sich Bruno, der Negroni nicht mehr im Café angetroffen, in dessen Wohnung, um ihn von einem Vorfall in Kenntniß zu setzen, der ihm viel zu denken gegeben. Er hatte nämlich Tags zuvor, als er bei einbrechender Dämmerung durch die Rue de Grenelle ging, den kleinen Battaglia, denselben, den Negroni für einen wilden und tiefaufrichtigen Republikaner hielt, mit, wie es ihm vorkam, scheuen und eiligen Schritten in das Hofel der österreichischen Gesandtschaft treten und über den Hof auf einer Seitentreppe verschwinden gesehen.

„Zum Glücke," sagte Bruno im Eintreten, „habe ich, wenn ich Sie heute störe, eine triftige Ausrede. Sie haben mich neulich vor Frau von Greifenstein gewarnt — einer Dame, die vielleicht gefährlicher aussieht, als sie ist. Dafür bin ich Ihnen heute einen Gegendienst schuldig."

„Lassen Sie hören," erwiderte Negroni mit einem Phlegma, welchem die lebhaft aufstrahlenden Augen widersprachen. Er lud Bruno ein, neben ihm Platz zu nehmen, und dieser erzählte, was er beobachtet hatte.

„Was Sie mir da sagen," begann der Italiener, der Bruno's Mittheilung scheinbar ruhig angehört, „ist sehr seltsam. Sie sagen, Sie können sich auf Ihr gutes Auge verlassen; ich selbst habe oft bei mir gedacht: Sie haben den scharfen Blick eines Schützen. Also, Battaglia im österreichischen Gesandt-

schaftshotel! Er hat dort keinen Paß visiren zu lassen und es läßt sich auch nicht annehmen, daß er irgend einen sentimentalen und gefühlvollen Attaché im Guitarrenspiel unterrichte. Ich will den Menschen fortan scharf im Auge behalten und ihn, wenn er zu mir kommt, sogar sondiren."

„Battaglia kommt zu Ihnen?" fragte Bruno.

„Zuweilen, nicht oft."

„Sie haben mir bereits Unheimliches über ihn erzählt. Ist es klug, solchen gefährlichen Subjecten die Thüre offen zu halten?"

„Wir Italiener," erwiderte Negroni, „wenden uns von solchen Creaturen nicht mit passiver Verachtung weg. Wir haben den Grundsatz, daß der Betrüger betrogen werden muß."

„Nach diesem Grundsatz," sprach Bruno, „wäre es freilich auch denkbar, daß Battaglia nur zum Schein Spion wäre, um die Polizei zu täuschen."

„Auch das ist möglich," erwiderte Negroni, „denn er ist, wie ich Ihnen gesagt, ein höchst eigenthümlicher, ja räthselhafter Mensch. Ich meinestheils hätte ihn nie eines Verrathes fähig gehalten. Allein — paupertas meretrix. Mangel an Brod, Verzweiflung an der Sache, der man sich lange und erfolglos geweiht, bringen zuweilen das Unmögliche hervor. Die Menschennatur ist schwankend und wechselvoll, wie die Wolkenbildungen am Himmel. Wahrhaftig, man muß selbst die Verläßlichsten, die Bewährtesten jederzeit am Leitseil der größten Wachsamkeit führen, damit sie nicht von einem persönlichen Interesse, das ihnen plötzlich in den Weg kommt, aus dem Geleise der allgemeinen Sache herausgestoßen werden. In dieser Beziehung sind unsere revolutionären Comités in Italien, wie ich als Italiener oft zu vernehmen Gelegenheit gehabt, auf's Trefflichste organisirt, weil sie nicht auf der treuen Ausdauer ihrer Anhänger basiren, sondern in der Voraussetzung der moralischen Schwäche der meisten Menschen jeden Abfall, ja sogar schon den Rücktritt mit unnachsichtlichen Strafen belegen."

„Da Sie diesen Punkt, der mich stets ungemein interessirt hat, berühren —," sprach Bruno, „darf ich Sie nicht bitten,

mir über die Organisation dieser Gesellschaften einige nähere Aufklärung zu geben?"

„Wenn mein Bruder, der nicht Mitglied wäre," gab Negroni zur Antwort, „diese Frage an mich stellte, ich könnte seine Neugier eben so wenig befriedigen, wie die Ihrige. Es steht der Tod darauf! Es wäre lächerlich, wenn ich einem Manne, wie Sie, aufbinden wollte, daß ich über den großen italienischen Geheimbund ununterrichtet bin; das bin ich nicht, das nehmen Sie auch nach Allem, was Sie von mir gehört haben, nicht an. Haben Sie genug an diesem Geständniß; es zeigt Ihnen besser als alle schmeichelhaften Redensarten, daß ich Ihnen von Herzen zugethan bin."

„Ich bin stolz auf Ihre Freundschaft," antwortete Bruno, Negroni's Hand drückend, „doch erlauben Sie mir, vorausgesetzt, daß ich die Grenzen des Vertrauens nicht auf's Neue überschreite, noch eine Frage an Sie zu thun. Sind nicht die geheimen Gesellschaften durch die entscheidenden Niederlagen, die Italien seit zwei Jahren erlitten, desorganisirt, ja vernichtet?"

„Desorganisirt sind sie," sprach Negroni lebhaft, „keineswegs aber von den Heerhaufen, die auf Italien losgestürmt, vernichtet und zu Boden geworfen, sondern vielmehr von der Hand der Chefs umgestürzt. Sie sind umgeworfen, wie sie bis zum Jahre Achtundvierzig bestanden, weil ihre Form zu eng, zu lose, mit einem Worte unzeitgemäß geworden. Das neue Gebäude, das an ihre Stelle getreten, im Plane fertig, doch in seiner Ausführung noch nicht beendet, wird einer Nation würdig sein, welche die Kunst der Verschwörung schon von Alters her als einen ihrer merkwürdigsten, charakteristischsten Züge in Anspruch nimmt. Die vormärzlichen Gesellschaften waren mit kleinen detachirten Forts zu vergleichen, während die gegenwärtige Organisirung einer unterirdischen Riesenfestung gleicht, welche das ganze Volk in sich zu sammeln Raum hat. Es sind jetzt böse Zeiten, kein Volk wagt es mehr, sich zu rühren, und kein Volk kann es. Aber ein Land giebt es, das sich in den Stand setzt, von seinen triumphirenden Feinden umringt, das Feldgeschrei der Freiheit wieder zu erheben! Es ist mein Vaterland! Sie werden früher oder

später beurtheilen können, ob ich wahr gesprochen oder mich nationaler Selbstüberhebung schuldig gemacht habe..."

Der Abend war vorgerückt und Negroni schon lange mit seinem Freunde im Finstern dagesessen, als er sich bei den letzten Worten erhob, um die Lampe anzuzünden.

Bruno betrachtete es als einen Wink zu gehen und sagte: „Ich bin schon lange hier."

„Ei," versetzte Negroni, mit der Lampe beschäftigt, „ist es denn schon Neun?"

„Auf meiner Uhr Acht vorüber," gab Bruno zur Antwort.

„Das stimmt mit der meinigen," sagte Negroni, sich mit der hellleuchtenden Lampe an den Tisch, an welchem Bruno saß, begebend. „Wenn Sie Lust haben, können wir noch eine gute Weile zusammen plaudern."

In diesem Augenblicke hörte man unten auf der Treppe ein Geräusch, wie wenn ein paar Menschen hastig hinauftappten.

„Sollte Jemand zu mir kommen?" fragte Negroni im gleichgültigsten Tone, seine Mienen aber und die fixirten, tiefauffunkelnden Augen verriethen die gespannteste Aufmerksamkeit.

Ohne daß angeklopft worden war, fuhr plötzlich die Thüre auf.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, von athletischer Gestalt und echt italienischer Physiognomie, fein und sorgfältig angezogen, erschien auf der Schwelle. Eine andere Männergestalt, gleichfalls von ansehnlichem Wuchs, nahm sich hinter ihm stehend auf dem finstern Gange noch ziemlich undeutlich aus.

Der Erste, der auf der Schwelle stand, schien von der Anwesenheit eines Fremden — Bruno — überrascht. Auch Negroni schien von dem Besuche auffallend betroffen.

„Entschuldigung," sprach der athletische Mann, erst jetzt den Hut abnehmend, in einem gräulichen Französisch, „ich habe mich wohl im Zimmer geirrt —"

„Nein," rief Negroni mit einer gespielten oder forcirten Lebhaftigkeit, „Sie haben sich nicht geirrt! Erkennen Sie mich denn nicht mehr?"

Er zog den Fremdling in's Zimmer, der Nachmann folgte. Es war, nach der gallonirten Livree zu schließen, offenbar der Diener.

„Wahrhaftig, Sie sind es, Negroni!" rief der Fremde in gutem Italienisch, die Hand des Genannten drückend, ohne daß die kohlschwarzen Augen den neugierig dasitzenden Bruno zu durchdringen aufgehört hätten.

„Sie finden mich hier," sprach Negroni, „mit einem meiner besten Freunde. Ihnen, lieber Haldenried, stelle ich meinen berühmten Landsmann Rosetti, Professor der Medicin, vor."

Bruno hatte kaum einige verbindliche Worte in italienischer Sprache, deren er mächtig war, vorgebracht, als Negroni schon fortfuhr:

„Mein Freund Rosetti ist auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen; ich bin sehr froh, daß er mit seinem, mir längst versprochenen Besuche Wort hält. Vielleicht ist es diesem berühmten Diagnostiker vorbehalten, den Ursprung und die Quelle, aus welcher die endlosen Leiden meiner armen Schwester hervorgehen, endlich aufzuspüren."

Rosetti, der während dieser Worte mit einer auffallenden Unruhe und Zerstreutheit dagestanden, fing nun in einem der vielen Dialekte, an welchen Italien so reich ist, zu sprechen an. Bruno's nur an die Schriftsprache gewöhntes Ohr konnte höchstens dann und wann ein unbedeutendes Wort verstehen. Aus der Miene, dem Tone und dem ganzen Aussehen der Sprechenden ward es aber klar, daß es sich hier keineswegs um eine ärztliche Consultation handle, gleichwie die ganze Haltung des Dieners, der inzwischen eingetreten war, einen gebildeten Mann aus den besseren Ständen verrieth, so daß man seine Livree nicht ohne guten Grund eher als eine Verkleidung, als die ihm zukommende Tracht ansehen konnte.

Bruno erkannte nach Allem, daß er höchst ungelegen war, und war auch willens, Negroni und dessen Besucher sofort aus ihrer Verlegenheit zu befreien. Mit umgeworfenem Mantel, den Hut in der Hand, stand er schon eine Weile da,

ohne daß seine Absicht von den beiden, im eifrigsten Gespräch Vertieften bemerkt worden wäre.

„Sie wollen gehen?" sprach endlich Negroni. „Bleiben Sie, es ist mir lieb, wenn Sie noch verweilen." Ohne Bruno zu Worte kommen zu lassen, fuhr er in seltsamen Absätzen fort: „Es ist recht fatal, daß gerade heute meine Schwester in Fontainebleau ist, wohin sie einen Ausflug zu einer Bekannten gemacht, und vor elf Uhr oder Mitternacht nicht zurückkommen kann... Rosetti, der drei Tage und Nächte gereist ist, fühlt sich todmüde... Ich habe ihn überredet, Atalanta's Rückkehr bei mir abzuwarten... Er wird sich inzwischen im Nebenzimmer auf's Sopha legen und ein wenig schlummern."

Der athletische Professor hatte inzwischen schon die Thüre aufgethan und sich nebst seinem Diener in das anstoßende Gemach begeben, ohne Bruno weiter beachtet zu haben.

Negroni, mit Bruno wieder allein, sah sehr verstimmt und von schweren Gedanken belagert aus. Seine Stirne war tief gefurcht, seine Augen starr auf einen Punkt concentrirt, in den großen braunen Pupillen erwachte wieder das Wogen der seltsamen metallisch-blinkenden Flimmer.

Bruno hatte sich inzwischen an eine Commode gelehnt. Um seinerseits eine gewisse Verstimmung und Befangenheit zu verbergen, die ihn, er wußte selbst nicht recht warum, überkommen hatte, sah er sich die mannigfachen kleinen Schmucksachen und Toilettengegenstände an, die dort lagen.

„Sie betrachten," sagte Negroni herantretend, „die vor Ihnen liegenden Sachen. Es sind allerlei kleine Andenken aus dem Orient, welche meiner Schwester gehören. Hier — ein paar geschnittene Steine mit arabischen Sprüchen darauf, sind Meisterstücke orientalischer Gravirkunst. Hier — in diesem Etui von schwarzem Saffian lag mein türkischer Dolch, von dem ich Ihnen neulich sprach — er war ein Geschenk Riza-Paschas. Ich bin über den Verlust in wahrer Unruhe." —

„Wer kann ihn hier entwendet haben?" fragte Bruno, das Etui öffnend und die längliche, kreuzförmige Vertiefung von violettem Sammet, die der Waffe als Lager gedient hatte, betrachtend.

„Das nicht zu wissen, ist mein Kummer," erwiderte Negroni. „Zu mir kommt freilich Niemand, bei dem ich mich eines Diebstahls zu versehen hätte, dennoch" — er runzelte die Stirn — „erscheinen Leute von Zeit zu Zeit — — mit einem Worte: der Besitz des Dolches wäre leicht verschmerzt, wenn ich bestimmt wüßte, daß sein jetziger Inhaber keinen andern Gebrauch von ihm macht, als daß er mit ihm sein Zimmer schmückt oder ihn einem Trödler verkauft. Die Waffe ist ein Paradestück, aber auch im höchsten Grade praktisch. Ich habe meinen Verdacht schon auf Diesen und Jenen hingelenkt, aber Alles umsonst! Sie können sich denken, daß meine Unruhe gerechtfertigt ist. Ich bin als Revolutionär bekannt, zudem Italiener und als solcher in keinem guten Geruche. Man darf keinen Dolch auf einem unrechten Orte bei mir finden, ohne daß — wenn nun gar ein blutiger Gebrauch davon gemacht würde, ich wäre in eine böse Geschichte hineingerissen, da ich Manchem als Eigenthümer desselben bekannt bin, ich wäre verloren, halb verloren gewiß. Ich gäbe fünfhundert Franken dafür, wenn mir Einer das Verschwinden des Dolches erklären wollte, eine Summe also" — fügte er mit scherzhaftem Lächeln, das jetzt zu dem sorgenschweren Ernst seiner Züge wenig stimmte, hinzu, „welche mein augenblickliches Vermögen übersteigt."

Seit einigen Minuten war etwas Rauch im Zimmer zu spüren, plötzlich vermehrte sich dieser.

„Was ist das für ein Rauch?" fragte Bruno.

„Ich weiß nicht," erwiderte Negroni, „der Wind draußen mag den Rauch in einem benachbarten Kamin niederdrücken."

„Der Geruch ist so scharf," bemerkte Bruno, „ich würde meinen, wie von verbranntem Papier — es wird doch nicht irgendwo etwas glimmen — Sie sollten nachsehen!"

„Es ist unnütz," versetzte Negroni, „in meinem Kamin ist, wie Sie sehen, längst kein Feuer mehr. Im Nebenzimmer, wo Rosetti schläft, giebt es gar keinen. Seit ich hier wohne, hat es schon mehrmals so geraucht. Sie können ganz ruhig sein."

Bruno glaubte diesen kleinen Incidenzfall nicht weiter verfolgen zu müssen, da er Negroni weniger auf die Ursache des

Rauches aufmerksam, als verlegen zu machen schien. Da fast gleichzeitig im Nebenzimmer das Oeffnen eines Fensters zu vernehmen war, nahm er an, daß Rosetti oder sein Diener die Stube lüfte, nachdem einer von ihnen etwas im geschlossenen Raume verbrannt habe.

Aber fast unmittelbar darauf hörte man die zwei sonderbaren Ankömmlinge, die sich die ganze Zeit über mäuschenstill verhalten hatten, laut und hastig reden und im Zimmer umhergehen.

Noch ehe Negroni Zeit hatte, sich zu erheben, um nach dem ihn allem Anschein nach befremdenden Grunde dieser geräuschvollen Bewegung seiner Gäste fragen zu gehen, fuhr die Thüre auf und Rosetti stürzte, Negroni etwas in dem Bruno unverständlichen Patois mittheilend, mit aufgeschreckten Mienen in die Stube herein. Sein Diener folgte ihm auf dem Fuße. Ein dicker Rauch drang, vom Zuge getrieben, ihnen nach, während der Zunder von verbrannten Papieren über ihre Köpfe hereinflatterte. Die Scene, alle Momente von ihrem Beginne an in's Auge gefaßt, hatte etwas sehr Allarmirendes. Bruno sprang unwillkürlich von seinem Sitze empor. Nach einer kurzen, eiligen Berathung, welche die Italiener vorgenommen zu haben schienen, wobei sie nach allen Winkeln des Zimmers wilde, forschende Blicke geworfen, wie wenn sie undurchdringliche Verstecke und geheime Ausgänge hätten entdecken wollen, sprang Negroni an den Kamin, beugte sich auf ein Knie und hob eine Kupferplatte heraus, worauf sich der Zugang zu dem hinansteigenden Schornstein auf überraschende Weise öffnete.

Dies Alles war das Werk weniger Minuten. Negroni hatte sich kaum wieder erhoben, als schon Rosetti mit Sturmeshast seinen starken, umfangreichen Körper durch das erweiterte Luftloch hindurchzuzwängen begann. Negroni half aus allen Kräften nach, aber der herkulische Herr Professor schien auf seinem dunkeln Wege, wie die unten vorschauenden Füße anzeigten, auf schwere Hindernisse gestoßen zu sein, bis er endlich ganz verschwand. Der Diener hatte inzwischen das Fenster geöffnet. Bruno, der dem Schauspiele mit unheimlicher Neugier zusah, konnte nur glauben, daß sich derselbe aus dem zweiten Stockwerke herabzulassen beabsichtige.

Es war nicht der Fall Der Diener blieb draußen auf dem ungefähr anderthalb Fuß hohen Fenstergitter halb sitzen, halb hängen, bis ihn Negroni durch Schließung des Fensters und Fallenlassen des Rouleau den Blicken entzog. Dann griff er nach seiner Cigarrentasche, steckte eine Cigarre hastig in den Mund und reichte eine zweite seinem Freunde.

„Bleiben Sie sitzen, Bruno!" rief er, „und rauchen wir womöglich mit der größten Gemüthlichkeit. Die ganze Comödie, die Sie da miterleben, ist wahrscheinlich nur ein leerer Schreck. — Mir und Ihnen wird Niemand etwas anhaben!"

„Ich muß gestehen," sagte Bruno, „daß ich wünschte, heute zu Hause geblieben zu sein. Ich bitte dringend um Aufklärung."

Er hatte die Worte eben nur über die Lippen gebracht, als die Tritte vieler, die Treppe hinansteigender Personen heranbrangen.

„Da sind sie!" rief Negroni, emporspringend und in die Richtung, von welcher das Geräusch kam, deutend, worauf er sich gleich wieder niederließ.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, in einem Civilrock, über welchem eine Schärpe als Dienstzeichen hing, öffnete ganz langsam die Thüre und ließ sie wahrscheinlich nur darum so lange offen, damit sich die im Zimmer Befindlichen und mit seinem Besuche Beehrten mit eigenen Augen überzeugten, daß auf dem Gange draußen eine jedem Widerstand gewachsene Anzahl von Polizeisoldaten aufgestellt sei.

Negroni und Bruno sahen die Trabanten ganz genau im Wiederschein zweier Laternen, welche von den Flügelmännern getragen wurden, und wechselten einen beredten Blick untereinander.

„Sie sind Herr Negroni?" sprach der Herr mit der Schärpe, den Genannten sicher, wie eine ihm wohlbekannte Person anredend.

„Das ist mein Name," gab Negroni mit vollkommenster Ruhe und Unbefangenheit zur Antwort. „Was ist Ihr Wunsch?"

„Ich komme," erwiderte der Beamte, „im Namen des Gesetzes, auf Befehl des Polizeiministeriums als Commissär abgesendet, Ihnen zu eröffnen, daß Sie mir, wie auch alle Uebrigen, die ich hier anwesend finde, zu folgen haben."

„Herr Commissär," erwiderte Negroni, „ich unterlasse, ich erdrücke jede Frage, welche sich mir bei Ihrer Aufforderung aufdrängt, da mir bekannt ist, daß Sie einen gemessenen Befehl auszuführen haben. Ich drücke nur in Ihrer Gegenwart diesem Herrn gegenüber" — er zeigte auf Bruno — „mein tiefstes Bedauern aus, daß sein freundlicher Besuch bei mir einen so unerwarteten Ausgang nimmt, obwohl die Unannehmlichkeit für ihn nur von kurzer Dauer sein kann."

Bruno, so zufällig in eine gewiß bedenkliche Affaire verwickelt, war von seiner Verhaftung sehr peinlich überrascht. Er verhehlte sich nicht, daß seine Schuldlosigkeit durch den Schein der begleitenden Umstände auf eine beklagenswerthe Weise verkannt zu werden Gefahr lief. Er selbst war ja Flüchtling und wurde nun in Gesellschaft unzweifelhaft tief gravirter Personen getroffen, von denen sich zwei vor seinen Augen in einem leicht aufzufindenden Verstecke ihrem Schicksal zu entziehen gesucht hatten. Beide mußten im Entdeckungsfall als mit ihm irgendwie betheiligte Genossen angesehen werden.

„Negroni," sagte Bruno mannhaft, „ich folge Ihnen ohne Vorwurf."

„Sie haben nichts zu fürchten!" sprach Negroni, Bruno umarmend, worauf er zu dem Commissär gewendet mit lauter Stimme sagte: „Mein Herr, wir sind bereit!"

Er trat mit Bruno auf den Gang hinaus, wo Beide sogleich von der Häscherschaar cernirt wurden.

„Herr Sergeant," sprach der Commissär, „Sie haben diese Herren in Begleitung von drei Mann nach ihrem Bestimmungsorte unverzüglich zu bringen!"

Der Sergeant und die drei Mann traten vor und nahmen Negroni und Bruno in ihre Mitte.

„Ihnen, meine Herren," sprach der Commissär, zu den Verhafteten gewendet, „habe ich noch einen Wink auf den Weg zu geben. Sollten Sie sich's in den Sinn kommen lassen, auf der Straße durch Zeichen oder gesprochene Laute die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, so hätten Sie sich die Folgen der muthwilligen Provocation selbst zuzuschreiben. Vorwärts!"

Er begab sich in's Zimmer zurück, die zurückgebliebene Mannschaft folgte ihm.

Negroni sah sich von der Treppe aus noch einmal um und mußte die Illusion zurücklassen, daß Rosetti und dessen Diener durchschlüpfen würden. Bei der ausgezeichneten Schulung, welche man an der französischen Polizei rühmt, würde sie das nothdürftige Versteck der beiden Italiener wohl nicht lange zu suchen haben.

Indessen hatten sich Negroni und Bruno in zwei verschiedene Droschken gesetzt. Eilig fuhren sie dem unbekannten, unerfreulichen Ziele zu. Da die Fensterscheiben verhängt waren, konnten sie die Richtung nicht verfolgen, nach welcher sie dirigirt wurden. Doch schon nach halbstündiger Fahrt hielten die Wagen an.

Als die Beiden ausgestiegen waren, befanden sie sich in einem kloster- oder kasernenähnlichen Hofe.

Von einander getrennt und einzeln abgeführt, konnten sie sich nur Adieu zurufen, nicht mehr die Hände reichen.

Sie zweifelten nicht, daß sie sich auf der Pariser Polizeipräfectur in der Rue de Jerusalem befänden.

Vor einem großen eisernen Thore angekommen, wurden sie ihren neuen Wächtern übergeben, die ihre Beute ungeduldig erwartet hatten.

Während des kurzen Aufenthaltes, den die Auslieferung und das Oeffnen des Thores verursachte, hätte ein aufmerksamer Zuschauer unter der wachthabenden Polizeimannschaft einen Mann bemerken können, der sich gewiß nicht allein der kalten, windigen Nachtluft wegen den Kragen seines Mantels so hoch in das Gesicht geschlagen und den Hut so tief über die Augen herabgezogen hatte. Es war nur zu deutlich, wie er vorwärts und seitwärts trat und den Hals vorstreckte, daß er die beiden Gefangenen in Augenschein nehmen wollte, ohne von diesen bei dem Schein der zu beiden Seiten brennenden Gaslaternen erkannt zu werden.

Es war Burda.

Noch in derselben Nacht meldete er seinem Brodherrn, dem Grafen von Thieboldsegg, die stattgehabte Verhaftung

des lästigen Menschen, der seine hochgeborene Tochter zu umgarnen gewagt hatte.

Der Graf war von der frühzeitigen Erfüllung seines Wunsches angenehm überrascht und lobte den Spion für den Feuereifer, den er an den Tag gelegt, ohne jedoch das Verdienst der Pariser Polizei zu schmälern, welche seiner Requisition mit so freundlichem Entgegenkommen Gehör gegeben.

Da Bruno in der Gesellschaft eines notorischen Verschwörers aufgegriffen worden war, ließ sich bei der unbarmherzigen Strenge der Gesetze in damaliger Zeit, ohne sanguinisch zu sein, nicht anders erwarten, als daß er, selbst bei völliger Schuldlosigkeit, in langwieriger Untersuchungshaft verbleiben würde, während welcher dem Grafen Zeit genug blieb, Cornelia zu verheirathen und seine geheimen Regierungsaufträge zu beendigen.

Elftes Kapitel.

Handelt von zwei Species Demokraten.

Von dem Platze, auf welchem die Kirche St. Sulpice steht, zieht sich eine schmale Gasse rechter Hand gegen die Luxembourgstraße hin. Sie besteht aus lauter kleinen, alten, im Arme-Leute-Styl gebauten Häusern von zwei, selten von drei Etagen. Unten, parterre befinden sich Laden, in welchen Baumwollzeuge, gewirkte Strümpfe, alte Möbel, Eisenwaaren, in Goldrahmen gefaßte Oelgemälde moderner Pfuscher u. s. w. zum Verkauf ausgestellt sind. Sonst auch, wo es der Raum gestattet, sind Kramstellen mit den buntesten und geringfügigsten Gegenständen angebracht. Man fühlt sich, wenn man hier eintritt, wie auf einen Trödelmarkt versetzt, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier keiner der Vorübergehenden, wie es anderswo geschieht, von den Verkäufern und Verkäuferinnen

durch zudringliche, an den Mann gehende Aufforderungen zum Einkaufe gepreßt wird.

Eins dieser Häuser war Eigenthum einer alten Gerichtsdienerwittwe. Die dritte Etage, die aus zwei durch einen Gang getrennten Zimmern bestand, wurde von der Besitzerin als chambre garnie vermiethet, vermuthlich darum, weil die zur Aufnahme einer Familie erforderliche Küche fehlte. Die Wohnungen waren natürlich sehr wohlfeil und nur für sehr kleine Leute bestimmt.

In dem größeren der Zimmer wohnte eine Persönlichkeit, die wir bereits flüchtig kennen gelernt, der preußische Baron von Ueffenfels, von altem, herabgekommenem Adel, mit dem Candidaten der Theologie Jeschke, einem Sachsen, zusammen. Beides waren Männer von ungefähr dreißig Jahren. Sie hatten wenig mit einander gemein, als die Wohnung und das Loos, daß sie flüchtig waren.

Der Baron war eine eitle, windige Persönlichkeit von jener berüchtigten Sorte Menschen, welche durch Allwissenheit, Unfehlbarkeit und das krankhafte Ringen nach Bedeutung lästig oder lächerlich werden. Er war Referendar in einem Landstädtchen gewesen, wo er sich in kürzester Zeit einen Namen als Arrangeur von Landpartieen, Vortänzer und Maître de plaisir zu machen verstanden hatte. Mit dem Ausbruche des Jahres Achtundvierzig war die Epoche für so harmlose Lustbarkeiten plötzlich abgelaufen und der Referendar sah sich von politischen Tagesmännern und Rednern so vollständig bei Seite geschoben, daß er an seiner Existenz zu zweifeln anfing. Das mußte anders werden. Ein Mann wie der Baron läßt sich nicht so leicht in den Abgrund des Nichtvorhandenseins hinabstoßen. Er beschloß, im Gefühle jeder Situation gewachsen zu sein, Politik zu treiben und sich an die Spitze der Bewegung in dem Landstädtchen zu stellen. Dazu brachte er es zwar nicht, wohl aber war es ihm gelungen, sich die büreaukratische Laufbahn unwegsam zu machen und sich bei dieser Gelegenheit einen Proceß wegen Amtsehrenbeleidigung des Regierungspräsidenten an den Hals zu hängen. Einerseits überzeugt, seine Zukunft im Staatsdienst verscherzt zu haben, andererseits in seiner Eitelkeit auf's Empfindlichste

gekränkt, wegen einer Bagatelle, die so weit von Hochverrath entfernt war, eingesteckt zu werden, packte er in einem sensationsbedürftigen Augenblicke seine Siebensachen zusammen und entfloh.

Von einer kleinen Jahresrente, die er von Hause bezieht, lebt er nun im Schooße der Emigration seit einem Jahre. Wie er des festen Glaubens ist, daß die deutschen Fürsten niemals den Blick an die Ufer der Seine werfen, ohne vor seiner unheimlichen Demagogengestalt zusammenzuschauern, so lebt er auch der gewissen Erwartung, daß er von ganz Deutschland als einer der Befreier und Nothhelfer zurückerwartet werde.

Einen Gegensatz zu ihm bildet sein Stubengenosse Jeschke. Voll solider Kenntnisse, geht ihm die gewöhnlichste Kunst, sich geltend zu machen, ab. Er hatte sich in den stürmischen Bewegungsjahren mit den Häuptern der sächsischen Orthodoxie verfeindet und durch eine Reihe redlich gemeinter, aber bitterer Invectiven in seinem engeren Vaterlande unmöglich gemacht. Auch er gehörte zur großen Zahl von Männern, welche nur die kleinlichste polizeiliche Verfolgungslust in ihrem bürgerlichen Fortkommen hindern und in die Klasse der Emigranten schlagen konnte.

Da er ohne alle Hülfsquellen und ohne alle Beziehungen war, hatte seine Armuth schon die Grenzen des Elends erreicht. Sein Muth und beinahe sein Leben fristete sich nur noch von der unbestimmten Hoffnung, daß sich ihm endlich als Zeitungscorrespondent oder Uebersetzer eine Einnahmequelle öffnen werde.

In diesem Hause war an einem Morgen unser alter Bekannter Grauwak eingetreten. Er erkundigte sich bei der alten Hausfrau, ob hier der Candidat Jeschke wohne.

Die Frau, die diesen für eine französische Zunge beinahe unaussprechlichen Namen unkenntlich corrumpirt auszusprechen pflegte, gab eine unsichere Antwort und fragte ihrerseits, ob der Herr, nach welchem Grauwak frage, nicht ein refugié allemand sei?

Als Grauwak dies bejahte und auch die Gestalt Jeschke's

beschrieb, sagte die Frau: „Das wird er sein! Sind Sie der Arzt?"

„Das bin ich nicht," war die Antwort. „Ist er denn krank?"

„Sehr krank," erwiderte die Frau. „Leider scheinen ihm auch alle Mittel abzugehen. Das ist schrecklich, wenn man obendrein krank ist."

Grauwak stieg die alte, gebrechliche Treppe hinauf und trat auf der genannten Zimmernummer ein.

Jeschke lag wirklich im Bette. Sein Stubengenosse, der Baron, saß in einem farblosen, fadenscheinigen Schlafrocke am Fenster und beantwortete den Gruß des Eintretenden nur mit einem leichten Kopfnicken.

„Sie finden mich krank, lieber Grauwak," sprach Jeschke. „Es wird wohl keine weiteren Folgen haben. Ich betrachte meinen Zustand als einen heftigen Grippeanfall. Nehmen Sie Platz."

„Haben Sie einen Arzt befragt?"

„Das wird wohl überflüssig sein," gab Jeschke zur Antwort. „Auf alle Fälle werde ich Ihnen einen Freund, der Arzt ist, herschicken. Vorerst überbringe ich Ihnen eine erfreuliche Nachricht. Die Redaction der Norddeutschen Blätter bietet Ihnen die Pariser Correspondenz an. Hier" — er gab ihm einen Brief — „finden Sie die Bedingungen. Der Antrag scheint mir recht günstig."

Jeschke verschlang die Zeilen des Briefes mit lebhaftem Interesse und sagte: „Wie bin ich Ihnen dankbar! Sie kommen wie der Engel in der Noth!"

„So viel mir bekannt ist," sagte der Baron, sich erhebend, „und ich darf sagen, in Bezug auf die gesammte Journalistik Deutschlands wohlunterrichtet zu sein, sind die Norddeutschen Blätter eine ganz unbedeutende Zeitung."

„Die Times oder das Journal des Debats sind freilich bedeutender," versetzte Grauwak mit einem Blicke, der über den geringschätzigen Ton der eben vernommenen Worte Unwillen verrieth.

„Ich glaube daher," fuhr der Baron unerschrocken fort, „daß Sie, lieber Jeschke, sich die Annahme des Antrages jeden-

falls noch überlegen, denn es kann Niemanden freuen, seine Artikel, kaum beachtet, in einem obscuren Blatte zu Grunde gehen zu lassen."

„Aller Anfang ist schwer," sprach Jeschke. „Ich bin Herrn Graumak von Herzen dankbar! Welche Ansprüche kann auch eine so unbedeutende Feder, wie die meinige, machen!"

„Sie sind kleinmüthig geworden," sprach der Baron. „Diese Haltung ist Ihres Geistes nicht würdig. Das verstehe ich wohl zu beurtheilen."

„Möglich," sagte Jeschke mit äußerster Geduld, „doch in meiner Lage ist aller Kleinmuth verzeihlich. Sie kennen mein Elend am besten! Soll ich, der ich keinen Sous habe, diesen freundlichen Antrag zurückweisen? Man bietet mir sogar einen Vorschuß an. Da, lesen Sie!"

Der Baron nahm den Brief zur Hand.

„Was giebt's Neues?" fragte Jeschke, um von dem unerquicklichen Intermezzo abzulenken.

„Trübe Geschichten!" rief Graumak verdüstert. „Strafurtheile über Strafurtheile! Verhaftungen auf Verhaftungen! Die Inquisition ist wieder hergestellt. Bald wird sich Niemand mehr sicher fühlen, als wer Polizeibeamter oder Mouchard ist."

„Nun, nun!" sagte Jeschke, sich neugierig im Bette aufrichtend.

„Ein sehr genauer Freund von mir," sprach Graumak, „ist vor drei Tagen verhaftet worden."

„Hier in Paris?"

„Hier in Paris. Wie es geschehen, wie es vor sich gegangen, ist mir und allen Uebrigen unbekannt, Allen, bis auf das Häuflein von Häschern, die das Werk vollbracht. Warum er verhaftet wurde? Auch diese Frage ist mir unlösbar. Ich kann Ihnen nur Folgendes sagen: Mein Freund, den Sie wohl kaum kennen — Bruno Haldenried heißt er — lebt hier als Flüchtling seit längerer Zeit von aller Politik zurückgezogen. Wenn ihn ein Vorwurf treffen kann, so ist es der, daß er mit Vorliebe Menschen seiner Gesinnung aufsucht, welcher Nation sie auch angehören, und gern mit ihnen verkehrt, vorausgesetzt, daß sie gescheidt sind. Vorgestern in

aller Frühe kam sein Diener zu mir und weckte mich. Er theilte mir mit, daß in der Nacht eine Haussuchung bei seinem Herrn vorgenommen worden sei, und fragte mich, was ich überhaupt davon halte, da auch der Umstand mit im Spiele, daß sein Herr, der doch Abends vor dem Ausgehen sein Nachtessen bestellt hatte, nicht mehr nach Hause gekommen sei. Das war allerdings Alles sehr verdächtig. Mein Freund konnte auf dem Heimwege festgenommen worden sein, möglicherweise auch in Folge einer rechtzeitigen Warnung sich dem Unfalle entzogen haben. Die Nachricht ließ mir keine Ruhe mehr. Ich kleidete mich an und machte mehrere Gänge, um über sein Schicksal etwas Näheres zu erfahren. Es war Alles umsonst. Gegen Abend fiel mir ein, einen Bekannten zu besuchen, der merkwürdige Verbindungen besitzt, und dessen Meinung mir auch sonst in dieser mir nahe gehenden Angelegenheit von Gewicht war — einen gewissen Negroni."

„Ei," ließ sich der Baron hochnasig vernehmen, „das ist wohl der Italiener, der wie eine Theaterfigur einhergeht?"

Grauwak ließ sich die unpassende Bemerkung gefallen und opferte dem Ernste seiner Mittheilung eine wohlverdiente Erwiderung, indem er fortfuhr:

„Als ich in dem Hause, wo Negroni wohnt, eintrat und nach ihm fragte, erhielt ich sehr niederschlagende Aufschlüsse. Die Portiersfrau erzählte, daß mein Freund am fraglichen Abend zu Negroni gekommen sei. Während er noch dort verweilte, sei ein ihr unbekannter Herr mit seinem Diener — Beide sehr frappante Gestalten — gekommen und hätte, anscheinlich sehr pressirt, nach Herrn Negroni gefragt. Noch seien ihre Schritte, als sie die Treppe hinanstiegen, nicht verhallt gewesen, als die Frau gewahr ward, daß sich mehrere Männer, die ihr wie geheime Polizei-Agenten vorkamen, dicht vor der Hausthüre aufstellten. Sie hatte kaum Zeit, die Kunde ihrem Gatten mitzutheilen, als zwei jener Leute bei ihr eintraten. Sie fragten nach allen Ausgängen des Hauses und ließen sich die unscheinbarsten Bestandtheile desselben genau beschreiben, wie in der Voraussetzung, daß die von ihnen Gesuchten jede Spalte benutzen würden, um zu entschlüpfen. Hierauf befahlen sie dem Concierge und seiner

Frau, das Zimmer bis auf Weiteres nicht zu verlassen. Als sich die Agenten wieder entfernt hatten, trat eine lange Stille ein, doch hörte man immer von Zeit zu Zeit Jemanden im Hausgange auf- und abschleichen. Bald darauf erschien ein ganzes Häuflein von Männern, die, ohne das Geräusch zu scheuen, recht fest auftraten, hinter sich die Hausthüre absperrten und in die oberste Etage vordrangen. Von da ab nahm die nächtliche Haussuchung zwei volle Stunden in Anspruch. Umsonst versuchten der Portier und dessen Frau durch eine Oeffnung des Fensterladens und durch Horchen an der Thüre etwas zu erspähen. So viel nur war gewiß, daß zwei Fiakerwagen angefahren waren und, wahrscheinlich mit den Verhafteten besetzt, bald wieder den Rückweg angetreten hatten. Als sich endlich Alles entfernt hatte, meldete einer der zuletzt Zurückgebliebenen, daß der Portier jetzt die Hausthüre hinter ihnen schließen könne. Als dies geschehen, eilte der Mann zu Negroni's Wohnung hinauf, fand aber die zwei hinführenden Thüren zugesperrt und die Schlüssel abgezogen."

„Vor drei Tagen ist das passirt!" rief Jeschke. „Haben Sie seitdem weiter nichts über ihren Freund erfahren?"

„Nichts," gab Graumak traurig zur Antwort. „Ich kenne weder sein Gefängniß noch seine Schuld, eine Ahnung sagt mir aber, daß ich ihn wohl lange, lange nicht wiedersehen werde!"

„Ihr Freund," sprach der Baron, „muß doch ein solches Vorgehen gegen ihn leichtsinnig provocirt haben. Mein Grundsatz ist jetzt der, mich auf die strengste Defensive zurückzuziehen. Ich lebe wie ein Einsiedler, alle wichtigen Correspondenzen hab' ich verbrannt, man möge kommen — canit vacuus coram latrone viator!"

„Das kann Einer thun," sprach Graumak schneidig, „welcher mit seiner persönlichen Aufopferung dem Allgemeinen nichts nützt. Diejenigen aber werden in dem edelsten Andenken leben, welche zu der Zeit der größten Drangsale die gesunkene Nation mit ihrem muthigen Beispiele auffrischten."

In diesem Augenblicke erschallte aus der gegenüberliegenden Stube ein lautes Geräusch. Man hörte das Gepolter und Gelächter muthwillig herumspringender Kinder, von denen

eins eine Guitarre ergriffen zu haben schien und auf ihr unbarmherzig klimperte.

„Das ist bei unserem Stubennachbar," erklärte Jeschke, froh, der immer steigenden Reibung zwischen Grauwak und dem Baron eine Ableitung geben zu können.

„Der ist gewiß nicht zu Hause," sprach der Baron, sich erhebend, „sonst ließe er sein Instrument schwerlich so maltraitiren. Ich will nachsehen."

„Ein unausstehlicher Mensch!" sagte Grauwak, als er mit dem Kranken allein war. „Wenn ich gezwungen wäre, mit ihm zusammenzuwohnen, ich käme in Gefahr, zu wünschen, daß ihn die Polizei wirklich einmal einsteckte."

Da der Baron rasch wieder eintrat, begnügte sich Jeschke, mit einem Achselzucken zu antworten.

„Das ist nicht angenehm," bemerkte Grauwak zu dem Kranken, „einen Nachbar zu haben, der so viel lustige Kinder besitzt."

„Die Kinder sind nicht sein," erwiderte Jeschke, „es sind die Enkel der Hausfrau. Unser Nachbar ist ein großer Kinderfreund, Kinder merken gleich, wer sie lieb hat, und so kommen sie täglich herauf. Er spielt, er tobt mit ihnen, und singt ihnen was vor."

„Was ist Ihr Nachbar?" fragte Grauwak.

„Musiklehrer," gab Jeschke zur Antwort. „Italiener und, wie mir scheint, bei seiner Kunst mit Leib und Seele. Sein Name ist Battaglia."

„Battaglia!" rief Grauwak mit Erstaunen.

„Kennen Sie ihn?"

„Vom Sehen," war die Antwort. „Ich habe unlängst aus guter Quelle gehört, daß er Beziehungen zur Polizei hat. Ich weiß nicht, was daran ist, doch muß man es ad notam nehmen."

„Da ist Herr Battaglia," fuhr der Baron eifrig dazwischen, „arg verleumdet worden. Ueberhaupt — es fängt eine Manie des Mißtrauens und der Verdächtigung im Schooße der Flüchtlingsschaft, welche doch fest zusammenhalten sollte, zu grassiren an. Was Herrn Battaglia betrifft, so bürge ich für ihn, ich stehe, wie Jeschke bezeugen kann, auf dem besten

Fuße mit ihm, ja, ich kann sagen, daß es die einzige intime Freundschaft ist, welche ich in Paris angeknüpft habe."

„Ich beabsichtige nicht," sprach Graumak, „diesem Herrn zu nahe zu treten. Ich sage, was ich gehört. Um so besser, wenn es sich nicht bestätigen sollte. Aber in unserer Lage sind wir es einander schuldig, solche Winke nicht zu unterlassen."

„Ein Irrthum!" rief der Baron. „Es klingt gar zu lächerlich für Jemand, der Battaglia kennt! Er ist gerade ein solcher Politiker, wie eins der Kinder, die wir drüben klimpern hören. Ihn interessirt ein Lied, eine Arie mehr, als alle Staatsactionen. Was sagen Sie, Jeschke?"

„Ich habe ihn nur dann und wann gesprochen," erwiderte dieser. „Alles, was ich über ihn zu sagen weiß, ist leicht zusammengefaßt. Ein freundlicher Nachbar, ein solider Mensch, der sich kein Vergnügen gönnt, außer daß er manchmal, wenn es ihm seine Mittel gestatten, in die Oper geht."

„Theater geht ihm über Alles!" rief der Baron. „Es ist so drollig, Battaglia für einen Spion zu erklären, daß man es dem, der es behauptet, kaum übel nehmen kann. Da liegt zum mindesten eine Verwechselung vor. Ich kenne seine Antecedentien aus seinem eigenen Munde. Diese stille, tiefinnerliche, rein musikalische Natur! Es ist zum Todtlachen! Als Haydn, dessen Schüchternheit und Kindlichkeit bekannt ist, ein junger Mann war, muß er, wie ich mir vorstelle, mit meinem lieben Battaglia die größte Charakterähnlichkeit besessen haben. Rührend war mir, was er einmal, als er aus dem Theater heimkam, zu mir sagte — das malte den ganzen Menschen: Wäre ich doch, rief er, während sein Gesicht von künstlerischer Aufregung noch strahlte, der Logenschließer bei den Italienern, damit ich allabendlich solche Musik hörte! In diesem Zuge sehen Sie den ganzen Menschen, den geborenen Künstler!"

„Ich war ein einziges Mal in seinem Zimmer," sagte Jeschke. „Er nagelte eben einen Kupferstich mit kleinen Heftnägeln fest. Es war Pio Nono. Würde er, möchte ich zweifelnd fragen, das Bild des Papstes, der jetzt in der liberalen Welt so arg verschrieen ist, in der Stube aufhängen,

wenn er den Verdacht der Flüchtlinge irgendwie zu fürchten hätte?"

„Sonderbar," murmelte Grauwak nachdenklich.

„Da ist nichts sonderbar," rief der preußische Baron, aus Grauwak's Zweifeln unmittelbar Vortheil ziehend. „Diejenigen kommen mir sonderbar vor, die ein solches Gerücht erfinden oder voreilig verbreiten. Ich bringe täglich ein paar Stunden mit Battaglia zu und bin in der Lage, in sein Inneres zu schauen, da ich mir während eines stürmisch bewegten Lebens einige Weltkritik erworben haben dürfte."

In diesem Augenblicke hatte sich draußen die Thüre des vielbesprochenen Nachbars aufgethan. Man hörte ihn, wie er mit lauter Stimme die Kleinen verabschiedete, welche lärmend und polternd die Treppe hinabzueilen begannen.

Der Baron that die Thüre eiligst auf, entweder um Battaglia hereinzurufen oder zu ihm hinüberzugehen. Battaglia aber, diesen erblickend, entschuldigte sich, daß er ein paar Lieder abzuschreiben habe, und war verschwunden.

Grauwak hatte den Musiker durch die halbgeöffnete Thüre ein paar Secunden lang gesehen.

„Das ist er," sagte er, „mit dem blassen Gesicht, den ruhig brütenden Augen und dem schwarzen, straff emporsteigenden Haare."

Während dessen hatte sich bei Battaglia Folgendes ereignet:

Ein großer, einfach gekleideter Mann, von italienischem Typus und gelber Gesichtsfarbe, in den mittleren Jahren, war leise und vorsichtig eingetreten, worauf Battaglia, ohne mit ihm ein Wort gesprochen zu haben, die Kinder fortschickte. Erst als er, angeblich um Noten abzuschreiben, zurückgekehrt war und den Thürriegel vorgeschoben hatte, rief er:

„Sie wagen es, Artesini, hier in Paris zu erscheinen, der Sie nicht einmal in Turin sicher sind?"

„Ich bin schon den dritten Tag hier," gab Artesini zur Antwort, „freilich kann ich nicht sagen, daß ich mich eines gastfreundlichen Empfangs zu erfreuen hatte."

„Doch," rief Battaglia, ihn in großer Aufregung unterbrechend, „hat Sie Jemand zu mir gehen sehen? Das heißt,

sind Sie gewiß, daß man Ihnen nicht von Seiten der Polizei auf den Fersen ist?"

„Ich glaube nicht," sprach Artesini, „sonst wüßte ich nicht, warum man mich nicht schon seit heute Morgen aufgegriffen hätte."

„Nun," fragte Battaglia, „wo stecken Sie? Bei wem wohnen Sie?"

„Vorgestern bin ich angekommen," antwortete Artesini, „wie ich Ihnen gesagt. Die erste Nacht habe ich im Wagen unter dem Spritzleder in einer Remise, die ich nicht wiederfinden würde, verbracht; gestern habe ich mein Lager in einer trockenen Kalkgrube unter einem Baugerüst aufgeschlagen, und heute habe ich in einem exotischen Gebüsche im botanischen Garten geschlafen. Das wird auf die Dauer dem Teufel zu bunt, und ich wollte, ich könnte je eher je lieber in einem englischen oder nordamerikanischen Bette die Glieder ausstrecken."

„Brauchen Sie Geld?" fragte Battaglia.

„Weit weniger," sagte Artesini, „als bürgerliche Unbescholtenheit oder einen falschen Paß. Können Sie mir den schaffen?"

„Ich will sehen," gab Battaglia zur Antwort.

„Kann ich bei Ihnen bis Abends bleiben?" fragte Artesini.

„Auf keinen Fall," gab Battaglia zur Antwort. „Wollen Sie sich und mich ruiniren? Ich glaube, Sie muß Ihr Hals kitzeln, um länger hier bleiben zu wollen, als bis ich Ihnen den Paß verschafft habe. Das wird in einer bis zwei Stunden geschehen sein."

„Herzensjunge!" rief Artesini, den Nothhelfer enthusiastisch umarmend, mit seinem unverwüstlichen Galgenhumor. „Ein Paß ist etwas Herrliches! Einen Paß im Sacke kann man mit jedem Gensdarmen Brüderschaft trinken!"

„Ihr Alle, wie Ihr so seid," sprach Battaglia finster, mit Vorwurf, „begeht Tollheiten auf Tollheiten, welche nicht nur Euch verderblich werden, sondern auch allen Nachfolgern das Handwerk erschweren. Und doch ist Eure Tollheit noch kleiner als Eure Unkenntniß. Paris ist gegenwärtig ein ungeheures Spinnennetz. Die leiseste Berührung am äußersten Fadenende

kündigt Eure Gegenwart, wie mit einer Sturmglocke, bis in den Mittelpunkt hinauf. Daher sinken die großartigsten Unternehmungen meistens zu rein persönlichen Gefahren hinab, wie ich's an Ihnen, Artesini, jetzt erlebe, denn ich muß annehmen, daß Sie aus Paris forteilen, weil Ihre Minengänge entdeckt sind —"

„Das ist nicht unrichtig, was Sie mir sagen," erwiderte Artesini trocken. „Wie die Entdeckung möglich gewesen, ist ein Räthsel, mit welchem ich mir den Kopf umsonst zerbreche."

„Ebenso gewiß ist es," sprach Battaglia, „daß vor acht Tagen der hiesigen Polizei aus Turin telegraphirt worden ist, daß mehrere Passagiere Eurer Sorte hieherkommen würden. Sind Sie mit der Eisenbahn gereist?"

„Nur bis auf die vorletzte Station," gab Artesini zur Antwort, „nämlich ich und noch ein Reisegefährte, den Sie gewiß nicht kennen."

„Nach der vorerwähnten Anzeige," sagte Battaglia, „sind fünf Mann erwartet worden."

„Das stimmt gräßlich!" rief Artesini, „drei von uns sind mit einem späteren Zuge nachgefahren. Sie haben seltsame Verbindungen, Battaglia..." fügte er mit einem plötzlich erwachenden Mißtrauen hinzu.

„Die hat man nöthig," erwiderte Battaglia, ihm fest und ruhig in die Augen sehend.

„Man kann fast Angst vor Ihnen haben," sagte Artesini.

„Das wäre pure Nervenschwäche," bemerkte Battaglia kurz.

In Artesini war einmal der Zweifel gefahren. Er hielt einige Vorsicht für angemessen, ehe er auf dem Wege seiner unbefangenen Mittheilung, wie früher, weiterging. Er fragte daher:

„Sehen Sie oft Negroni?"

„Wenig," erwiderte Battaglia. „Dann und wann."

„Warum so selten?" fragte Artesini, von neuem Mißtrauen befallen.

„Ich bin gern mein eigener Herr," versetzte Battaglia. „Ist das kein hinreichender Grund, daß Sie mich so seltsam ansehen?"

„Ich weiß nicht," sprach Artesini. „Wenn ich wüßte, wo

er wohnt, würde ich vor meiner Abreise noch einen Streifzug zu ihm machen. Ich hätte es dringend nöthig. Kennen Sie seine Adresse?"

„Rue St. Jacques Nr. 12," sprach Battaglia. „Doch hüten Sie sich, den Gang zu thun. Seit einer Woche sind besondere Wachen vor seinem Hause aufgestellt. Ich höre, man will einen jungen Oesterreicher bei ihm abfassen."

„Teufel!" rief Artesini, sich auf einem Absatze umdrehend, „das ist also der verdammte Haken, an welchem wir hängen geblieben sind? Jetzt begreife ich Alles! Wissen Sie aber auch, daß dieser Oesterreicher inzwischen eingesteckt ist und Negroni mit ihm?"

„Ach!" rief Battaglia, unermeßlich erstaunt. „Kein Wort weiß ich, keine Silbe."

„Da können Sie über den Hergang etwas Näheres hören!" rief Artesini, dessen Verdacht sich wieder gelegt hatte, mit großer Lebhaftigkeit. „Als ich mit meinem Gefährten, dem eigentlichen Chef unserer Expedition, von der letzten Eisenbahnstation zu Fuß nach Paris eingetroffen war, begaben wir uns sofort zu Negroni, der leider von unserer Ankunft keine Ahnung hatte, noch nach den getroffenen Einrichtungen haben konnte. Nachdem wir uns erst auf langen Umwegen versichert hatten, daß Niemand uns folge, traten wir in sein Haus ein. Ich stak in einer Bedientenlivree. Im Hausgange bleiben wir im Dunklen in einer Ecke einen Augenblick lang stehen, um die vollste Gewißheit mit hinaufzunehmen, daß wir unbemerkt geblieben seien. Aber schon einige Momente später erkennen wir zu unserem größten Schrecken, daß wir in eine Falle gerathen sind. Auf der Straße, die früher wie ausgestorben war, erscheinen, wie aus Schlupfwinkeln herausgekrochen, mehrere Männer, die aus den verschiedensten Richtungen, wie auf Verabredung, auf die Hausthüre zugehen und uns den Rückweg absperren. Da bleibt uns nichts übrig, als hinaufzueilen, denn, wenn da noch Rath zu schaffen, konnte er nur von Negroni ausgehen —"

„Und hat man Euch in Turin so schlecht unterrichtet, daß Ihr nicht gewußt habt, Negroni's Wohnung in der Rue

St. Jacques sei nur für die Welt und die Polizei da, nicht aber, um Gäste wie Euch zu empfangen, zu beherbergen?"

„O, gewiß," sprach Artesini. „Doch das war nicht unser Unglück; der Oesterreicher, den ein teuflischer Zufall heraufgebracht, war die Ursache unseres Malheurs! Er hat die Blitze der Präfectur auf unsere Häupter herabgezogen! — Negroni war von unserer Ankunft und besonders von unserer Mittheilung ganz consternirt, und meinte, daß man unter diesen Umständen wehrlos zusehen müsse, wie sich das Unwetter über uns entladen werde. Ich und mein Reisegefährte Surio, den Negroni dem Oesterreicher als den Arzt Rosetti vorgestellt hatte, begaben uns in das Nebenzimmer, wo wir im Finstern durch das Fenster, das wir leise geöffnet, die Vorgänge des Feindes auf der Straße betrachteten. Es war keine Zeit zu verlieren. Schnell waren die Briefe, die wir an und für Negroni mitgebracht, dem Feuer übergeben. Ehe der letzte Funke verglommen, war die Teufelsbande schon in's Haus gedrungen und marschirte treppauf. Der einzige Versteck, der uns für diesen Fall angegeben worden, war der Kamin und das eiserne Fenstergesims. Ich wählte das letztere. Während ich eine Strickleiter, die ich immer bei mir führe, an einer Eisenstange befestige, höre ich den Commissär die Forderung an Negroni stellen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Obwohl der Erfolg einer Flucht höchst zweifelhaft war, fing ich mich herabzulassen an, denn was konnte mir daran liegen, ob ich oben am Fenster, oder unten auf dem Trottoir gepackt würde? Es ging wunderbar her! Der Himmel scheint mich offenbar noch für große Ereignisse aufsparen zu wollen — ich entkam!"

„Und Surio?" fragte Battaglia.

„Ich weiß nichts über ihn," war die Antwort. „Ist er entflohen, ist er gefangen, verschollen? Ich glaube das Allerschlimmste; er müßte sich denn im Kamin in Rauch verwandelt haben und in die Lüfte emporgestiegen sein!"

„Da habt Ihr Negroni recht in die Tinte geritten!" sagte Battaglia mit finsterem Stirnrunzeln, „doch — verplaudern wir nicht die Zeit! Sie müssen sich so schnell wie möglich aus

dem Staube machen, wenn Sie nicht mit Surio und vielleicht auch mit Negroni in Cayenne zusammentreffen wollen."

„Mir brennt der Boden unter den Sohlen," rief Artesini mit tragikomischer Grimasse.

„Ich schließe Sie hier ein," sagte Battaglia, zum Fortgehen bereit. „Längstens in zwei Stunden bin ich wieder da."

„Doch — glauben Sie mir," rief Artesini, „wie sehr ich mich auch nach einem Paß und nach dem Nebel Londons sehne, ich bliebe doch hier, wenn ich die Aussicht hätte, in den Besitz meines Gepäcks zu gelangen —"

„Sind Sie verrückt!" rief Battaglia, ihn anstarrend. „Ich kann und werde Sie auf keinen Fall beherbergen! Von dem Augenblick an, da ich Ihnen den Paß gebe, verleugne ich Sie, kenne Sie nicht, rede Sie nicht an, habe Sie nie gesprochen!"

„Wundern Sie sich nicht," sprach Artesini, „daß ich so rede! Kein Reisender läßt sein Gepäck gern im Stich! Wenn ich es hätte, wäre vielleicht mein Reisezweck noch nicht so ganz vereitelt . . ."

Er sprach den letzten Satz mit bedeutsamer Betonung, während sich der diabolisch-lächelnde Zug, der seinem Gesichte eigenthümlich war, in einen wilden, grimmigen Ausdruck verwandelte.

Battaglia sah ihn erst forschend und stutzig an, dann fragte er:

„Ihr Gepäck steht wohl auf dem Bahnhofe, nicht wahr?"

„Natürlich," erwiderte Artesini. „Es ist mir von Lyon einen Tag zuvor vorangegangen. Hier ist der Gepäckschein" — er zog einen fein zusammengerollten Papierstreifen aus der Westentasche hervor und reichte ihn seinem Landsmanne.

„Hm!" murmelte dieser, während er das Zettelchen entrollte und glättete.

Artesini sah schweigend und lauernd zu.

Nachdem es Battaglia betrachtet hatte, sagte er:

„Hundert und vierzig Pfund schwer! Hm! hm! Sie müssen lauter eiserne Hemden darin haben!"

Artesini lachte.

„Sie verlangen wohl, daß ich es hole oder holen

lasse? Nicht?" fragte Battaglia mit dem Schein der Unbefangenheit.

„Wenn das ginge!" erwiderte Artesini. „Möglich, daß es wirklich geht, denn dieser Gepäckschein sieht so aus wie alle anderen, mit welchen auf dem Bahnamte alle möglichen Passagiergüter eingelöst werden. Wenn da die Polizei schon etwas gerochen hätte, dann müßte sie eben, was gar nicht auszuführen, tagtäglich jedes Stück erbrechen und jeden Koffer durchsuchen, oder sie müßte Augen haben, welche durch Büffelleder und Bretterwände sehen."

„Die hat sie beinahe," gab Battaglia zur Antwort. „Sollte ich vielleicht den Versuch machen?" sagte er mit einigem Zögern.

„Das klingt lockend," rief Artesini mit aufleuchtenden Augen, „aber," fügte er, sich in die Haare fahrend, hinzu, „der Bote kehrt nie wieder, wenn der Gang mißlingt! Des Versuchs wäre es werth, aber ich kann Sie in die Gefahr nicht stürzen, ohne Ihnen zuvor genau beschrieben zu haben, wie eigentlich meine Garderobe aussieht..."

„Das ist Ihr Glück!" rief Battaglia, seine Verstellung mit einem Male abschüttelnd, wie erleichtert, „Sie hätten einen Todfeind an mir, wenn Sie mich ohne Weiteres auf die Eisenbahn geschickt hätten! Ich vermuthe, ich weiß Alles. Es handelt sich um eine Höllenmaschine."

„Natürlich! Nichts ist einfacher!" rief Artesini. „Ich werde doch nicht wegen Cravatten oder Strümpfen in Paris aushalten wollen!"

„Dann machen Sie, daß Sie fortkommen," sprach Battaglia, „denn die Maschine ist mit Beschlag belegt."

„Da muß man vor der Polizei Respect haben!" rief Artesini, vor Betroffenheit erbleichend. „Ist es denkbar?"

„Verlassen Sie sich darauf!" fuhr Battaglia fort. „Sie ist in Lyon als Frachtgut aufgegeben worden —"

„Wäre der Absender nicht am Ende irgend ein unbekannter Concurrent von mir?" fragte Artesini zweifelnd, wie Einer, der sich halb schon in den Verlust ergiebt. „Wiewohl Höllenmaschinen kein so alltäglicher, frequenter Handelsartikel

geworden sein können, würde ich doch noch fragen, ob Sie keine nähere Angabe zu machen haben?"

„Eine mittelgroße Kiste," sagte Battaglia, „mit ein paar lateinischen Anfangsbuchstaben gezeichnet, ein geringfügiger Werthansatz, der Inhalt Küchengeräth —"

„O, es ist die meinige! Und dieses Meisterstück von einer Bombe, bestimmt, ganz Europa das Signal seiner Befreiung zuzudonnern, wird nun in einer gerichtlichen Aufbewahrungskammer von Rost zerfressen werden! Ist es nicht tragisch? Entsetzlich? Soll denn die Freiheit der Nationen nie wieder ihr Trauergewand ablegen? Wenn die hundert Läufe auf den verfehmten Kopf des erbärmlichen Bonaparte losgegangen wären, hätten sich alle Gefängnisse geöffnet, Väter und Mütter hätten ihre Söhne, verhungernde Kinder ihre Väter wiedergehabt! Aber der Himmel mag das Blut unserer Tyrannen nicht sehen und ist dagegen unersättlich nach Märtyrern — es ist ein Jammer! Ein Jammer!"

Battaglia hatte mit gesenkten Augen dagestanden. Die vernommenen Worte hatten einen sichtlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Plötzlich sah er mit funkelnden Augen empor, eine fast convulsivische Bewegung zerriß die habituelle Apathie auf seinem blassen Gesichte. Er wollte heftig zu reden anfangen, aber der Affect selbst schluckte die Worte, ehe er sie hervorgestoßen, wieder zurück.

„Sie kriegen den Paß!" brummte er endlich mit Hast und stürzte, den Gepäckschein, den er noch immer in der Hand gehalten, auf den Tisch hinwerfend, hinaus.

Während er die Thür mit dem Schlüssel schloß, war der Baron von Ueffenfels hervorgetreten.

„Guten Morgen, lieber Freund!" redete er Battaglia an. „Haben Sie die beiden Lieder abgeschrieben?"

„Soeben!" murmelte Battaglia, dem der Preuße überaus ungelegen gekommen war. „Sobald ich sie einstudirt, werde ich eine öffentliche Vorstellung veranstalten. Wenn ich nur einiges Glück habe, werde ich mir an einem einzigen Abend einen Namen in Paris, ja in der ganzen Welt gemacht haben."

Er eilte davon.

„Er ist ein Künstler durch und durch," sagte der Baron, als er wieder zu Jeschke zurückgekommen. „Er hat zwei Lieder abgeschrieben und ist von ihnen so begeistert, daß er mir wie ein ganz anderer Mensch vorkam. Es ist doch eine leicht erregbare, kunstenthusiastische Nation, diese Italiener!"

Zwölftes Kapitel.

Wie Herzen auseinander gehen.

„Schöne Geschichten! Schöne Geschichten!" rief Graf Thieboldsegg in höchster Aufregung, ohne sein heftiges Auf- und Abgehen zu unterbrechen, als plötzlich Frau von Greifenstein eingetreten war.

„Sie machen mir bange!" rief Leonie, sich setzend, die Blicke mit unruhvoller Spannung auf den Grafen heftend.

„Morgen früh verlasse ich Paris," fuhr der Graf fort, „das ist das einzige Mittel, um meine Tochter vor diesem diabolischen Demokraten zu retten!"

„Mein Gott," fiel ihm Leonie in die Rede, „woher dieser Abfall von Ihren neulichen Entschlüssen?"

„Ich war ein Optimist," gab der Graf verdrießlich zur Antwort. „Ich hatte geglaubt, mit einigen kleinen Polizeimaßregeln den verbotenen Weg bewachen und absperren zu können, auf welchem Verliebte ihr Treiben aufnehmen. Ich habe mich einer großartigen Täuschung hingegeben, einer Täuschung, die bei meinem Alter und meinem Berufe doppelt lächerlich ist!... Bruno Haldenried ist ja schon seit zwei Tagen wieder auf freiem Fuße..."

„Was Sie da sagen!" rief Leonie in höchster Ueberraschung, im tiefsten Grunde ihres Herzens voll Freude darüber. „Und die Uebrigen?"

„Die kümmern mich nicht! Aber dieser Bruno! Es ist mir ein Räthsel, daß sich die Pariser Polizei mit seiner Frei-

lassung so beeilt hat, selbst wenn, was nun anzunehmen, der ganze Knäul von Clubmännern ungefährlich ist und nur die tolle Schwarzseherei der Denuncianten sie so grell gemalt hat. Burda und Genossen sind im Grunde nichts als bissige Hunde und hungrige Esel! Es ist ein wahrer Jammer, daß man zur Spionage, die doch ein Staatsbedürfniß ist, keinen ordentlichen Menschen auftreiben kann! Das ganze Publikum würde auch dabei besser wegkommen. Immer muß man in die Hefe der Lumpen und Nichtswisser hineingreifen! Ich habe im vorliegenden Falle elenden Mäulern ein gläubiges Ohr geliehen. Ich habe mich darauf verlassen, daß die Haft dieser Leute doch bis an die mäßige Frist reichen werde, die ich für meinen hiesigen Aufenthalt noch nöthig gehabt hätte. Unter dieser Voraussetzung war nichts natürlicher, als meiner Tochter zu gestatten, sich hier frei zu bewegen. Ich zählte darauf, daß sie sich die tolle Alfanzerei aus dem Sinne schlagen und bald wieder die ihres Ranges würdige Besonnenheit erlangt haben werde. Auch darin habe ich mich getäuscht, wie Sie."

„Wie?" fuhr Leonie lebhaft empor, „hätte sie Bruno irgendwo gesehen, gesprochen?"

„Leider, leider!" rief der Graf, der den Ton der Eifersucht, in welchem Leonie gesprochen, für den unangenehm überraschter Theilnahme an seiner Sache hielt. „Sie haben sich gesprochen, über eine Stunde lang gesprochen!"

„Wo doch?" fragte Leonie, ganz aufgestachelt.

„Im Louvre," gab der Graf zur Antwort, „in der Rubensgallerie, unter Oberaufsicht der saubern Hassenfeld."

Leonie erbleichte, die entgegengesetztesten Affecte durchfuhren ihr Inneres, so daß sie unfähig war, ein Wort hervorzubringen.

„Warum wenden Sie sich weg?" fragte der Graf.

„Dennoch scheint mir," sprach Leonie mit gesammelter Fassung, „daß das Gewicht, das wir auf diesen Umstand zu legen haben, davon abhängt, ob die Begegnung die Folge einer Verabredung oder eines Zufalls war."

„Es war Verabredung!" rief der Graf. „Nichts ist klarer, nichts trostloser!"

„Wie wissen Sie das?“ fragte Leonie, die natürlich nur aus eigenem Interesse diese Frage so wichtig nahm.

„Burda,“ gab der Graf zur Antwort, „dem ich diese Nachricht verdanke, hat den Hergang so erzählt: Er war gerade aus den Arcaden der Rue Rivoli herausgetreten, als er Bruno Haldenried auf der jenseitigen Straße am Durchgange der Tuilerien dahineilen sah. Er folgte ihm von ferne und verlor ihn nicht mehr aus den Augen. Er sah ihn in den Louvre eintreten, die Treppe hinaufgehen und in den Sälen Jemanden suchend umherirren, bis endlich die Gesuchten in der Rubensgallerie gefunden waren und ihm von Weitem entgegenflogen. Leonie —“ hier veränderte sich der Ton seiner Stimme, Wehmuth und Grimm klangen zugleich heraus — „es thut sehr weh, das von seiner Tochter zu hören! So sich zu vergessen — den Rang, die weibliche Ehre so auf's Spiel zu setzen! — Wer hätte das von einem Mädchen erwartet, das immer wie das Musterbild der Sittsamkeit und der ungetrübte Spiegel der Jungfräulichkeit war — — —“

Er brach tiefbewegt ab und setzte sich, das Gesicht mit der Hand bedeckend.

„Seltsam, seltsam!“ murmelte Leonie zerstreut, während ihre Gedanken auf die Beziehungen des Vorfalls, der ihre eigenen Hoffnungen und Wünsche störte, mit schwerer Sorge gerichtet waren.

„Sie hat das von ihrer Mutter geerbt,“ sagte der Graf, sich erhebend. „Es ist dieselbe Gefühlsromantik wie bei meiner verstorbenen Frau. Ich habe mit ihr in bester Ehe gelebt, doch hat sie ihrer ersten Liebe nie vergessen. Sie hat noch auf dem Sterbebette Cornelia geherzt und geküßt, hat von mir weinend Abschied genommen, dabei aber auch einen Gruß an ihren süßen Edmund geschickt; das steckt im Blute —“ er brach wieder ab und fuhr sich über die Augen.

„Es gehört eine außerordentliche Selbstbeherrschung dazu,“ ergriff Leonie das Wort „bei diesem Stande der Sache vor ihrer Tochter den unwissenden, den getäuschten Vater zu spielen!“

„Nicht so viel,“ gab der Graf hastig zur Antwort, „als Sie denken. Was kann bei einem Auftritt, wenn ich Cor-

nelia zur Rede stelle, herauskommen? Nichts, als daß ich ihrem Geständniß, das sich nicht herauswagt, die Bahn breche und, da aus der Sache nie und nie etwas werden kann, den Bruch zwischen Vater und Tochter beschleunige! Ich habe sie so lieb, und erst an dem Schmerze, den mir ihre Verirrung verursacht, sehe ich, wie sehr sie mir an's Herz gewachsen. Sie ist mein einziges Kind —"

„Ich begreife," sagte Leonie leise und konnte nicht ohne Ueberraschung und Ergriffenheit den für gefühllos gehaltenen, schlangenkalten Diplomaten ansehen, der unter dem glatten Schuppenpanzer die einzige verwundbare Stelle, ein tiefes, zärtliches Vaterherz, zeigte.

Es entstand eine Pause. Der Graf hatte im tiefsten Nachdenken dagestanden, endlich sagte er:

„Nein, Krieg soll es zwischen mir und meiner Tochter nicht geben! Gewalt kann nichts ausrichten. Ich werde fortfahren, das Geheimniß ihrer Liebelei zu ignoriren und, wenn sie mir sogar mit deren Enthüllung zuvorkommen sollte, mir die Ohren zuhalten. Zeit und Entziehung jeder Gelegenheit können allein wirken. Ich werde daher auf's Schnellste nach Oesterreich zurückreisen und diesem unglückseligen Menschen, der in meine Kreise so störend hereintritt, diesmal noch ausweichen ... Sie sagen mir, Leonie, daß er alle Rückkehrgedanken aufgegeben. Befestigen Sie ihn in seinem Entschlusse, warnen Sie ihn vor der Gefahr der Heimkehr. Sie dürfen es, denn ich würde mit ihm, wenn er mir je wieder in den Weg kommen sollte, kein Erbarmen haben!"

„Daß er nicht heimkehrt, dafür will ich sorgen," erwiderte Leonie, sich an die letzte Hoffnung klammernd, Bruno ihrem Herzen zu erhalten. „Ich gehe, von diesen Nachrichten tiefverstimmt, wieder nach Hause. Doch über alles dies habe ich die Frage, mit der ich kam, ganz vergessen. Ich wollte fragen, ob Cornelia schon von Versailles zurück ist?"

„Warum?" fragte der Graf unruhig. „Hat die Frage einen besondern Zweck?"

„Nein," gab Leonie zur Antwort. „Sie ist ganz harmloser Natur. Es handelt sich nur darum, daß ich den

heutigen Abend außer dem Hause verbringe. Wollen Sie das Cornelia sagen, falls sie nach ihrer Rückkunft mich noch besuchen wollte."

„Gut, gut," sagte der Graf erleichtert.

„Sie wird doch," rief Leonie in einem unvermutheten Anfall von Eifersucht, „nicht wieder in Versailles mit Bruno Haldenried zusammentreffen? Sind Sie dessen sicher?"

„Sie ist in guten Händen," gab der Graf zur Antwort, „im Uebrigen sind alle möglichen Präventivmaßregeln getroffen. Burda war seit heute Morgen auf den Beinen und hat Haldenried erst vor einer Stunde in einem Café gesprochen. So unvorsichtig wie in den ersten Tagen meines Hierseins bin ich nicht mehr."

„Wann wollen Sie abreisen?" fragte Leonie im Abgehen.

„Wenn es irgend geht, im Laufe des morgigen Tages," war die Antwort. „So ist's am besten. Wir werden uns jedenfalls bis dahin noch sehen."

„Das ist auch durchaus nöthig," erwiderte Leonie. „Ich habe noch tausend Dinge mit Ihnen abzumachen."

Sie entfernte sich, ohne daß die Sorgen, die ihr Gemüth von allen Seiten umlagerten, ihren Glauben an den Sieg ihrer Liebe zu erschüttern vermocht hätten. Ein glühendes Frauenherz ist hoffnungsreich, und steht ihm Geist zur Seite, so nimmt es selbst wirkliche Gefahren leicht, wie wenn das Bewußtsein der Mittel, über welche es verfügt, auch schon den Erfolg beherrschen könnte.

Als Leonie nach Hause gekommen war, trat ihr die Tante, die alte Vicomtesse, mit den Worten entgegen:

„Herr Haldenried war hier."

Von der Nachricht freudig durchzuckt, fiel ihr Leonie in die Rede:

„Wann war er hier?" fragte sie. „Kommt er noch heute Abend?"

„Er kommt nicht mehr," antwortete die Vicomtesse. „Er sagte, daß ihm seine Zeit zu seinem Bedauern nicht mehr gestatte, Dir noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Er reist nach Oesterreich zurück."

„Er reist — zurück?" rief Leonie. Alles Uebrige erstarrte

ihr auf den Lippen, sie eilte aus dem Zimmer hinaus in ihr Boudoir.

Auf das Sopha hingeworfen, das bleiche Antlitz auf die Hand gestützt, betrachtete sie die Situation, welche mit einem Schlage ein verändertes, für sie ganz trostloses Aussehen bekommen hatte. Ihre vor Kurzem noch so stolzen Hoffnungen lagen in Scherben zertrümmert zu ihren Füßen und alle Pläne, die sie mit Thieboldsegg geschmiedet, waren wie durch eine Contremine in die Luft gesprengt. Bruno war dem Kreise ihrer Anziehung entrückt, war für sie verloren und dieser Verlust durch die Gewißheit auf's Grausamste geschärft, daß sie zu Gunsten eines andern Weibes verschmäht, verlassen, gedemüthigt werde.

Es war ein gräßlicher Moment ... Die herbste Enttäuschung, Liebesschmerz, gekränkter Stolz, Eifersucht kämpften in ihrem Innern wild durcheinander, und jedes dieser verschiedenartigen Gefühle beanspruchte eine Zeit lang das am schwersten und schmerzlichsten verwundete zu sein.

In höchster Aufregung sprang sie endlich empor und rief: „Er reist wirklich! Ich durchschaue jetzt Alles mit entsetzlicher Klarheit. Sie lieben sich, ihr Bund ist fester als je und diese Abreise erfolgt auf gemeinschaftliche Verabredung. O, wenn ich ihn noch gesprochen hätte! Wenn ich ihn jetzt noch sprechen könnte! Ich habe Gewalt über ihn gehabt und würde sie wiederfinden, wenn er nur vor mir stände! Ich habe diese Gewalt nur verloren, weil er sich mir so lange entzogen hatte! Ich will ihn noch sprechen, muß ihn sprechen!"

Sie klingelte heftig.

Ein Diener trat ein.

„Gehen Sie schnell — Rue Castiglione —" sprach sie hastig. „Doch nein, warten Sie, bis ich rufe. Ich will Ihnen einen Brief mitgeben!"

Als sich der Diener zurückgezogen hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch und fing zu schreiben an.

Länger als eine Stunde saß sie da, ohne zu Ende zu kommen. Sie hatte einen Brief nach dem andern aufgesetzt und keiner hatte ihren Beifall gefunden. Der eine war zu matt oder zu kurz, der andere zu lang und doch nichtssagend,

und allen zusammen fehlte die Kraft, die Gluth, die Beredsamkeit, die sie ihnen einzuhauchen gesucht hatte, um den beabsichtigten Zweck mit demselben ungestümen Drang, den sie selbst fühlte, zu erzwingen.

Doch je länger sie sich damit beschäftigte, desto wirkungsloser waren ihrem Urtheile nach die Ergebnisse ihrer Feder ausgefallen. Keiner unter allen Briefen erfüllte die hohen Anforderungen, welche sie an die Wirkungen desselben gestellt, wahrscheinlich darum nicht, weil ihr trotz der aufgestachelten, um jeden Preis festgehaltenen Hoffnung das innere Vertrauen auf einen guten Ausgang mangelte.

Sie knitterte endlich die zahlreichen Blätter, welche sie mit unvollständigen Entwürfen bedeckt hatte, mit einem wilden Griffe ihrer beiden Hände zusammen und warf sie verächtlich in eine Schublade hinein, worauf sie aufsprang und bald rastlos vor sich hinstarrte, bald neu durchzuckt auf den gewaltsamsten Auswegen durchzukommen hoffte, bald nur, von ihrer Eifersucht und Racheluſt berathen, daran dachte, ein gleiches Leid, wie sie es jetzt empfand, den Urhebern desselben zu bereiten.

Aber allen diesen Stimmungen, welche freilich eine augenblickliche Betäubung boten, fehlte die endgültige Befriedigung, auf welche ihr liebewundes Herz mit immer lauterem Rufen bestand. Die großartigste Rache war freilich die: die Rivalin zu verdrängen, und der größte Triumph: den abgefallenen Liebhaber auf's Neue und in noch festere Bande zu schlagen. Als dieser Gedanke in Leonie's Kopfe aufgestiegen und Platz gegriffen, klammerte sie sich an ihn an, und ihr Stolz redete ihr ein, daß es nicht unmöglich sei, ihre Nebenbuhlerin jetzt noch aus dem Felde zu schlagen, da sie sich doch ebenbürtiger Schönheit und geistiger Ueberlegenheit bewußt war. Es galt einen Versuch, und sie wäre vor dem Aeußersten nicht zurückgeschreckt.

Im Fluge hatte sie den Hut aufgesetzt, den pelzverbrämten Mantel umgeworfen und war zur Thüre hinausgetreten.

Die Sitte des Landes, in dem sie war, richtet nicht zu streng über Besuche, welche Frauen unverheiratheten Männern, wenn sie zu den Freunden und genauen Bekannten zählen,

unter gewissen Umständen abstatten. Leonie hätte aber bei ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung auch in der prüdesten Stadt der Welt den Muth gefunden, Bruno in seiner Wohnung aufzusuchen. Der Drang ihres Anliegens und die Kürze der Frist, die wenigen gezählten Stunden seines Aufenthaltes in Paris, hätten schon ohnehin Alles entschuldigen müssen.

Es war ein nebliger Wintertag, die Abenddämmerung war sehr früh eingetreten und begünstigte den heimlichen Schritt, zu welchem sich die verzweifelte Frau entschlossen hatte.

Im Hause 8, Rue Castiglione, eingetreten, nahm sie es für ein glückliches Anzeichen, daß Bruno, der Aussage des Concierge zufolge, zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu Hause war. Von neuem Muthe befeuert, flog sie die Treppe hinan und gelangte, vor Aufregung und Eile außer Athem, an die Thüre, welche sie suchte.

Ohne auf die Worte, welche Bruno's Diener zu ihr gesprochen, zu achten oder zu hören, trat sie mit ungestüm klopfendem Herzen ein.

Bruno stand an der damastenen Portière, welche den Eingang in das anstoßende Zimmer schloß und verhüllte. Er stand da, wie wenn er eben hervorgetreten und, von dem Besuche auf's Höchste überrascht und von einem unangenehmen Erstaunen erfaßt, stehen geblieben wäre.

Leonie blieb gleichfalls, von dem abstoßenden Empfang, den sie auf Bruno's Gesicht las, tiefbetroffen, an der Thüre stehen.

„Hältst Du," fragte sie, „nicht einmal mehr ein bischen Verstellung für nöthig, um mir für den gewagten Schritt, den ich thue, zu danken? Wie siehst Du mich an? Ich könnte vor Reue, daß ich gekommen, zu Boden sinken, wenn nicht das Unglück mir noch entsetzlicher wäre, Dich vor Deiner Abreise nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu sprechen!"

Sie trat auf Bruno, der ihr ein paar Schritte entgegengekommen war, heftig zu und reichte ihm die Hand.

Bruno erwiderte den Händedruck zögernd und kalt, indem er sagte:

„Deine Hand sollte ich nicht mehr drücken!"

„Das sagst Du so trocken?“ rief Leonie frappirt.

„Leider muß ich's sagen,“ erwiderte Bruno frostig, indem er ihr einen Sitz anwies. „Ich bedauere auf's Tiefste, daß ich noch mit Dir zusammentreffen muß. Ich habe Dein Haus seit Wochen gänzlich gemieden und Dir meinen Abschiedsbesuch heute um eine Stunde gemacht, um welche ich Dich nicht zu Hause finden konnte. Ich sehe, daß Du dies beredte Ausbleiben mißverstanden und meinen Besuch höher als eine Formalität geschätzt hast, zu welcher mich vorzüglich die Rücksicht auf Deine Tante bestimmt hat.“

„Nicht weiter!“ fiel ihm Leonie wild, mit zornbelebten Zügen in's Wort. „Hast Du das einmal gethan, so solltest Du es mir doch nicht so dürr herauszusagen wagen! Denn wahrlich, meine Freundschaft hat es nicht verdient — von meinem Herzen will ich nicht sprechen —“ Sie senkte die Augen, der Ausdruck des Zornes war vom Schmerz durchbrochen, welcher sich in ihren langbeschatteten, tiefschwärmerischen Augen spiegelte.

Diese Augen verfehlten ihren Eindruck auf Bruno nicht; sie hatten früher viel Gewalt über ihn gehabt, dennoch konnten sie ihn jetzt nur zu einer größeren Schonung und Rücksicht bestimmen.

„Leonie,“ sprach er sanft und eindringlich, doch mit einer seltsamen Ruhelosigkeit, „ich hätte Dir viele und schwere Vorwürfe zu machen. Ich bedauere meine Rücksichtslosigkeit von vorhin. Ich sehe ein, daß Schweigen und rasches, muthiges Abbrechen vorzuziehen gewesen wäre. Ich reise nach Oesterreich zurück —“

„Ich folge,“ rief Leonie leidenschaftlich, „ich reise mit Dir —“

„Davon kann keine Rede sein!“ gab Bruno frostig zur Antwort.

„Ich wage Alles!“ rief Leonie exaltirt.

„Thue nichts für mich mehr!“ versetzte Bruno. „Unsere Wege sind geschieden, sie wären es auch,“ fügte er, einen entschiedenen Ton anschlagend, hinzu, „wenn ich in Paris bliebe.“

„Ha, was ist das!“ rief Leonie auffahrend. „Welchen

Grund kannst Du haben, so mit mir zu reden? Bist Du mir denn gar keine Erklärung schuldig?"

„Leonie," versetzte Bruno mit großer Ungeduld, „verlängern, verewigen wir nicht durch überflüssige Auseinandersetzungen einen Auftritt, der Dich beleidigen muß und dem ich so gerne ausgewichen wäre! Spielen wird keine Comödie mit Fragen und Worten! Ich halte von Deiner Klugheit zu viel, als daß ich nicht überzeugt sein sollte, Du verstündest mich; Du aber solltest auch meine Klugheit nicht gar so gering anschlagen. Du weißt Alles, Du durchschauest die ganze Situation. Du bist in das, was Du weißt, nicht auf rechtmäßigem Wege eingeweiht worden, das ist einer meiner Hauptvorwürfe; doch ich habe, wie schon gesagt, keine Lust, Strafpredigten, am wenigsten unnütze, zu halten und ich bitte Dich hier — meine Hand zum ewigen Abschied zu nehmen."

Er bot ihr die Hand.

„Unter dieser Bedingung nehme ich Deine Hand nicht," sagte Leonie, sich abwendend, um die heftige Bewegung zu verbergen, in welche sie durch die eben gehörte Anspielung auf Bruno's Verhältniß zu Cornelia gerathen war. Ein stachelnder Drang, den Gegenstand, zum ersten Male, zur Sprache zu bringen, stieg in ihr auf, wurde aber von dem raschen Winke ihres klugen Geistes im Nu erdrückt.

Bruno errieth halb und halb, was eben in ihr vorging, und ihm war selbst am meisten daran gelegen, dieses Thema nicht zur Erörterung kommen zu lassen. Er bereute sogar, daß ihm diese Aeußerung entschlüpft war, in welcher trotz der dunkeln Fassung das Geständniß seines Herzens lag.

„Leonie," sagte er, in der Absicht abzulenken, einen Schritt über die Grenzen seiner Rücksichten hinausgehend, „uns trennt ein Abgrund! Du weißt, daß ich für die großen Ideen, welche die neue Zeit bewegen, Leib und Gut geopfert und noch immer zu opfern bereit wäre. Mein Herz vermag nicht mehr mit Dir im Einklang zu leben, seit es die Erfahrung gemacht, daß Du im Lager meiner politischen Gegner stehst. Dem Zug Deiner Natur und Bildung nach sollte man das nicht voraussetzen, nicht erwarten. Eine Abirrung, durch den unerbittlichen Zwang der Verhältnisse herbeigeführt, liegt

nicht einmal vor. Es ist nur Berechnung, welche unangenehm abstößt, ein intriguantes Doppelspiel darin, welchem Muth und Offenheit gebricht. Du trägst eine liberale Parteifarbe zur Schau, während Du heimlich und im Finstern Deinen Gesinnungsgenossen nachstellst" — —

„Glaubst Du das Märchen," entgegnete Leonie, auf's Tiefste getroffen, den Mund zum Lächeln verziehend, während ihr Herz von einem tödtlichen Stiche blutete, „daß ich eine Agentin spiele, eine Spionin?" und fuhr nach einer Weile, da Bruno beharrlich schwieg, weiter fort: „Du glaubst es! Wenn Liebe erkaltet, erlischt auch der Glaube. Ist es so weit gekommen, daß Du Dich offen auf die Seite meiner Verleumder stellst?"

„Ich habe Beweise," versetzte Bruno ganz trocken.

Leonie blickte ihn mit großen, verwunderten Augen an, ihre Blicke prallten gleichsam an ihn an, ehe sie mit der Miene und im Tone einer unschuldig Leidenden erwiderte:

„Hast Du es nöthig, Deine Untreue auf eine Weise zu motiviren, welche mich so tief degradirt? Wem habe ich nachgestellt und wen schon verrathen? Siehe zu, daß Du Dich nicht arg in Denjenigen täuschest, welche Dich vor mir warnen!"

Sie schloß mit zitternder Stimme.

Bruno fühlte sein Herz weich werden. Wenn sein Vorwurf begründet war, so hatte die schöne Verrätherin an dem Zauber ihrer Augen mit dem so sehnsüchtigen, treuen Ausdrucke einen mächtigen Fürsprecher.

„Wenn ich eine Verrätherin bin," hob Leonie plötzlich an, „so habe ich nur meine Pflicht verrathen! Bezichtige mich dessen, wenn Du kannst!"

Sie senkte den schönen Kopf, taumelte ein paar Schritte bis an die Portière, wo sie sich an die Wand lehnte, um einen Thränenstrom zu entladen, dessen Hervorbrechen ein nicht zu unterdrückendes Schluchzen begleitete.

„Liebste Leonie," rief Bruno gerührt, mit gedämpfter, sanfter Stimme, „verlängern wir nicht die heutige Zusammenkunft. Ende Deine eigene Qual, damit ich mir und

Dir nicht länger als Dein Peiniger erscheine! Komm, komm, ich führe Dich nach Hause."

„Ach, Bruno!" rief Leonie mit heftigster Leidenschaft, während sie sich rasch umwandte und ihn mit überwältigender Kraft in die Arme faßte.

Ein Geräusch, ein Laut drang in diesem Augenblick aus dem Nebenzimmer, zu welchem die Portière führte, herüber.

Leonie hatte blitzschnell Bruno losgelassen und hob die Portière in die Höhe, worauf sie diese wie erstarrt fallen ließ und Bruno mit wild rollenden Augen anblickte . . .

Sie hatte beim Scheine einer zweiten Lampe, die im andern Zimmer brannte, Cornelia, das Gesicht an Frau Hassenfeld's Brust verbergend, am Kamin stehen sehen.

„Wer ist der Verräther?" sagte sie ohne Rücksichtsnahme, daß sie gehört werde, mit lauter Stimme. „Ist das mein Lohn? Konntest Du mich nicht fortschicken und mir diese entsetzliche Demüthigung ersparen?"

„Verhängnißvoller Zufall!" murmelte Bruno, der ganz bleich geworden war.

„Zufall war mein Erscheinen," erwiderte Leonie heftig. „Gottlob, daß Du wenigstens nicht sagst, ich sei gekommen, Dein Rendezvous zu stören. Doch! fast wollte ich, Du hättest das Messer im Herzen, das jetzt da, in dem meinigen sitzt!" Sie griff krampfhaft an ihre Brust. „Bist Du ein Mann? Konntest Du mich so mit Füßen treten? Meine Thränen vor Zeugen zu profaniren? O warum kann der jetzige Moment nicht der letzte meines Lebens sein, meine letzte, letzte Stunde!"

Sie schlug die Hände verzweiflungsvoll zusammen.

„Hab' ich Dich hieher gerufen?" antwortete Bruno ruhig und maßvoll, wie sehr er sich auch durch Leonie's Auftreten herausgefordert fühlte. „Habe ich Dich hier zurückgehalten? Habe ich Dich willkommen geheißen? Wäre nicht Dir allein die Schuld beizumessen, dieses peinvolle Zusammentreffen veranlaßt zu haben, so müßte ich darin nur eine Ausgleichung, die das Schicksal selbst übernimmt, erblicken, um von Deiner Furcht zu erlangen, was Dein Edelmuth versagt: daß Du

nämlich Cornelia's Geheimniß um den Preis schont, daß das Deinige geschont bleibe."

„Sieh da," rief Leonie höhnisch. „Du vergissest selbst im Affect dieses Augenblickes nicht, auf den Unfall, der mich trifft, zu speculiren! Doch höre Eins:" Ihre Blicke fixirten Bruno finster, ihr ganzer Zorn wallte auf. „Ich wollte, daß ich Dich schon so verachten könnte, wie ich Dich heute noch hassen muß. Dir die Demüthigung zu verzeihen, daß mich die triumphirende Rivalin zu Deinen Füßen gesehen, das zu verzeihen — zu vergessen — dazu gehört ein großes Herz, ein Edelmuth, so groß, wie die Brutalität, welcher Du mich ausgesetzt hast!"

Sie trat an die Thüre des Nebenzimmers und rief, den Kopf unter der erhobenen Portière hervorstreckend, Cornelia, die leichenbleich an Frau Haßenfeld's Seite stand, zu:

„Heuchlerin! Das Ableugnen Deiner Liebschaft ist Dir und mir schlecht bekommen! Nur triumphire nicht im Stillen über mich! Erinnere Dich, daß die Hand des Mannes, der mich heute vor Dir mißhandelt, meine Wangen vor Kurzem noch eben so schmeichlerisch gestreichelt, als wenige Minuten vor meinem Erscheinen die Deinigen!"

Sie schoß, einen funkelnden Zornblick auf Bruno schleudernd, mit fieberisch gerötheten Gesichte zur Thüre hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Was sich mit dem gefangenen Negroni ereignet.

Der dritte Tag seit Bruno Haldenried's Freilassung neigte sich schon zu seinem Ende. Die feuchte, laue, windstille Witterung hatte einen dicken Nebel ausgebreitet, der das Pariser Häusermeer fast bis auf die Dächer hinab bedeckte und das Abenddunkel herbeiführte, ehe noch die Sonne

hinter den westlichen Linien des Boulogner Gehölzes niedergegangen war.

Negroni stand an dem vergitterten Fensterchen seiner Zelle in der Rue de Jerusalem und starrte gedankenschwer in einen schmalen, trostlosen Hofraum hinab, in welchem Sträflinge unter der Aufsicht eines mit Säbel und Gewehr bewaffneten Wärters Holz spalteten.

Sechs Tage waren seit seiner Verhaftung verflossen, ohne daß er zu einem Verhör vorgerufen worden wäre, oder aus irgend einem Umstande zu erkennen vermocht hätte, wie schwer das Ungewitter sei, das sich aus dem ihn erwartenden Anklagezustande entwickelt. Er hatte bisher nur den Gefängnißwärter gesehen, welcher ihn tagtäglich mit der schmalen, nothdürftigen Kerkerkost versorgte. Sonst hatte noch Niemand von seiner Anwesenheit Notiz genommen, mit Ausnahme einer im Innern den Dienst versehenden Patrouille, die bei Tag und Nacht zu verschiedenen Stunden auf ihrem Rundgang erschienen war, um sich immer von Neuem von der Gegenwart der gefangenen Opfer zu überzeugen und deren Treiben von Zeit zu Zeit zu controliren.

Negroni hatte noch keine Ahnung, daß sich Bruno bereits wieder auf freiem Fuße befinde; er hielt es im Gegentheil nicht für unwahrscheinlich, daß derselbe in einer langwierigen Untersuchung hingehalten werden würde. Ebenso unbekannt war ihm das Schicksal Artesini's und Surio's. Ihm wäre die Ansicht kindisch erschienen, daß Einem derselben oder gar Beiden die Flucht gelungen sein sollte, besonders da er von dem Gedanken ausgehen mußte, daß der Einfall der Polizei in sein Haus lediglich seinen zwei hochverdächtigen Landsleuten zuzuschreiben sei. Er konnte nicht wissen, daß die nächste Ursache seiner Verhaftung eine erbärmliche Intrigue des Grafen Thieboldsegg gewesen, und daß es nur auf Bruno's Gefangennehmung abgesehen gewesen war, welchen er, gerade umgekehrt, als das zufällig mitfallende Opfer einer demselben fremden Situation betrachtete und still beklagte.

Gesetzt aber, daß er den wahren Zusammenhang der nächtlichen Razzia gekannt hätte, so würde diese Erkenntniß von der Last seiner Besorgnisse wenig oder nichts weggenommen

haben. Dann hätte eben nur eine kleinliche polizeiliche Absicht einen Erfolg von unberechneter Tragweite gehabt, indem auf der Jagd nach einem kleinen Vogel zwei mächtige Wärwölfe mitgefangen worden waren.

Der Angelpunkt der Frage konnte jetzt nur der sein, ob Surio und Artesini sich der Verhaftung entzogen hätten? Aller vernünftigen Voraussicht nach mußte sich Negroni diese Frage verneinen, denn Artesini hätte gewiß nur durch die Gunst eines Zufalls, auf den in tausend Fällen nicht zweimal zu rechnen wäre, das Freie erreicht, und zur Stunde war noch nicht vorauszusagen, ob eine so stigmatisirte Persönlichkeit, wie die seinige, wenn auch mit einem falschen Passe ausgerüstet und durch List und Routine unterstützt, den langen, gefahrvollen Marsch über die französischen Grenzen glücklich zurücklegen werde. Selbst diesen günstigen Fall angenommen, war für Negroni noch wenig gewonnen, wenn man sich nur Surio's bemächtigt hätte. Der Weg, den Surio eingeschlagen, war nämlich nicht minder gefährlich, als der durch's Fenster. Negroni, der die Localitäten seines Hauses in der Rue St. Jacques zum Zweck einer eventuellen Flucht längst schon studirt hatte, nahm nicht einmal an, daß Surio seine mächtige Gestalt durch den Schornstein gezwängt haben könne, und er wußte, daß oben, vom Dache aus, die Weiterreise nur durch einen Salto mortale, welcher das Genick kosten konnte, zu ermöglichen war.

Negroni gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Polizei, von der er zwar bis dahin in Ruhe gelassen worden war, ihre Augen nicht schon längst auf ihn geworfen haben sollte, und seine Verhaftung erst dann vorgenommen haben dürfte, als sich die Schuldbeweise gegen ihn in ihrer Hand heimlich so angehäuft hatten, daß sie schwer genug waren, um ihn zu zermalmen.

Negroni war zu energisch, um sich nicht auf Alles gefaßt zu machen, und zu klug und weitausblickend, um sich überraschen zu lassen, wenn er, unter dem Damoklesschwerte einer ihm noch unbekannten Anklage schwebend, seine persönliche Lage im Dunkel des Kerkers mit dem schwärzesten Pessimismus beurtheilte.

War es denn so unmöglich, daß die Polizei die Doppelrolle, welche er in Paris seit Monaten gespielt, endlich durchschaut haben sollte? Der größte Meister listiger Verstellung und Verschlagenheit kann das Licht einer sorgfältigen Kritik nicht auf die Dauer ertragen. Selbst wenn ihn, was so leicht und oft geschieht, kein Zufall oder eine als zu gering angeschlagene Kleinigkeit demaskirt, besitzt er einen ewigen Verräther an sich, das heißt, an der Täuschung selber, welche eine fingirte, unstichhaltige Wirklichkeit ist, oder, was dasselbe ist, an dem nicht hinwegzutilgenden Contrast der Persönlichkeit und ihrer Aeußerungen.

Der Chevalier Negroni, der in der Rue St. Jacques wohnte, und jener Negroni, welchen die geheime Diplomatie des italienischen Geheimbundes als ihren Botschafter auf den brennenden Boden von Paris gesandt hatte, waren zwei ganz verschiedene Menschen.

Jener Erste war der auffallend schöne Mann, der seine politische Harmlosigkeit bis zur Affectation zur Schau trug und durch die bizarrsten Manieren auffallen wollte. Er zeigte sich überall, ging selbst mit einem Körbchen auf den Markt, vertrieb sich die Zeit mit Kochen, bewohnte ein kleines, durchsichtiges Haus, in welchem kaum etwas heimlich vor sich gehen konnte. Bei seiner Ankunft in Paris ganz unbekannt, hatte er in kürzester Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verstanden. Er hatte die Absicht dabei, die Blicke der Menschen auf diese Aeußerlichkeiten zu fixiren und sie von dem Wesentlichen abzuleiten; er wollte ihnen zeigen, daß sein Lebenswandel die Dunkelheit, die Unscheinbarkeit und die Absonderung nicht zu suchen habe, in deren Schooße der Clubmann und Verschwörer eigentlich allein sicher existiren kann.

Dieser ostensible Negroni war aber einer frappanten Verwandlung fähig, sobald er seinen talarähnlichen Mantel mit einem ganz entstellenden Anzuge vertauschte und sich in sein heimliches Büreau begab, das in einem der zwischen Paris und Passy zerstreut gelegenen Landhäuser eine glückliche und zweckentsprechende Lage und Einrichtung hatte. Dieser Negroni war der wahre, der lebendige, und der andere nur ein Strohmann, eine Puppe.

Menſchen geſprochen; auf der meinigen laſtet er tauſendfach! Die Menſchheit kommt mir vor wie ein auf dem Trocknen liegendes Schiff, welches nur mit unſerem Blute flott gemacht werden kann und dann ein Stück weiter ſchwimmt. Und jener, der Zahl nach weitaus größte Menſchenhaufe, der ewig nach Hülfe ſchreit und doch ſelbſt keinen Finger weder für ſich noch für ſeine bedrohten Helfer rührt, derſelbe Haufe, den Dante „die Elenden" nennt, „die nie lebendig waren", er iſt der eigentliche lachende Erbe der Revolutionen! Für ihn iſt der Vortheil, der zuweilen abfällt, für mich, für uns die Marter, der Kerker, das Fallbeil, ja die Schande!... Das iſt erbärmlich! Und doch, was thäte ich jetzt, wenn meine Thüre aufſpränge und ich wieder nach Hauſe gehen könnte? Gewiß würde ich kein guter Bürger werden, ſondern den Faden der Verſchwörungen wieder aufnehmen und weiter ſpinnen, ſo lange man mich ſpinnen ließe... O freue dich, Menſchheit, dieſer Wahnſinnigen, vom Freiheitsgeiſte Beſeſſenen..."

Nicht lange darauf ſtockte unbemerkt ſein Gedankenzug und er ſchlummerte ein. Ihm träumte.

Er befand ſich auf einer rieſigen Höllenmaſchine, welche wie eine haushohe Locomotive ausſah. Surio und Arteſini ſtanden ihm zur Seite, Beide noch größer, als ſie in Wirklichkeit waren, von fratzenhaft verwildertem Ausſehen, wie zwei Rieſenpopanze, neben welchen er ſich wie ein kleiner Knabe vorkam. Die Locomotive brauſte mit ihnen, mit der Schnelligkeit des Sturmes und einem betäubenden Geräuſche, außerhalb jedes Geleiſes auf freiem Felde dahin und näherte ſich mit wahnſinniger Eile einem Abgrund, von welchem ſie herabſtürzen mußte. Negroni, voll Entſetzen, fing zu bremſen an, allein ſeine beiden Begleiter heizten und heizten mit ganzen Holzſtämmen, während ſie Negroni's kindiſche Anſtrengungen verhöhnten. Schon war die Locomotive am ſchwindligen Rande und ſchon ſtürzte ſie ſich, im wildeſten Sprunge weit in die Luft hinausfahrend, pfeifend, kniſternd und funkenſprühend hinab. Negroni verlor die Beſinnung. Als er ſie wieder erhalten hatte, war die Maſchine nicht zertrümmert, ſondern fuhr mit derſelben Furie, wie früher, unter dem ſchwarzen Gewölk ihres maſſenhaft hervorſtrömenden Rauches

weiter. Es war eine entsetzliche Fahrt, denn die Locomotive nahte dem Ufer des Meeres, als wolle sie diesmal auf dessen Grunde versinken. Den gewissen Untergang vor Augen, machte Negroni seine diabolischen Gefährten auf diese neue Gefahr aufmerksam, aber diese antworteten mit Lachen. Da drehte er sich rasch bei Seite und stürzte sich, nicht um sich zu retten, sondern um die Folter der langen, endlosen Angst zu verkürzen, mit einer wollüstig kitzelnden Todeslust vom Tender herab...

Gleichzeitig mit dem Sturze im Traume war er aus seinem entsetzlichen, fiebervollen Schlafe erwacht, und in demselben Augenblicke trat auch sein Gefängnißwärter durch die geöffnete Thüre ein.

Negroni sah ihn mit verstörten Augen sprachlos und regungslos an.

„Sie haben," sagte der Gefängnißwärter, „die Wäsche zu wechseln gewünscht. Man hat Ihnen das Nöthige aus Ihrer Wohnung holen lassen."

Er zeigte auf ein Bündel, das er mitgebracht hatte.

Negroni warf einen Blick darauf, ohne ein Wort zu erwidern, ohne sich von der Stelle zu rühren, wie sonderbar es ihm auch vorkam, daß der Staat, der in solchen Fällen seinen Gefangenen die Bekleidung zu liefern pflegt, sich bei ihm aus unbegreiflicher Oekonomie seiner Verpflichtung entziehe.

„Halten Sie sich bereit," sprach der Gefängnißwärter im Abgehen, „Sie können alle Augenblicke vor den Instructionsrichter geladen werden."

Negroni, von diesen Worten betroffen, erhob sich.

„Es geht los!" sagte er zu sich, während der Wärter den Schlüssel umdrehte und seines Weges ging. „Es geht bald los."

Er wühlte mechanisch in dem zurückgelassenen Bündel, in welchem man mit einer bemerkenswerthen Vorsorge nicht Wäsche allein, sondern auch alles andere, zu einem vollständigen Anzuge Erforderliche gelegt, während seine Gedanken noch halb in dem überstandenen Traume verweilten und die Gestalten Surio's und Artesini's noch immer vor seiner Phantasie ihr furchtbares Höllengespann kutschirten. Auch

als sein Kopf wieder zur normalen Ruhe gelangt war, wollte ihn das Bild der beiden Italiener noch immer nicht verlassen und er fand, daß sie selbst ohne jede phantastische Ausschmückung zwei entsetzliche Burschе seien, in deren Gesellschaft selbst der bestens beleumundete Mensch nicht angetroffen werden dürfe, ohne sich die ärgsten Verlegenheiten zu bereiten.

Negroni, der das Vorleben der Beiden genau kannte, wußte, daß dieses Paar des Mordes an dem Grafen Rossi verdächtig war und sich kurze Zeit darauf in Turin, wo es ein Asyl gefunden, durch ein vereiteltes Attentat auf Karl Albert berüchtigt und unmöglich gemacht habe. Dies Alles mußte aber auch dem geheimen Polizei-Cabinet bekannt sein.

Nach diesen Andeutungen wird der Leser wohl der Ansicht sein, daß Negroni nicht allzu schnell den Muth aufgegeben. Dazu kam das Vorhandensein der Höllenmaschine, welche, wenn sie nicht schon entdeckt worden war, jetzt, bei der in Folge der stattgehabten Verhaftungen verschärften Bahnaufsicht, gewiß entdeckt werden würde ...

Negroni hatte sich umzukleiden angefangen, als der Gefängnißwärter in Begleitung dreier Polizeisoldaten eintrat.

„Sie haben uns zu folgen," sagte einer derselben im Commandotone.

„Ich bin gleich fertig!" warf Negroni hin, indem er mit doppelter Eile seine Toilette fortsetzte.

Eine Weile später marschirte er, von seiner Escorte umzingelt, aus seiner Zelle heraus. Nachdem alle Vier treppauf, treppab durch lange, schmale, von Oellicht mattbeleuchtete Gänge gekommen waren, langten sie in der Region der Gasbeleuchtung an, welche andeutete, daß man die Detentionslocale verlassen habe und sich im Rayon der Büreaus und Gerichtssäle befinde.

Vor einer Thüre, vor welcher einige Mann Wache standen, wurde Negroni an diese abgegeben und einzutreten bedeutet.

Er trat in ein Vorzimmer und aus diesem in ein weites Gemach, das sich durch das Ameublement und allerhand Ausschmückungsgegenstände als das Büreau eines hohen Beamten, wahrscheinlich des Polizeipräfecten, darzustellen schien.

Der Büreauchef, ein mittelgroßer, magerer, scharf und

energisch aussehender Mann im vorgerückten Mannesalter, schien den Gefangenen auf seinem üppig gepolsterten Fauteuil erwartet zu haben, da er sich bei seinem Anblick sofort erhob und einem ihm gegenüber sitzenden Schriftführer ein Zeichen gab, während einige fein, ja vornehm gekleidete Herren, die sich in der Mitte des Zimmers unterhalten hatten, sich in's Nebenzimmer zurückzogen.

Nachdem der oben beschriebene Functionär ein Actenheft in die Hand genommen und hineingeblickt hatte, trat er ein paar Schritte dem Angeklagten näher.

„Sie sind," sprach er kurz und fest, „am einundzwanzigsten Februar um neun Uhr Abends in Ihrer Wohnung verhaftet worden?"

„Eine Thatsache," erwiderte Negroni leichthin, „deren Gründen ich schon sechs Tage lang vergebens nachsinne —"

„Sie heißen?"

„Chevalier Negroni," war die Antwort, worauf der Schriftführer die Protokollirung begann.

„Ihr Geburtsort?"

„Neapel."

„Ihr Alter?"

„Zweiunddreißig Jahre am vergangenen zweiten December."

„Welche Beschäftigung haben Sie?"

„Ich lebe gegenwärtig als Privatier hier mit meiner kranken Schwester."

„Sie sind ein Flüchtling?"

„Als solcher habe ich mich auf der Pariser Präfectur gleich nach meiner Ankunft in Paris bekannt und gemeldet."

„Warum sind Sie aus Italien geflohen?"

„Ungefähr aus derselben Ursache, aus welcher das gegenwärtige Oberhaupt Frankreichs seiner Zeit die Flucht ergriffen."

„Diese Anspielung ist bei den Haaren herbeigezogen, bleiben Sie streng bei der Sache," sprach der Verhörrichter mit erhöhter Stimme und im Tone eines strengen Verweises.

„Ich kann nicht glauben," versetzte Negroni äußerst ruhig, „bei der Bezeichnung meines Verbrechens gar zu unklar oder weitschweifig gewesen zu sein."

„In welchem Verhältniß haben Sie zu dem österreichischen Flüchtling Bruno Haldenried gestanden?"

„In einem rein freundschaftlichen," gab Negroni zur Antwort. „Er ist ein gebildeter junger Mann, dessen Charakter mir Interesse einflößt, und mit dem ich gern Umgang gehabt habe. Ich bedauere, daß ihn bei einem harmlosen Besuche in meinem Hause ein solcher Unfall mitbetroffen hat."

„Er ist bereits auf freiem Fuße," sagte der Beamte. „Sie ersehen daraus, daß die Behörde selbst im Wiederscheine der gravirendsten Umstände den Schuldigen von dem Unschuldigen mit unbeirrten Augen rasch zu trennen weiß."

„Diesen Trost nehme ich selber mit in Anspruch," erwiderte Negroni, im Innern gerade durch diesen Umstand in Bezug auf seine Sache ganz entmuthigt.

„Können Sie ein gleich harmloses Zeugniß Ihren zwei Landsleuten ausstellen, deren Eintreten bei Ihnen die Verhaftung zur unmittelbaren Folge gehabt?"

„Da scheint ein Irrthum obzuwalten," erwiderte Negroni. „Ich war allein mit Bruno Haldenried, als die polizeiliche Descente statt hatte, und wurde mit ihm allein abgeführt."

„Sie leugnen umsonst, die beiden Genannten sind genau beobachtet worden und die Agenten haben sie zu Ihnen hinaufgehen sehen."

„Dann werden die Agenten am besten Auskunft geben können. Ich vermag es nicht, da ich Niemand bei mir empfangen habe."

„Gut," fuhr der Beamte mit unerschütterlicher Ruhe fort. „In welchen Beziehungen haben Sie zu Angelo Surio und Gaetano Artesini gestanden?"

„Die Namen klingen mir neu," gab Negroni zur Antwort.

„Sie werden den Ton Ihrer Antworten doch ändern," sprach der Beamte, wenn ich Ihnen erkläre, daß Angelo Surio in den Händen des Gerichtes ist."

„Möglich!" sagte Negroni mit Achselzucken.

„Alles ist wahr," rief der Functionär mit unerwarteter Heftigkeit, „was ich Ihnen amtlich so offen und bestimmt erkläre. Ich gestatte da keinen Zweifel."

„Ich wollte Sie nicht verletzen," sprach Negroni „denn

mir kann es gleichgültig sein, was aus einem mir Unbekannten geworden sein mag."

„Ebenso unantastbar ist es, wenn ich Ihnen ferner eröffne, daß es Artesini gelungen ist, die Flucht zu ergreifen, daß er wenigstens bis heute nicht eingefangen ist. Er hat sich außerhalb des Fensters, auf dem Gesimse sitzend, an einer Strickleiter herabgelassen." Der Beamte wandte sich um und zeigte dieselbe. „Hier ist sie; der Zeit nach, in welcher es geschehen, müssen Sie ihm behülflich gewesen sein, wie schon aus dem hinter ihm geschlossenen Fenster deutlich hervorgeht."

„Ich kann an meiner Aussage nichts ändern," erwiderte Negroni. „Wenn ich von den Genannten Kenntniß hätte und daher eine Ueberweisung gewärtigen müßte, so würde mir die gewöhnliche Klugheit rathen, mir eine Hinterthüre zu öffnen und aus diesem Grunde vielleicht zu sagen, daß die zwei in Rede stehenden Personen, mit welchen ich im Uebrigen keine Gemeinschaft hätte, in der Noth zu mir geflüchtet und auf die gemeinsame Landsmannschaft appellirt hätten."

„Sie sprechen nicht die Wahrheit," versetzte der Beamte, welchen inzwischen zu Negroni's Erstaunen der Schriftführer bei einer nebensächlichen Anfrage Excellenz titulirt hatte. „Die Theorie Ihrer Vertheidigung ist nicht glücklich, den Beweisen gegenüber, welche diese Acten enthalten! Sie würden sich besser dienen, nach bestem Wissen und Gewissen zu reden. Wenn Sie dagegen mit Ausflüchten und absoluten Verneinungen die zwei genannten Individuen zu decken beabsichtigen, setzen Sie sich dem Scheine aus, daß Sie sich mitschuldig fühlen. Wie es steht, rathe ich Ihnen, wenn Sie schuldlos sind, Ihr Schicksal von dem der beiden Anderen zu trennen. Surio ist gefangen, ich wiederhole es Ihnen; auch die Kiste, welche auf dem Ostbahnhof zur Verübung einer fluchwürdigen Handlung angekommen, ist in gerichtlicher Gewalt. Was haben Sie darauf zu sagen?"

„Daß das Alles mich nichts angehe," gab Negroni, dessen ohnehin blasses Gesicht noch mehr erblaßt war, mit von Affect angegriffener Stimme zur Antwort.

„Ueberlegen Sie es sich noch einmal," sagte der Functionär in einem milderen Tone, als er ihn bisher angeschlagen hatte.

„Obwohl die Voruntersuchung noch lange nicht geschlossen ist, erhellt bereits sonnenklar, daß die vorhandenen, gegen Sie gerichteten Schuldbeweise hinreichen, Sie zu zermalmen. Sie können die Complicität nicht mehr abschütteln, verschmähen Sie es daher nicht, Ihre Richter auf alle Umstände, welche Ihre Schuld mildern und vermindern können, aufmerksam zu machen. Glauben Sie mir, daß Sie Ihr Schicksal nicht mehr in Ihrer Hand haben."

„Ich fürchte es, ich fürchte es," sprach Negroni, auf den diese Rede Eindruck gemacht hatte, mit einer flüchtigen Verwirrung, worauf er gleich wieder mit völliger Geistesgegenwart hinzusetzte: „Ich mache mir keine Illusionen über die Lage, in welcher ich schwebe, wenn die Politik über mich zu Gericht sitzt, aber ich fühlte sofort ein mächtiges Vertrauen erwachen, wenn ich zu erwarten hätte, nach dem Buchstaben des französischen Code pénal gerichtet zu werden. Sie haben bereits den Stab über mich gebrochen, mir aber noch nicht gesagt, welchen Verbrechens ich incriminirt werde?"

„Das hat der Staatsanwalt zu formuliren und Sie werden es zur rechten Zeit vernehmen." Der Beamte klingelte und Negroni wurde auf diesen Wink hin abgeführt. Da seine Gedanken noch mitten in der eben erlebten Verhörsscene standen, merkte er es nicht früher, daß er auf einem andern Wege, als den er gekommen, zurückgeführt wurde, bis er in die Wachstube parterre eintrat. Sie war mit Polizeisoldaten angefüllt. Einige lagen angekleidet auf ihren Matratzen, die anderen saßen in Hemdärmeln um einen Tisch und füllten in der nonchalantesten Weise, Pfeifchen oder Cigarren im Munde, die Pause ihres Dienstes mit Kartenspiel aus.

Da errieth Negroni sofort, daß ihn eine Wohnungsveränderung erwarte, welche nach dem Stande seines Processes, wie sich derselbe in dem bestandenen Verhöre gestaltet, in Bezug auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit unmöglich Gewinn verheißen konnte.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte er stehend so gewartet haben, als er, von Müdigkeit und geistiger Abspannung befallen, einem Sitze zuwankte und nach einem Glase Wasser

verlangte, welches ihm stumm aber bereitwillig dargeboten wurde.

„Surio gefangen, die Höllenmaschine angehalten," summte es ihm im Kopfe mit wirbelndem Ungestüm immerfort, ohne daß er diesen Gedanken Halt gebieten konnte, wie wenn er wachend seinen vorigen Traum von Neuem träumte und auf der infernalischen Locomotive die Fahrt über Berge und Abgründe wieder fortsetzte...

Endlich öffnete sich die Thüre. Ein paar Herren, die Beamten gleichsahen, kamen auf der Schwelle zum Vorschein.

Nur Einer trat auf Negroni näher zu, indem er mit lauter und gemessener Stimme sagte:

„Auf Befehl des Herrn Polizeiministers!"

Bei dem Zeichen zum Aufbruch, das in diesen Worten gegeben war, stand Negroni auf und ging unter Begleitung zur Thüre hinaus.

Draußen stand ein zweispänniger Wagen, der Kutscher saß, zur Abfahrt bereit, auf dem Bocke, während ein Polizeimann den Schlag zum Einsteigen schon offen hielt.

Negroni war der Erste eingestiegen, ihm waren drei Herren in Civilkleidung gefolgt, worauf die Pferde anzogen und im raschesten Trabe davonjagten.

Da die Wagenfenster verhängt waren, konnte der Gefangene nicht bestimmen, nach welcher Richtung er geführt werde. Er hatte nach einer halbstündigen Fahrt nur die Gewißheit, daß es aus Paris hinausgehe, als plötzlich der zu beiden Seiten eindringende Schimmer des Gases erloschen war.

Negroni mochte sich den Kopf nicht lange mit Hin- und Herrathen zerbrechen, welches der umliegenden Staatsgefängnisse ihn aufzunehmen bestimmt sei. Er warf sich auf seinem Sitze zurück und versuchte einzuschlafen. Die tiefererschöpfte Natur versetzte ihn bald in den beruhigenden Zustand, dessen er so bedürftig war und hob die Qual des Nachdenkens und eines zerrütteten Selbstbewußtseins wohlthätig auf.

Negroni erwachte erst in demselben Moment, als der Wagen plötzlich angehalten hatte. Sein Schlaf war so tief gewesen, daß er nicht wußte, ob er nur eine Weile oder schon eine ganze Nacht geschlafen habe.

„Wir ſind am Ziel!“ ſagte einer der Begleiter zu ihm, während er ausſtieg.

Negroni warf im Ausſteigen, von begreiflicher Neugier getrieben, einen Blick um ſich, um zu errathen, wo er ſich befinde. Die finſtere nebelvolle Nacht ließ ihn nichts unterſcheiden, als ein paar Bäume und das allernächſte Stück des Gebäudes, an welches der Wagen dicht herangefahren war. Tiefe, nächtliche Stille herrſchte ringsum, eine Stille, welche nur von einem matten Geräuſche unterbrochen wurde, wie wenn in einiger Entfernung viele Pferde theils ſcharrten, theils aufſtampften.

Die ſchmale, aber hohe, alterthümlich ausſehende Thüre, offenbar ein rückwärtiger Seiteneingang, war außen von keiner Laterne beleuchtet, nur auf dem rechten Flügel des Gebäudes fiel ein Lichtreflex weit hinaus.

„Die Pferde, die Pferde!“ dachte Negroni während einer augenblicklichen Pauſe, welche durch das Klingeln und Oeffnen entſtanden war. „Sollte das Vincennes ſein?“

Da öffnete ſich die Thüre und Negroni ſchritt durch eine Doppelreihe von Soldaten einen Gang hindurch, an deſſen Ende ſich ihm wieder eine Thüre, von gallonirten Bedienten bewacht, öffnete.

Negroni erſtarrten die Füße auf der Schwelle, er mußte unwillkürlich mit beiden Händen über die Augen fahren, welche, ſo lange an Finſterniß gewöhnt, von der in dieſem Raume herrſchenden ſumptuöſen Beleuchtung geblendet, zurückſchreckten. Aber auch noch dann, als er wieder das, was ihn umgab, zu ſchauen und zu erkennen vermochte, war ſein Geiſt nicht weniger geblendet, als ſeine Augen. Ihm war wie in einem Kindestraume, wie dem Ritter im Märchen, der in das tiefſte Verließ geführt zu werden vermeinte und in einen unterirdiſchen Zauberpalaſt gekommen war. Die Ueberraſchung ließ ihn gar nicht das Geſammtbild zuſammenfaſſen, ſeine Blicke fuhren vom Einzelnen auf's Einzelne, von den zwei prachtvollen Vaſen, die den Fuß der Treppe ſchmückten, auf die Plafondmalerei, von den Girandolen auf das vergoldete Geländer, bald auf dieſes, bald jenes ſtatuariſche Schmuck-

werk, als er die teppichbedeckten Stufen hinaufeilte, wie um auf's Schnellste die Lösung des Räthsels zu erreichen.

Erst oben angekommen, bemerkte er, daß ihm keiner seiner bisherigen Begleiter gefolgt sei, wo ihm zwei Herren, die ihm entgegentraten, den Weg in eine offenstehende Antichambre wiesen.

Dort eintretend, fiel sein erster Blick auf eine Uhr. Der Zeiger zeigte auf halb Elf. Da sah er, daß er nur zwei Stunden ungefähr gefahren sei und von Paris nicht ferne sein könne.

Da that sich die anstoßende Thüre auf und der Herr, welcher ihn vor einigen Stunden auf der Präfectur vernommen hatte, trat hervor.

Es war der Polizeiminister.

„Chevalier Negroni!" sagte er, indem er auf die Thüre, die er halb geöffnet hinter sich gelassen hatte, mit leichter Handbewegung zeigte.

Negroni trat ein. Die Thüre wurde hinter ihm geschlossen.

Er stand in einem kleinen Cabinet. Eine große, schirmbedeckte Lampe, die auf einem mit Papieren überfüllten Secretär stand, warf ihr helles Licht nur auf die nächste Umgebung und ließ die entfernteren Räume in einem sanften Halbdunkel erscheinen.

An's Fenster mit dem Rücken gelehnt, stand ein Mann von Mittelgröße in einem dunkeln, bis oben zugeknöpften Rocke, von der Thüre aus mit dem ersten Blicke betrachtet, einem Schatten ähnlicher, als einer lebenden Gestalt.

Doch bald sah man klar und deutlich das Oval des blassen, beinahe Leiden bekundenden Gesichtes; die ein wenig starke, doch edel gebogene Nase; die offene und tief durchgearbeitete Stirne, über welcher das dunkelbraune Haar nicht ohne kosmetische Beihülfe seine glatte und schlichte Lage hatte; die grauen Augen, äußerlich matt, weil die tiefherabsinkenden Lider die ruhige, unbeirrte Kraft des Blickes halb und halb versteckten. Es war eine Physiognomie, welche trotz dem unbestreitbaren Interesse, welches sie einflößte, nichts Hervorstechendes, die allgemeine Aufmerksamkeit Fesselndes hatte, weil

ihr Verständniß die Analyse eines weltkundigen Betrachters voraussetzte. Ein solcher fühlte sich zwar auch anfangs von der apathischen Unbeweglichkeit dieser Züge kalt angeweht, gerieth aber doch bald in eine bewegte Stimmung insofern, als aus der pergamentenen Hautoberfläche dieses Gesichtes doch eine tiefgeistige Nervosität hervorspielte und der marmorne, melancholische Ernst dieses Mannes doch im Grunde nichts als erstarrte Aufregung und in Stein verwandelte Leidenschaft war. In dieser Hinsicht gab es allerdings für den tiefer blickenden Kenner etwas Auffallendes an diesem blassen Gesichte, während für den großen Haufen der in lange gewichste Spitzen ausgehende Schnurrbart mit dem starken Kinnbarte das Hauptinteresse ausmachen und in Anspruch nehmen mußte.

Dieser soeben beschriebene Kopf war gegenwärtig das Haupt von Frankreich, der Träger desselben damals der verhaßteste Mann von Europa, der Sieger vom zweiten December, Louis Napoleon.

Negroni durchrieselte es vor Erstaunen und einer eigenthümlichen Art von Schrecken, sobald er die am Fenster lehnende Gestalt erblickt und erkannt hatte. Seine Situation war in der That nicht alltäglich, sondern wohl geeignet, Jedermann, wer er auch sei, zu frappiren. Negroni's Stellung war aber auch dadurch eine besondere, daß er im Augenblicke mitangeklagt war, gegen den Mann, vor welchem er so unverhofft ganz allein im Gemache stand, einen Meuchelmord im Schilde geführt zu haben.

Negroni blieb unweit von der Thüre stehen, nachdem er sich verneigt hatte.

„Sie werden einigermaßen erstaunt sein," sprach der Kaiser, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Ich verhehle es nicht," erwiderte Negroni, „daß ich die ganze Unbehaglichkeit eines Menschen empfinde, welcher hier nicht an seinem Platze ist."

„Sind Sie schon irgendwo im Leben mit mir zusammengetroffen?" fragte Louis Napoleon.

„Die Ehre wurde mir nie zu Theil, als ich sie noch suchte."

„Sie heißen?"

„Chevalier Negroni.“

„Lassen Sie die Maske!“ warf der Kaiser mit einer kurzen Handbewegung hin. „Ich kenne Sie, Sie sind Graf Ormondo.“

Negroni warf den Kopf, erst ganz stutzig geworden, empor, ehe er ruhig und beinahe kleinlaut erwiderte:

„Ich bin es, Sire!“

„Diesen habe ich zu mir gerufen,“ sagte der Kaiser, indem er sich ein paar Schritte näherte. „Mit dem Chevalier Negroni will ich nichts zu thun haben!“

„Dann wenden Sie sich, Sire, an einen Verstorbenen,“ sagte Negroni mit durchschimmernder Bitterkeit, „denn Graf Ormondo ist aus Italien, seinem Vaterlande, für immer vertrieben, bürgerlich todt, seiner Habe beraubt, fast aller der Seinigen durch tragische Vorfälle verlustig — jener Graf Ormondo wäre nichts als ein jämmerliches Wesen, wenn er nicht Negroni geworden wäre!“

„Sie haben noch Geschwister?“ fragte der Kaiser, wie ablenkend.

„Eine einzige Schwester!“

Louis Napoleon hatte aus einer Cassette, die auf dem Secretär stand, einen Brief hervorgezogen und hatte hineingeblickt.

„Hier habe ich,“ sagte er langsam, den Brief noch immer unter den Augen, „den letzten Brief eines verstorbenen Bekannten, ich kann sagen, eines Freundes. Ist Ihnen die Handschrift bekannt?“

Er ließ bei diesen Worten Negroni den Brief einen Moment ansehen.

Negroni fuhr in einer gemischten Empfindung von Schmerz und Freude exaltirt auf und rief:

„Mein Vater!“

„Ja, von Ihrem Vater,“ bestätigte Louis Napoleon. „Ich erinnere mich oft seiner, denn er hat mir in den schlimmsten Momenten die größten Dienste edelherzig erwiesen; er hat mir vielleicht das Leben gerettet.“

„Er ist im Stande gewesen, dasselbe zu thun für den geringsten seiner politischen Gesinnungsgenossen,“ warf Negroni mit Absicht schnell dazwischen.

„Sie sehen," sagte der Kaiser, „wie ich ihn noch ehre und willens bin, an seinem Sohne zu thun, was ich nicht an ihm zu thun vermag, da ihn der Tod meiner Erkenntlichkeit entzogen. Ich bin entschlossen, dem Gutachten meiner bewährtesten Rathgeber zuwider, Ihnen zu gestatten, Frankreich ohne alle Bedingung zu verlassen."

„Selbst bei dem Schein einer Schuld gegen Ihre hohe Person muß ich diese Großmuth bewundern," erwiderte Negroni, von einem mächtigen Eindruck gepackt, sich verneigend.

„Hat Ihnen Ihr Vater nie von mir erzählt?" fragte Louis Napoleon in einem sich fast der Vertraulichkeit nähernden Tone.

„Sire," sagte Negroni, „ich würde mich einer mir schlecht anstehenden Schmeichelei schuldig machen, wenn ich die Aussprüche meines Vaters über Sie wiederholte, aber dieselben würden auch heute, nach den Ereignissen der letzten Zeit, einen verkehrten Sinn haben. Mein Vater war ein Patriot mit Leib und Seele, ein fanatischer Carbonari!"

„Ich weiß es, ich weiß es," rief der Kaiser leichthin. „Dieser Brief selbst giebt hinlängliches Zeugniß davon. Ich verwahre ihn wohl," fügte er mit Betonung hinzu, indem er ihn auf seinen vorigen Platz legte und die Cassette mit einem Schlüsselchen zusperrte.

„An diesem Orte," bemerkte Negroni, „ist das Andenken freilich sicher. Mein Vater schrieb nur wenig, was die Polizei finden und lesen durfte."

„Schade," rief Louis Napoleon, als wenn er diese letzten Worte gar nicht gehört hätte, „daß das Schicksal Ihren Vater so nahe vor dem Anbruche einer großen Epoche von der Welt abgerufen."

„Vielleicht," sprach Negroni, „hätte ihm die letzte Zeit das Herz gebrochen!"

„Vielleicht hätte sein Eingreifen Italiens Geschicken einen andern Lauf gegeben."

„Italien bringt es zu nichts ohne die Sympathie seiner westlichen Nachbarn ..."

„Es liegt oft viel an einem einzigen Manne," bemerkte der Kaiser.

„Sehr wahr, Sire!“ rief Negroni. „Die ganze Welt vereinigt sich in dieser Ansicht, wenn sie den Namen Louis Napoleon nennt!“

„Ich bin nicht verstanden,“ sprach der Kaiser mit einem lebhaften Ausdruck von Mißvergnügen, welchen er sofort mäßigte. „Ich fühle die Last meiner Verkennung gar wohl. Doch ich bin an sie schon gewöhnt. Sie war mein Loos seit meiner Wiege, sie verfolgte mich als Mann, sie bestieg mit mir den Präsidentenstuhl, sie umgiebt mich noch. Ich werde ihr doch entgehen, aber ich brauche Zeit, ich brauche Gelegenheit und brauche alle Mittel. Politik macht man nicht blos nach Herzenslust. Man wird Geduld haben müssen, es ist eine Tugend, die mich selbst viel gekostet. Ich zittere nicht vor dem Tode, aber Entsetzen faßt mich beim Gedanken, daß ich enden sollte, ehe ich meine Mission vollendet habe, das heißt, ehe ich dahin gekommen, nicht blos das zu thun, was gebieterische Umstände erheischen, sondern was aus meinen eigenen Ideen geflossen ist.“

„Ich wollte,“ rief Negroni, „daß ich das nicht allein vernommen hätte!“

„Eine Parabel!“ fuhr Louis Napoleon unbeirrt fort. „Ein Seemann lichtete die Anker, um nach einer reizenden Zauberinsel zu fahren, nach welcher ihn die Sehnsucht seit Kindheit getrieben hatte. Er kam weit, sehr weit. Da brach ein Sturm los und lenkte das Schiff schnell von seiner Fahrt ab. Es fehlte nicht an Menschen auf dem Schiffe, welche darüber murrten, daß der Kapitän sich so leicht habe von seiner Fahrt abbringen lassen und dem Winde und den Wellen blind folge. Sie meinten, mit ihren vereinigten Anstrengungen hätte man dem Sturme entgegensegeln können. Da der Kapitän auf das Gerede nichts gab, entstand die größte Indignation gegen ihn, und diese steigerte sich noch, als das Schiff nur mit knapper Noth an einem Felsenriffe landete, welches, öde und unfruchtbar, allerdings zur Zauberinsel den traurigsten Contrast bildete. Da fielen die Leute über ihn her und beschuldigten ihn, daß er aus Eigensinn und bösem Willen so gehandelt, und behaupteten, daß man, wenn es nach ihnen gegangen wäre, schon jetzt auf der glück-

seligen Insel säße. Der Kapitän stritt nicht mit den Leuten, denn er hatte die Zeit über mit Ausbesserung des Schiffes alle Hände voll zu thun. Ja, er mußte während seiner schwierigen Arbeit sogar Stimmen hören, welche ausſprengten, ihm sei es überhaupt nicht Ernst damit, nach der Zauberinsel zu fahren, sondern er habe die offenbare Absicht, das Schiff an's Land zu ziehen und sich auf dem Riffe anzusiedeln, ohne zu überlegen, daß er dort verhungern und verdursten müsse. Was halten Sie nun von diesem Kapitän?"

„Wenn er der Mann wäre, wie Sie ihn schildern, Sire," rief Negroni mit tiefer Bewegung, „so würde ich ihm aus Dank, daß er mich aus dem Sturme gerettet, zu Füßen sinken und ihm bei der Ausrüstung seines Schiffes als Handlanger dienen!"

„Ich sage Ihnen ein- für allemal," sprach der Kaiser gelassen, aber unendlich bestimmt, „daß ich dieser Kapitän bin, der auf dem Riffe sitzt. Ich nehme Sie mit Ihrer Zusage beim Worte. Ich habe wahrhaft Freunde nöthig!"

„Zählen Sie," rief Negroni in höchster Ueberraschung, „auf meine Hingebung! Ich wünschte nur, daß diese nicht unendlich größer wäre, als mein Talent!"

„Wir werden uns verstehen," sprach Louis Napoleon. „Ich bin über Sie besser, als Sie glauben mögen, unterrichtet. Was diese Unterredung betrifft, so brauche ich einem Manne, welcher eine schwere Rolle mit so viel Geschicklichkeit gespielt, kein Schweigen aufzuerlegen da, wo Veröffentlichung offenbar ein Fehlgriff, eine Thorheit, ein Verrath an sich selbst wäre. Wir werden uns bald wiedersehen. Nehmen Sie denn die Ueberzeugung mit, daß wir dasselbe Ziel erstreben, wenn wir auch noch lange, vielleicht sehr lange auf himmelweit verschiedenen Wegen vorwärts gehen."

Er reichte Negroni freundlich die Hand.

Einige Secunden später fuhr Negroni in dem Wagen, der ihn hingebracht, ohne Bewachung nach Hause zurück.

Der Umschlag seines Schicksals war ihm wie der Sprung vom Tode zum Leben.

Vierzehntes Kapitel.

Welcher Gang Bruno's der letzte in Paris ist.

Als Bruno seinen Entschluß, nach Oesterreich zurückzukehren, gefaßt, war er nicht blos dem wohlgemeinten Drängen seines alten Onkels, der an ihm Vaterstelle vertrat, als vielmehr der Erkenntniß seiner wahrsten Interessen gefolgt, wiewohl er es sich nicht eingestanden haben mochte, welchen heimlichen Einfluß auf diesen Schritt seine Liebe ausgeübt hatte. Gewiß war es, daß ihn zu Hause ein großer Wirkungskreis erwartete, da er als der präsumtive Erbe eines Millionärs anzusehen war, während er im Exil Gefahr lief, seine Jugend zu vertändeln oder auf Irrbahnen hinzubringen. Er war der einzige Mensch, den sein krank und schwach gewordener Onkel zur Verwaltung und zum Zusammenhalten seines großen Vermögens zu berufen hatte, seitdem der andere Neffe, Bruno's Bruder, Arthur, von dem politisch exaltirten Greise so gut wie enterbt und in die Acht erklärt war, weil er in den Reihen des österreichischen Militairs ausharrte und seine Rittmeisterstelle nicht niederlegte.

Hätte Bruno das Hauptmotiv zu seiner Rückkehr von seiner Liebe empfangen, so wäre die Liebe nur der Sporn gewesen, welcher ihn antrieb, das eigenste Interesse seiner Lebensstellung mit Feuer zu ergreifen. Das einzige Bedenken, welches sich seinem stürmischen Rückmarsche in den Weg stellen konnte, war die Frage, ob er sich nicht über seine politische Vergangenheit zu verantworten haben werde, und ob die Aussicht auf völlige Straffreiheit, welche ihm und seinem Onkel unter der Hand von einflußreicher Seite her gegeben war, eine hinlänglich feste Grundlage bilde, um darauf seine Pläne zu bauen?

Bruno's Onkel, der die Unterhandlungen in dieser Angelegenheit geführt, war allein in der Lage, auf obige Frage zu antworten, und er rieth zu dem Schritte. Da er seinen Neffen überaus liebte und eher zum schwärzesten

Pessimismus als zu übereiltem Vertrauen sich neigte, war anzunehmen, daß die von ihm erwirkten Zugeständnisse hinreichende Garantieen böten, um Bruno's persönliche Sicherheit vor jeder Gefahr zu schützen.

Wie tief auch Bruno compromittirt war, er ragte doch in dieser Beziehung nicht unter Tausenden und Tausenden seinesgleichen hervor, unter welchen um jene Zeit nicht wenige nach Oesterreich zurückgekehrt waren und dort frei und unbehelligt blieben. Die mächtige Erschütterung, von welcher der Kaiserstaat betroffen war, hatte ja eine Unzahl von Menschen in eine ähnliche Lage gebracht, und es war rein unmöglich, Alle zusammenzuraffen, wenn man nicht ganze Provinzen in Gefängnisse verwandeln wollte, von allen staatsmännischen Klugheitsrücksichten abgesehen, welche sogar auch eine wenig großherzige Regierung zur Milde drängen, sobald die erste, nach überstandener Gefahr auftretende Verfolgungssucht ausgetobt hat und vorübergegangen ist.

Bruno hatte aufmunternde Beispiele von Männern vor Augen, welche mit ihm auf gleicher Stufe der Straffälligkeit gestanden und inzwischen unter ähnlichen Umständen und Bedingungen in den Genuß ihrer staatsbürgerlichen Rechte und in den Wiederbesitz ihrer sequestrirten Güter gelangt waren. Auch diese hatten ihre Rückkehr freundschaftlichen Vermittelungen und keiner öffentlichen Amnestie zu danken.

Bruno hatte somit keinen besondern Grund, anzunehmen, daß man mit ihm eine Ausnahme machen werde, sondern gab sich, aller Analogie nach, der begründeten Ueberzeugung hin, daß das wieder consolidirte Oesterreich in das Stadium der Versöhnung getreten sei und im Gefühle wiedererwachter Kraft nicht mehr nöthig habe, nach so kleinen Feinden zu schlagen, welche durch die Ereignisse selbst bei der herrschenden Volksstimmung ganz unschädlich geworden und eher in der Fremde, als im eigenen, wohlbehüteten Hause lästig oder gefährlich werden konnten.

Es fehlte nicht an Leuten, welche Bruno von seinem Vorhaben abwendig zu machen versucht hatten. Unter diesen war Grauwak der eifrigste. Die Einwendungen dieser Personen waren alle gut gemeint, jedoch nur von dem Standpunkte,

von welchem sie erhoben waren, richtig. Er hatte übrigens einen ihm von seinem Onkel aus Wien zugesandten Legitimationsschein, zur Ueberschreitung der österreichischen Grenzen gültig, in den Händen, und dieser Schein war von der kaiserlichen Gesandtschaft, sowie auf der Polizeipräfectur in Paris ohne allen Anstand vidirt worden. Es war somit kein vernünftiger Anlaß zu Befürchtungen irgend welcher Art, wenn man sie nicht aus übertriebenem Mißtrauen oder aus der Unruhe in seinem eigenen Innern schöpfen wollte.

Immerhin aber darf das Herz klopfen, wenn man den Boden eines Landes wieder betritt, aus welchem man zuletzt wie der Schiffbrüchige aus den Fluthen der wilden See herausgeflohen ist. Auch Bruno fühlte sich flüchtig von Anwandlungen einer gewissen Scheu beschlichen; doch dies war ein rein psychologischer Proceß, der an einem vorschwebenden äußeren Hinderniſſe keinen Halt hatte. Diese Anwandlungen hätten sich gewiß bei ihm zu Anfällen tiefer Schwermuth gesteigert, wenn er in seiner Brust nicht ein Gegengewicht besessen hätte, welches ihnen die Wage halten konnte.

Es war die Liebe, welche die Seele auf Flügeln über Abgründe trägt, und selbst in tiefster Finsterniß noch Sterne findet, welche allen nicht von ihr bezauberten Augen unsichtbar und verborgen bleiben.

Bruno's Herz war von Hoffnung, Luſt und Glück zu voll, als daß die Nebel düsterer Reflexionen, welche zuweilen aufstiegen, um es zu verhüllen, nicht von einem mächtigen Hauche zerstreut und weggeblasen worden wären. Seine Gegenwart war zu heiter, zu tageshell, um die Gespenster einer trüben Vergangenheit in ihren Kreis einzulassen.

Als Cornelia in Paris eingetroffen war, hatte er sich auf einem Irrpfade befunden, auf welchem er ihr beinahe zu entschwinden drohte. Ihn hatte nur ein lockender Zufall, die Versuchung eines gefährlichen Augenblicks dorthin geführt. Das Mädchen von Kraßnitz hatte er inzwischen nicht vergessen und die schuldige Dankbarkeit gegen dasselbe nicht verlöschen gefühlt, aber der holde Liebestraum war ausgeträumt und ein süßes Glück aufgegeben, welches unter den obwaltenden Umständen nur von romantischer Schwärmerei festzuhalten war.

Die vermeintliche Verwalterstochter, die ja Braut gewesen, mochte, wie er annehmen zu müssen glaubte, inzwischen schon längst dem Zwange ihrer Verhältnisse nachgegeben haben und verheirathet sein. Bei dieser Annahme, deren Wahrscheinlichkeit sich im Laufe der Zeit von Tag zu Tag vermehrt hatte, waren die Ansprüche seines Herzens in den Abgrund völliger Resignation langsam hinabgeglitten.

Da plötzlich erschien das Mädchen in Paris wieder vor ihm. Die Zeit hatte ihrer Brust keins ihrer damaligen Gefühle abgerungen. Es war sich im Gegentheil ihr anfangs nur von weiblichem Mitleid bestochenes Herz seiner bewußt geworden und schien seine Neigung wie die Flamme seines Lebens ängstlich und kummervoll vor dem Erlöschen geschützt zu haben. Die Tiefe ihrer Empfindung war von ihrer treuen, wenngleich hoffnungslosen Ausdauer besiegelt.

Dieses edle Wesen war aber zugleich, wie Bruno erst jetzt erfahren, die Tochter eines im feindlichen Lager stehenden Mannes, eine hohe Aristokratin, von deren Verachtung, von deren Gleichgültigkeit mindestens er nicht hätte überrascht sein können, als er das erste Mal hülflos und gebrandmarkt ihr zu Füßen gefallen.

Bruno hatte die bei der Beurtheilung seiner Retterin nicht eben leicht wiegende Rangstellung derselben erst spät erfahren. Als es aber geschehen war — es war bei Frau von Greifenstein — war das erste Gefühl schreckengleiches Erstaunen. Er sah auf ihrer Seite tiefe, fortglühende Liebe in einer langen Reihe von Opfern dargestellt, während ihm sein eigenes Herz nur wie der ungeheure Schlund vorkam, welcher alle diese Gaben stumm und undankbar verschlungen. Wie ein Leichtsinniger, wie ein Treuloser stand er nun vor ihren Augen da, unleugbar als der Liebhaber Leonie's, und bald sollte noch durch die List der Baronin der abscheuliche Schein begangenen Verrathes auf sein Haupt gewälzt werden.

Es war auch eine Art von Flucht, als er sich damals entfernt hatte, um die tiefste innere Beschämung zu verbergen, welche ihm alle Sinne zu verwirren begonnen hatte.

Sein Schmerz, seine Reue, seine Selbstanklagen stellten mit der diesen Zuständen eigenthümlichen Uebertreibung ihn

vor sich selbst wie einen Unwürdigen hin, der von nun an bestimmt sei, verscherztes Glück endlos zu beklagen. Er ging sogar so weit, sich zu geloben, falls ihm Cornelia in ihrer unerschöpflichen Herzensgüte noch zu verzeihen vermöchte, die Gnade zu seiner herbsten Strafe zurückzuweisen, und wünschte ihr im Leben nie mehr zu begegnen, gleichwie er nie mehr mit Leonie zusammentreffen wollte.

In diesem Zustande der Verzweiflung hatte ihn Frau Hassenfeld gefunden, als sie, von Cornelia abgesandt, gekommen war, um ihn über die Verletzung des beiderseitigen Geheimnisses zur Rede zu stellen. Es fiel Bruno leicht, sich über diesen Punkt zu rechtfertigen und beide Damen auf die Spur der von Leonie angezettelten Intrigue zu bringen. Cornelia mußte einsehen, daß sie arglos in eine ihr gestellte Falle gerathen sei.

Leonie, welche zwar keine directen Eingeständnisse erhalten hatte, mußte doch die moralische Ueberzeugung geschöpft haben, daß sich die Beziehungen zwischen Bruno und Cornelia nicht allein auf die Beherbergung eines verfolgten Flüchtlings beschränkt hatten, und da galt es nun, sich gegen einen allenfallsigen Mißbrauch des Geheimnisses, dessen die intriguante Frau fähig war, zu waffnen.

Diese Verhandlungen, welche anfangs nur wie eine Nothfrage herüber und hinüber spielten, führten die Liebenden endlich zusammen. Cornelia hatte die Absicht, einem Verrathe dadurch zuvorzukommen, daß sie ihrem Vater die lange gehegte Liebe eingestehe, aber sie unterließ es, als sie Bruno's Gegengründe vernommen hatte.

Sie ahnten nicht, während sie sich ewige Liebe und Treue schwuren, daß Leonie bereits dem Grafen Alles entdeckt und sich mit ihm zu dem Zwecke verbündet habe, die Liebenden für immer auseinander zu reißen.

Hätten sie es geahnt, so wäre zwar wenig gewonnen gewesen und nur ihre eigene Verzweiflung vermehrt worden, aber sie wären doch leichter den Schlingen entgangen, welche ihnen auf allen ihren Wegen gelegt waren.

Bruno hatte zwar schon oft sein Mißtrauen gegen Leonie ausgesprochen, aber Cornelia redete ihm alle Zweifel bald

wieder aus. Sie glaubte, daß ihr Vater, wenn er etwas ihne, unmöglich so wie jetzt, ohne die geringste Veränderung in seinem Benehmen gegen sie beharren könne. Was auch Bruno über diesen Punkt denken mochte, war ohne Belang, da er den Grafen nicht kannte, ja nicht einmal gesehen hatte und daher nicht voraussetzen konnte, in welch hohem Grade er geeignet war, den unwissenden, den hintergangenen Vater zu spielen.

Den Liebenden blieb nun nichts übrig, als auf den Stern ihrer Liebe zu vertrauen und die zwei allmächtigen Vermittlerinnen: Zeit und Gelegenheit in Anspruch zu nehmen.

Da war es, als er sich zur Heimkehr in seine Vaterstadt entschlossen hatte. Es trieb ihn nicht etwa Cornelia's Nähe allein, sondern eine ganz richtige Berechnung dahin. Er wollte den polizeilichen Bann von seinem Haupte abstreifen und sich in die gesellschaftliche Stellung setzen, welche ihm als dem Erben seines Onkels vorbehalten war, um annähernd ein Anrecht auf die Hand der Grafentochter zu haben und dem von Seiten des Vaters zu erwartenden Widerstand so viel Waffen im Voraus hinwegzunehmen, als er deren habhaft werden konnte.

Cornelia hatte diese Vorschläge mit der kindlichen Zuversicht ihres Gemüthes und dem ganzen Jubel ihrer Seele mit angenommen und äußerte nur, als ihren innersten Wunsch, den Rath, daß Bruno keine Lage unbenutzt lassen möge, welche ihm einen Weg böte, sich ihrem Vater freundlich zu nähern, was freilich nicht mehr in Paris, desto leichter aber in Wien auszuführen war.

Bruno gab ihr gern das Versprechen, das in seinen besten Interessen begründet war, während der Graf gleichzeitig seine Verhaftung beim Polizeiministerium anstrebte und erreichte.

Nach seiner unerwartet schnellen Freilassung hätte er nun Paris stehenden Fußes verlassen, wenn ihm nicht ein freudiger Besuch einen neuen, wenngleich kurzen Aufschub zur Pflicht gemacht hätte. Es war nämlich sein Bruder Arthur, der Rittmeister, ohne alle vorhergehende Anmeldung in Paris angekommen. Sie hatten sich seit mehr als vier Jahren nicht

gesehen, obwohl sie, wie wir wissen, eine Zeit lang in Kraßnitz so nahe bei einander gewesen waren.

Endlich war der Tag der Abreise da. Bruno wollte mit dem Nachtzuge fortfahren. Er hatte bereits überall Abschied genommen und alle Angelegenheiten geordnet, als er ungefähr um die vierte Nachmittagsstunde auf seinem Zimmer saß und allerhand jener Kleinigkeiten besorgte, welche den Reisenden, der einen Ort, in welchem er sich länger aufgehalten, verläßt, bis zum letzten Augenblick plagen.

Da trat Graumak, der noch zu kommen versprochen hatte, ein.

„Bon jour!" rief er, unter seinem gewöhnlichen Humor die innere Aufregung verbergend, welche ihm der Abschied von seinem liebsten Freunde verursachte. „Ich bringe endlich Nachrichten über unsern Freund Negroni!"

„Ist er frei?" fragte Bruno.

„Leider nicht," gab Graumak zur Antwort. „Es ist im Gegentheil eine Nachricht da, die uns wenig Hoffnung läßt, ihn jemals wiederzusehen."

„Du schlägst mich zu Boden, wiewohl ich nach dem Sachverhalte, wie ich Dir ihn geschildert, schon die trübsten Erwartungen genährt!"

„Du kannst von Glück sagen, mit einem leichten blauen Flecke davon gekommen zu sein. Es scheint sich ja um ein Attentat zu handeln!"

„Was? Ein Attentat? Und doch sah dieser Professor Rosetti eigentlich so aus, daß sich der Teufel selber von ihm nicht den Puls hätte fühlen lassen! Seine Flucht durch den Kamin — Negroni's kreideweißes Gesicht — doch rede, rede, was weißt Du?"

„Hier ist eine Nummer des Courier de Lyon," sagte Graumak. „Sie enthält eine Pariser Notiz, deren Abdruck dem Blatte eine Verwarnung zugezogen hat, ein Beweis, daß man auf die Stelle ein gewisses Gewicht legt. Lies!"

Er reichte Bruno die Nummer hin. Dieser las laut murmelnd:

„Die Männer der geheimen Gesellschaften scheinen noch immer die rascheste Rückkehr der Tage der Anarchie nicht für

unmöglich zu halten. Ein neues Attentat gegen das Leben des Mannes, dessen Name gegenwärtig mit der Staatsordnung in Frankreich identisch, ist kurz vor der Ausführung durch die Umsicht der allgegenwärtigen Polizei verhütet worden. Die Urheber desselben sollen abermals Italiener sein, einer derselben eine in Paris ziemlich bekannte Persönlichkeit, welche sich bisher nur durch ihre bizarren Manieren und ein etwas theatralisches Costüm auffällig gemacht hatte. Die Frevler sind in der Hand des Gerichts, ebenso die Höllenmaschine, welche zu diesem fluchwürdigen Zwecke auf dem Lyoner Bahnhofe zur Expedition an ihren Bestimmungsort aufgegeben war. Ein entartetes Volk, diese Italiener! Es scheint, daß sich von den Eigenschaften ihrer großen Vorfahren nichts bei ihnen erhalten hat als die grause Virtuosität der Siccarier."

„Was sagst Du?" rief Graumak. „Hat der Schreiber dieser Notiz nicht offenbar Negroni bezeichnen wollen?"

„Offenbar," gab Bruno zur Antwort, „doch da entsinne ich mich noch eines Umstandes, den ich Dir zu erzählen vergessen! Vielleicht ist er geeignet, die Beschaffenheit der Schuld, deren Negroni angeklagt scheint, zu beleuchten. Während er sich an jenem ominösen Abend mit seinen zwei Landsleuten besprach, stand ich, meine ungelegene Anwesenheit fühlend, vor seiner Commode und spielte mechanisch mit einem Etui, voll innerer Ungeduld, so schnell als möglich fortzukommen. Nun sollte man nicht meinen, daß Negroni, als wir wieder allein waren, auf eine solche Bagatelle, wie das Etui, das er in meiner Hand gesehen, seine Aufmerksamkeit und sein Gespräch gelenkt hätte, wenn der Gegenstand nicht in einer geheimen Gedankenverbindung mit den übrigen mir unbekannten Vorgängen gestanden hätte. Er beklagte sich aber, wie er schon einmal gethan, daß ihm der türkische Dolch, der in diesem Futteral aufbewahrt war, auf unbegreifliche Weise abhanden gekommen, und äußerte, daß er, als compromittirter Italiener, verloren sei, wenn von der Waffe, welche viele als sein Eigenthum kannten, ein verbrecherischer Gebrauch gemacht würde. Was meinst Du, Graumak?"

„Daß allerdings aus diesen Bemerkungen sehr fatale Schlüsse zu ziehen sind! O, sei gewiß, wir hören nie wieder

was von ihm! O, die Notiz! Die Notiz! Gestern noch habe ich seine Angelegenheit als ziemlich geringfügig angesehen, und ein kleiner Umstand bestärkte mich in dieser Meinung. Ich hörte nämlich von seinem Portier in der Rue St. Jacques, daß vergangenen Montag zwei Polizeipersonen für ihn in seiner Wohnung Kleider und Wäsche geholt."

„Wird wohl auch nicht Wäsche gewesen sein, was sie mitgenommen," bemerkte Bruno mit sorglichen Mienen.

„Doch, doch! Die Frau des Portiers war selbst bei der Wahl der Sachen gegenwärtig und behülflich. Doch wie dem sei, es wird wenig zu bedeuten haben."

„Und nun stelle Dir vor," hob Bruno an, „heute Morgen begegnet mir auf der Place de la Concorde unser sauberer Landsmann Burda, hält mich in gewohnter Weise an, läßt eine widerliche Gratulation über meine Freilassung von Stapel und erzählt dann in vollem Ernst, daß er Negroni soeben in einem Fiaker über die elyseischen Felder gegen den Arc de l'Etoile zu habe fahren sehen."

„Eben nur eine der Lügen, die dieser Halunke ohne Unterbrechung gebiert!"

„Gewiß; ich habe es auch keinen Augenblick geglaubt, obwohl es Burda auf meinen laut ausgesprochenen Zweifel hin betheuerte und einen Zeugen, der dabei gewesen sein sollte, anführte. Er wollte darauf schwören, Negroni erkannt zu haben, wiewohl er in einem an ihm ganz ungewohnten Anzuge im Wagen gesessen habe."

„Auf dies Geschwätz," meinte Grauwak, „ist gar nichts zu geben!"

In diesem Augenblicke trat der Rittmeister ein; es war am Morgen verabredet worden, daß die drei Anwesenden ein Abschiedsmahl bei einem Restaurant feiern sollten.

„Wie glücklich Du aussiehst, wie seelenvergnügt," sagte Bruno, seinen Bruder betrachtend. „Gesteh's, Dir gefällt Paris unermeßlich?"

„'S ist nicht Paris allein," sprach der Rittmeister, in bester Laune sich auf's Kanape werfend. „Ich komme von der liebenswürdigsten Sirene, die je ein menschliches Ohr mit ihrem Zaubergesange bethört — Frau von Greifenstein!"

„Du kennst sie von Kraßnitz," sagte Bruno. „Hat sie meiner erwähnt?"

„Kennt sie Dich denn?" fragte Arthur erstaunt.

„Demnach kaum — ich glaubte, ich dachte — doch darüber wollen wir noch reden, wenn Zeit und Gelegenheit da ist. Es liegt nicht viel daran."

„Auch ich werde Dir," sagte der Rittmeister mit großen, aufleuchtenden Augen, „seiner Zeit große, überraschende Geständnisse zu machen haben! Ich sage jetzt nur, daß ich von meinem kurzen Aufenthalt in Paris wie berauscht bin. Eine ganze Stadt, ja eine Weltstadt ist oft nicht so viel werth, als ein einziger Mensch —"

„Als ein Weib, willst Du sagen," corrigirte Bruno, alle Gedanken, die dabei in ihm aufstiegen, aus naheliegenden Gründen in die tiefste diplomatische Nacht hüllend.

„Weißt Du," sprach der Rittmeister weiter, „daß auch der Graf Thieboldsegg eben jetzt hier ist?"

„Ich höre, ich höre," sagte Bruno mit derselben kühlen Reserve, welche, wie verschieden auch die politischen Gesinnungen Beider, keineswegs von Mißtrauen eingegeben war.

„Ich habe dem Grafen gleich nach meiner Ankunft meinen Besuch gemacht und war seitdem noch zweimal dort. Letzthin war auch von Dir die Rede —"

„Ist es möglich?"

„Du weißt, daß ich ihm schon in Kraßnitz von Dir erzählt habe. Zu einer Zeit, als ich Dich, Du lieber Junge, für todt hielt. Er erinnerte sich dessen im Laufe des Gesprächs und sagte, er habe gehört, daß Du am Leben und in Paris sei'st ..."

„Er wird es von Burda mit größerer Bestimmtheit gehört haben, als er zugiebt," bemerkte Graumak.

„Sein Interesse an mir," warf Bruno kalt hin, „kann gewiß nur ein rein polizeiliches sein."

„Da haben wir's!" rief der Rittmeister unwillig. „Was für Schwarzseher Ihr Demokraten seid! Ich frage Dich, was für eine diabolische Absicht dahinter liegt, wenn der Graf mich auffordert, Dich einmal in sein Haus zu bringen?"

„Hätte er ein solches Verlangen geäußert?" fragte Bruno, von Erstaunen still ergriffen.

„Er hat es mir wiederholt aufgetragen."

„Seltsam, seltsam," murmelte Bruno, in Nachdenken verfallend.

„Was ist da Seltsames," rief Arthur. „Der Graf kennt mich, kennt den Onkel, er weiß, daß wir keiner der letzten Familien angehören — Du und alle Deinesgleichen sind ungefährlich geworden — warum sollte sich nicht bei ihm ein gewisser Antheil einstellen? Was kann hinter der Aufforderung, Dich zu ihm zu führen, Böses stecken? Ein Herr von seinem Range und seiner Bedeutung pflegt doch nicht sein Haus Flüchtlingen zu öffnen, um diese auszuspioniren! Jedermann macht doch Ausnahme mit gewissen Leuten —"

„Hast Du ihm gesagt," unterbrach ihn Bruno, „daß ich nach Oesterreich zurückkehre?"

„Kein Wort. Ich bin in Bezug auf Alles, was Dich angeht, die Discretion, das Geheimniß selber."

„Wahrscheinlich wird ihn Burda auf diese Nachricht nicht lange warten lassen, denn Dein Legitimationsschein ist auf der Gesandtschaft vidirt worden," sagte Graumak.

„Ich bin überzeugt," ergriff der Rittmeister das Wort, „daß Du es nicht zu bereuen gehabt hättest, wenn Du mit mir zu ihm gegangen wärst. Ich komme aus Oesterreich, ich weiß, was er dort gilt. So fest stehst Du dort nicht, um einen Frund und Gönner von seinem Gewichte entbehren zu können. Du weißt nicht, wie und wann Du ihn nöthig haben könntest."

„Sehr wahr," sagte Bruno, in Gedanken zwischen der Begierde, die still gesuchte Bekanntschaft des Grafen zu machen, und der Furcht, eine Uebereilung zu begehen, hin- und hergeworfen.

„Es ist fünf Uhr," sagte Arthur. „Vor der Tafel ist er immer zu Hause. Komm, gehen wir hin!"

„Es ist zu spät," erwiderte Bruno, mit einem Rest von Sträuben, welcher dem kleinsten Andrange zu weichen bestimmt war.

„Das ist es nicht. Herr Graumak wird uns beim Restaurant erwarten. In einer Viertelstunde ist Alles abgethan."

„Was meinst Du, Graumak?" wandte sich Bruno an den Genannten.

„Ich kann keinen Rath geben. Der Rittmeister kennt die Verhältnisse besser. Hält er den Besuch für nützlich, so gehe hin; täuscht er sich, dann ist es gleichgültig und Du hast einige wenige Schritte vergeblich gethan."

Nichts konnte Bruno, der schon halb und halb entschlossen war, willkommener sein, als die Genehmigung seines Gesinnungsgenossen. Er erklärte sich zu dem Besuche bereit, und nicht lange darauf stand er mit seinem Bruder in dem Gemache des Grafen.

„Excellenz," sprach Bruno nach stattgefundener Vorstellung, „mein Bruder hat alle Verantwortung zu tragen, welche daraus entspringen könnte, wenn ich ungelegen käme —"

„O, ich bin ihm sehr verbunden," erwiderte der Graf mit größter Liebenswürdigkeit, während er den verwegenen Menschen, der sich in den Kreis seiner Familie einzustehlen gewagt, von oben bis unten mit raschem Blicke musterte und das Mißvergnügen und die Unruhe, denselben so edel gestaltet und einem Weiberherzen so gefährlich zu finden, hinter einem trügerischen Lächeln verbarg. „Sind Sie willens, länger in Paris zu bleiben?"

„Sie sehen," erwiderte Bruno, „wie hoch ich die Ehre des heutigen Besuches mir anrechne, da ich die Erlaubniß, meine Aufwartung machen zu dürfen, selbst bei gemessener Zeit nütze. Ich reise mit dem heutigen Zuge."

„Was Sie sagen?" rief der Graf, von dieser Eventualität zwar schon durch Leonie unterrichtet, aber doch bei deren factischem Eintreten auf's Unangenehmste berührt, da er die Ortsveränderung mit den Anschlägen auf seine Tochter in eine keineswegs aus der Luft gegriffene Verbindung brachte. „Das bedauere ich," sprach der Graf weiter. „Es ist aber doppelt freundlich von Ihnen, daß Sie sich noch die letzten Momente abkargen, um mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu bereiten. Wo reisen Sie hin, vorausgesetzt, daß die Frage nicht indiscret ist?"

„Ich reise nach Oesterreich, nach Wien zurück," gab Bruno kurz zur Antwort.

„Dürfen Sie denn das?" fragte der Graf mit gefalteter Stirn.

„Sie erschrecken mich," erwiderte Bruno, „mit dieser Frage!"

„Das will ich nicht. Doch wie ich Ihre Situation im Allgemeinen aus dem Munde Ihres Bruders kenne, scheint mir Ihre Rückkehr nicht zeitgemäß genug —"

„Sie glauben," rief der Rittmeister mit lebhafter Besorgniß, „daß mein Bruder etwas riskire?"

„Das sage ich nicht," erwiderte der Graf, „denn ich kenne die Angelegenheit nicht genau."

„Was meine Antecedentien betrifft —" wollte Bruno beginnen, als ihm der Graf das Wort abschnitt.

„Ihre Beurtheilung der Sachlage," sagte er, „kann von der Auffassung der Regierung sehr verschieden sein. Haben Sie denn einen Reisepaß zur Rückkehr erhalten?"

„Ja," erwiderte Bruno, „derselbe ist ohne Anstand, ohne Zweifel auf ein vorhergegangenes Aviso, hier auf der Gesandtschaft vidirt worden."

„So," sagte der Graf in Nachdenken versinkend, während ihn die beiden Brüder mit Spannung stumm anblickten. „Wir haben in Oesterreich," sagte er hierauf, „noch immer ein Provisorium. Alle Maßregeln, sogar die neuesten Reichsgesetze, tragen den offen eingestandenen Charakter eines Interims auf ihrem Titelblatte. Ich rathe Ihnen, vorsichtshalber noch ein bis zwei Jahre zu warten. Es thut mir leid —"

„Wir haben mächtige Freunde," sagte der Rittmeister. „Wenn wir auch noch des Einflusses Ihrer Excellenz versichert wären —"

„Sie überschätzen diesen Einfluß," gab der Graf zur Antwort. „Er existirt vielleicht nur dann, wenn ich das Regierungssystem stütze, nicht aber, wenn ich störend hineingreife. Ich rathe Ihnen, hier zu bleiben."

„Die Unruhe, in welche ich gerathe, ist sicher gerechtfertigt," erwiderte Bruno, „und doch glaube ich, nach reiflicher Erwägung meiner Lage, den Schritt wagen zu müssen, welchen

schon viele nicht minder Gravirte als ich mit Erfolg gethan haben."

„Ja," sagte der Graf, „Oesterreich hat sich in letzter Zeit seinen größten Feinden geöffnet. Die Regierung ist sehr liberal, ich weiß das Alles. Möglich, daß meine Bedenken nur aus der ungenauen Kenntniß Ihres Falles, wie ich schon im Eingang bemerkt, entspringen. Lassen Sie deshalb den Muth nicht sinken!"

Er erhob sich. Bruno und sein Bruder, die das Aufstehen des Grafen als einen Wink zum Aufbruche deuteten, thaten dasselbe.

„Wenn Sie in Wien wohnen werden," sagte der Graf zu Bruno gewandt, „hoffe ich, daß Sie meine Wohnung leicht finden." Er bot Bruno und dem Rittmeister freundlich seine Hände, worauf sich Beide entfernten, um sich mit Graumak zu vereinigen.

Als Cornelia von dem Besuch gehört hatte, war sie vor Freude außer sich. Sie sah die Brücke zwischen ihrem Geliebten und ihrem Vater wie von einer Zauberhand geschlagen und den ersten Schritt gelingen, welchen ihre Glücksträume auf den Boden der Realität zu thun schienen.

Fünfzehntes Kapitel.

Führt den Leser in Herrn Dodd's Villa.

Burda's Falkenauge hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich Negroni, welchen er im Fiaker in einem an ihm ungewöhnlichen Anzuge durch den Arc de l'Etoile hatte fahren sehen.

Dieser veränderte Anzug symbolisirte eigentlich unabsichtlich die neue Stellung, welche der Bewohner des kleinen Hauses in der Rue St. Jacques seit der merkwürdigen nächtlichen Unterredung

in St. Cloud einzunehmen begonnen. Seine Existenz, am Tage vorher unsicher, gefährdet, dem Windhauche der ersten besten Denunciation preisgegeben, durch die Theilnahme an einem Verbrechen verfallen, war mit einem Schlage befestigt und gleichsam privilegirt worden.

Jene erste Audienz war der Ausgangspunkt einer heimlichen Allianz zwischen der Reaction und Revolution. Negroni hatte sich für die Idee um ihretwillen selbst erwärmt. Die politische Großmuth, welcher er in demselben Augenblicke Freiheit und Leben zu danken hatte, war zwar auf sein Gemüth nicht ohne einen mächtigen Eindruck geblieben, hätte sich aber auf die Aenderung seiner revolutionären Tactik nicht den geringsten Einfluß zu verschaffen vermocht. Diese Aenderung war ihm von seinem Verstande dictirt worden. Er mußte sich sagen, daß der Nachkomme und Erbe des entthronten Kaisers, der auf St. Helena starb, allerdings schon im Zwecke der Selbsterhaltung früher oder später an's Werk gehen müsse, die alten Dynastien Europas, seine unversöhnlichen Feinde, zu paralysiren, zu demüthigen und zu bekriegen, daß es somit allerdings ein gemeinsames Object für Beide gebe. Er hatte als echter Nachkomme des Macchiavelli nur den Vortheil und die Sache im Auge, und war nicht gewohnt, die Hand anzusehen, sondern das Ding, welches sie ihm entgegentrug.

Er hatte sich daher nicht lange besonnen, die Angelegenheit den dirigirenden Ausschußmitgliedern des Geheimbundes zur Kenntniß zu bringen und auf deren Zustimmung durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den nothwendigen Druck auszuüben. Seine Anträge hatten Anklang gefunden und waren nur auf jene Schwierigkeiten gestoßen, welche von solchen mit allen Kniffen der Weltpraxis ausgerüsteten Männern mit Absicht gemacht werden, um dann von der Gegenpartei den größtmöglichen Umfang von Zugeständnissen zu erpressen.

Da man einander wechselseitig brauchte, wurde ein rasches Einverständniß erzielt. Schon in den nächsten Tagen waren einige der verfehmtesten Häupter, auf welche in den verschiedensten Ländern die Henker mit ihren Fallbeilen und ihren Ketten begierdevoll warteten, in Folge der an sie ergangenen Aufforderung zum Zweck der Verhandlungen nach Paris ge-

kommen, wohin man sie unter Zusicherung freien Geleites gleichsam hinter dem Rücken der Polizei eingeschmuggelt hatte. Hier wurde die combinirte Vorwärtsbewegung der offenkundigen Reaction und der versteckten Revolution vereinbart und die nächsten Eventualitäten in Betracht gezogen. Der Tractat kam trotz des instinctiven Mißtrauens und der Hintergedanken auf beiden Seiten zu Stande, weil ihn ein gemeinsames Bedürfniß, die zwingende Noth, befürwortet hatte, aber bei der Unterzeichnung desselben mochte einem und dem andern der pactirenden Theile die Feder gebebt haben und wie bei dem Abschlusse eines Teufelsbundes übel zu Muthe gewesen sein, weil man beiderseits gleichsam mit seinem eigenen Blute unterschrieb.

Damals ahnte noch keiner der Diplomaten, daß der neue Kaiser, der in ihrer Gegenwart der Revolution noch immer Fußtritte gab, in unbelauschten Stunden die Jacobinermütze trage, sich einem der verbannten Agitatoren nach dem andern der Reihe nach nähere und mit ihnen schon damals die später in Scene gesetzte Nationalitätenpolitik erfand. Es war eben der Contrast der Doppelrolle, welche er zu spielen begonnen, dermaßen stark und ohne alle geschichtliche Analogie, daß die Täuschung theils an's Unglaubliche streifte, theils, wie alles Ungewöhnliche, erst nach Entladung aller ihrer Wirkungen errathen wurde. Die feindselige Haltung des kleinen Piemont gegen das ihm so überlegene Oesterreich hielt man damals nur für den Trotz eines eigensinnigen und bösen Kindes; die darauffolgende Absendung des kleinen piemontesischen Truppenkörpers nach der Krim für eine ungefährliche Feldübung und Cavour's Plaidoyer für Italien im Pariser Congreß für ein Fiasco; den viele Jahre dauernden Ausbau der Festung Alessandria für ein zwar der Aufmerksamkeit würdiges Unternehmen, welches jedoch im schlimmsten Falle den Erbauer zu einem zweiten Novara führen würde. Lag es nicht nahe, sich trotz all' diesen aufgezählten Symptomen einer süßen Sicherheit hinzugeben, da ja doch Louis Napolon kurz zuvor Oesterreich für eine gewisse Zeit die Lombardei garantirt hatte, gleichzeitig die päpstliche Mißverwaltung mit seinen Truppen aufrecht hielt und in allen Noten dem Turiner Cabinet die

tiefste Mißbilligung über dessen agitatorisches Treiben ausdrückte? Sogar die Zusammenkunft in Plombières sollte Jahre darauf der Welt noch nicht die Augen öffnen, es mußte erst der Neujahrsgruß an den österreichischen Gesandten gesprochen und eigentlich der weltgeschichtliche Donnerschlag bei Solferino gefallen sein, ehe man die Ueberlistung fühlte und sich aller der Momente von altem Datum erinnerte, welche erst jetzt als Scenen eines Gaukelspiels erkannt wurden. Nun, sollte man meinen, müßte die Comödie vor einem gewitzigten Publikum weiter zu spielen unmöglich geworden sein, aber der überraschende Friede von Villafranca zeigt, wie lange es dauert, ehe sich eine schlaue Tactik abnützt und was in einem Jahrhundert, wie das unserige, schöne Worte und trügerische Aushängeschilder noch vermögen ...

Während die Revolutionspartei die kaum gefaßte bessere Meinung über den Sieger von Solferino gleich bereute und ihm auf seiner Rückkehr über den Mont Cenis nach Frankreich die ärgsten Verwünschungen nachsandte, stellte sich ebenso plötzlich im entgegengesetzten Lager, dem eigentlich die Niederlage gegolten hatte, neuer Muth und hellere Zuversicht ein. Man ging daselbst so weit, zu glauben, daß Louis Napoleon den revolutionären Irrweg voll Schrecken verlassen und einen Lorbeerzweig nur darum eilig gepflückt habe, um die Ketten Frankreichs darunter zu verstecken und für einige Zeit erträglicher zu machen.

Dieser Wahn war von übermäßiger Dauer. Nicht die Annexion der Romagna, der Herzogthümer, der Marken, nicht einmal die Eroberung von Neapel und Sicilien vermochte ihn völlig zu verscheuchen; er klammerte sich noch, wie ein Ertrinkender, an die französischen Kriegsschiffe im Golf von Gaeta fest. Aber auch nach dem Falle der bourbonischen Seefestung hörte die Verblendung nicht auf und nährte sich noch weiterhin von dem trostreichen Anblick der französischen Besatzung in Rom, ohne daß sich bestimmen ließe, daß die endliche Lösung dieser Frage den Schluß endloser Täuschungen bilden werde.

Aber auch die revolutionäre Partei, der doch seit Villafranca Frucht auf Frucht in den Schooß gefallen war, hatte

es nicht zu einer aufrichtigen Hingebung an Louis Napoleon gebracht, sondern war in der Mitte zwischen Erwartung und Verzweiflung, nach beiden Seiten hin- und herschaukelnd, stehen geblieben. Der Kaiser, unleugbar der Träger und Schöpfer der Situation, kam ihr, merkwürdig genug, wie ein stummes, unbewegliches Steinbild vor, welches die Papierrolle des Züricher Vertrags krampfhaft in den starren Händen hielt und Alles geschehen lassen mußte, was geschieht. Er wünscht die Zurückführung der Erzherzoge, aber Cavour giebt sie nicht zu; er meint es mit Franz II. gut, dieser aber kommt unter seinen Augen um sein Reich; er will die Präsidentschaft des Papstes, aber es kommt zu einem italienischen Königreich!

Das war die Sphinx, welche der Welt so viel Kopfzerbrechen machte! Wohl nur deshalb, weil Louis Napoleon ein Meister in der Kunst, die Situationen zu verwirren, zu trüben, zu verknoten, mit großer Vermessenheit ostensible, vorgespiegelte Zwecke zur Schau zu tragen und durch fremde, von ihm verleugnete Werkzeuge auf die von ihm gesuchten Positionen Hand legen zu lassen.

Er war die Sphinx, weil er nicht einen Menschen, sondern zwei der entgegengesetztesten Parteien vorstellte, mit den Mitteln der einen die Zwecke der andern verfolgte und beide Standpunkte oft in einem Athem durcheinanderrüttelte, wie ein brillanter Escamoteur, der dem Auge des allzu aufmerksamen Zuschauers seine Manipulationen verbergen will. Das reactionäre und revolutionäre Element, conservative und subversive Tendenzen liefen in seiner Doppelgestalt in Eins zusammen.

Es war natürlich, daß solch ein Mann, der mit einer Verschwörernatur so viel Verwandtes hatte, kein Bedenken trug, Verbindungen mit Geheimbündlern anzuknüpfen, und daß diese sich von seinem wahlverwandten Wesen angezogen fühlten. Die Folge zeigte, daß sie auf ihn und mit ihm nicht erfolglos gerechnet hatten.

Negroni war seit dem epochemachenden Abend in St. Cloud aus einem Zustande größter Aufregung nicht herausgekommen. Es war freilich eine Aufregung, die das Gemüth nicht zu-

sammenpreßt und verstört, sondern heiter und frei macht, aber immerhin die Kräfte absorbirt. Es giebt aber Naturen, auf welche die gemeingültige Diätetik der Gefühle nicht anwendbar ist, Naturen, die nur im Affecte ihr bestes Gedeihen und Fortkommen finden und deren normale Gemüthsbasis eine gewitterhafte Unruhe ist. Sie gleichen den Bäumen, auf Gebirgswänden kühn und einsam hingestellt, in den hohen Regionen, wo Winde rastlos ziehen und Stürme mit ungebrochenem Anprall hausen. Diese Bäume, frühzeitig an die zausende Gewalt der Elemente gewöhnt, erhalten eine zähere, widerstandsfähigere Faser und vermögen ihre Stämme im Sturme wie Schilfrohr zu biegen, daß sie beinahe ihr abgefallenes Laub auf dem Boden mit dem frischen Wipfel streifen. Der Stamm im tiefen Thale wäre bei gleicher Anstrengung unfehlbar gebrochen. Sie aber erheben nach überstandenem Kampfe ihre grüne Krone in die ruhigen Lüfte und starren schlank und kraftvoll in die blauen Höhen.

Negroni war ein solches Gewächs stürmevoller Bergbezirke. Seine geistige Energie kannte keinen Schlummer und suchte sich Tag und Nacht auf einem Uebungsplatze zu messen. Es war freilich bei ihm ein eigentlich unheimlicher Thatendrang, da derselbe nur da zu erwachen und sich da hervorthun zu wollen schien, wo die wildesten, lebensgefährlichsten Conflicte nicht ausbleiben konnten, sondern heraufbeschworen, ja geschaffen werden mußten.

Dieses Leben konnte den jähesten Wechselfällen nicht entgehen. Luxus und Elend, Triumph und Gefangenschaft, Ruhm und Schmach liegen auf seinem Wege. Gewöhnliche Lebensfreude, gemächliche Lust können nirgendwo aufkommen. Hier besteht ein besonderes Maß von Glückseligkeit.

Negroni hatte bereits auf seiner abenteuerlichen Laufbahn den bizarrsten, schroffsten Scenenwechsel durchgemacht. Eben jetzt in seiner gegenwärtigen Lage mußte er das klarste Bewußtsein dessen wieder empfinden. Ihm mußte sein, wie wenn ihm, als er auf weiter See mit letzten Kräften gegen die Sturmfluthen rang, eine Meerkönigin erschienen wäre und ihm eine sichere Yacht zur Verfügung gestellt hätte, auf welcher er den tückischen Wellen, die er so sehr gefürchtet, jetzt hätte

ſpotten können. Die Meerkönigin hatte ihm aber nicht allein das nackte Leben, an dem zuletzt wenig gelegen war, gerettet; er hatte, als er an's Land ſtieg, mit zauberiſcher Ueberraſchung in ſeiner Yacht alle Güter wieder gefunden, welche er mit eigenen Augen in den Meeresgrund ſinken geſehen...

Negroni war bis zum Abſchluſſe des geheimnißvollen Tractats ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er in der Stadt, wo er doch anweſend geblieben, unſichtbar geweſen war und von den Wenigen, die um ſeine Verhaftung mit Beſtimmtheit wußten, noch immer für gefangen und verſchollen gehalten wurde.

Seine Wohnung in der Rue St. Jacques hatte er ſeitdem nicht wieder betreten, ſondern hatte ſich an dem Orte aufgehalten, welcher von Battaglia in deſſen Geſpräch mit Arteſini ſein Büreau genannt worden war. Dieſe heimliche Wohnung war ſein wirkliches Arbeitslocal. Dort empfing er ſeine proſcribirten Bekannten; dort lagerten ſeine hochverrätheriſchen Correſpondenzen; dort befand ſich die politiſche Hexenküche und der Herd der Verſchwörung. In der Ruhe St. Jacques war die vergleichsweiſe harmloſe Wohnung für alle Leute, der Ort, wo er ſonſt ſelbſt Polizeicommiſſäre mit lächelnder Freundlichkeit gefahrlos empfangen konnte, wogegen in ſeine wirkliche Behauſung kein profanes Auge hätte eindringen dürfen. Auch jetzt, da er dort zu reſidiren entſchloſſen war, durfte die Welt keine Ahnung von den darin fortſpielenden Myſterien erhalten, aber er war auch fernerhin vor jedem Polizeieinbruche ſicher.

Zwiſchen Paris und Paſſy, dem letzteren Orte näher, liegt ein Haus, eigentlich ein Landpalaſt, im altitalieniſchen Styl, von einem Garten mit hohen Mauern umſchloſſen. Es hat ein freundliches, elegantes und vornehm abgeſchloſſenes Ausſehen. Der kleine, viereckige, ſtumpfe Thurm, der daran lehnt, ſtört die Symmetrie der Bauart und ſcheint von dem Beſitzer aufgeführt worden zu ſein, um von da aus über die umliegenden Hügel hinweg eine freie Ueberſicht zu gewinnen.

Hier wohnte ein Engländer, Miſter Dodd, ein alter Herr, hoch in den Siebzigen. Er hatte das Haus vor zehn Jahren gekauft und bezogen, nachdem er ſein Handelsgeſchäft auf

Korfu verkauft hatte, um den Reſt ſeines vielgeplagten Lebens in ruhiger Abgeſchiedenheit zu verleben. Er galt für unendlich reich und mochte es auch ſein, wiewohl er keinen Aufwand machte, im Gegentheil wie ein Einſiedler, der Niemanden aufſucht, lebte und nur mit ſeinem Kammerdiener und Koch in einer Perſon, dem buckligen Anacharſis, einem Griechen, wirthſchaftete.

Wie ſich Miſter Dodd um Niemanden kümmerte, ſo wurde auch er von aller Welt unbeachtet gelaſſen, insbeſondere, da er in ſeinem alleinſtehenden Landhauſe mit keinem Nachbar in Berührung kam. Er wurde zu dem Schlage der alten Rentiers, die in ſo großer Anzahl die letzten Lebenstage in Paris verbringen, gerechnet; ſeine mitunter zum Vorſchein kommenden Sonderbarkeiten wurden als ſelbſtverſtändliche Mitgabe ſeiner engliſchen Abſtammung angeſehen.

Herr Dodd war aber kein Engländer, ſondern ein guter Franzoſe, der ſich vor einem halben Jahrhundert expatriirt hatte und auf einer der joniſchen Inſeln, wohin ihn das Schickſal geworfen, durch glückliche Handelsgeſchäfte zu Vermögen gekommen war. In dieſem langen Zeitraum hatte ſich ſeine franzöſiſche Abkunft bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht und auch ſein Ausſehen gänzlich verändert. Die wenigen ſeiner Jugendgenoſſen, welche noch am Leben ſein mochten, würden ſich ſeiner nicht erinnert haben, wenn ſie dem alten Manne mit dem finſtern, runzelvollen Geſichte und der gebückten, hagern Geſtalt begegnet wären. Keiner von ihnen hätte geahnt, daß dies der Bürger Roqueplan, der fanatiſche Regierungscommiſſär Robespierre's ſei, welcher nach dem Sturze ſeines Meiſters die Flucht ergriffen hatte und ſpurlos verſchwunden und verſchollen war.

Dodd hatte ſich nach ſeiner Anſiedlung in der Fremde zwar von aller Politik fern gehalten, aber die gewaltigen Jugenderinnerungen hatten ſich in ſeinem langen Geſchäftsleben nicht abgeſchwächt, ſondern waren von Tag zu Tag tiefer, ſtarrer, knöcherner geworden. Er war noch immer der Bürger vom Jahre 1793 geblieben, der mit ſeiner ganzen Anſchauung noch in jener revolutionären Heldenzeit wurzelte und auf alle nachfolgenden Bewegungen nur wie auf die

armseligen Anstrengungen eines schwächlichen Epigonengeschlechts halb mit Bedauern, halb mit Verachtung herabblickte.

Ein Zufall hatte ihn kurz nach seinem Umzuge nach Paris zum heimlichen Beschützer einiger schwergravirten Personen gemacht und den Geschmack in ihm wieder geweckt, alle gefährlichen Unternehmungen, zu deren Ausführung er selbst zu alt und hinfällig geworden war, unter seine Protection zu nehmen und auf alle Art zu begünstigen.

Sein Haus war so der Rendezvousplatz vieler Verschwörer und die heimliche Herberge vieler Geächteten eine lange Reihe von Jahren hindurch gewesen, als Negroni in Paris eingetroffen war und sich bei ihm mit guten Empfehlungen legitimirt hatte.

Dodd nahm keinen Anstand, einem solchen Manne sein Haus zur Verfügung zu stellen; er betrachtete vielmehr dessen Einzug mit Stolz, wie einen Besuch, welcher seinem Hause zur größten Ehre gereiche und demselben eine höhere Rangstufe einräume. Die Herberge niederer und zahmer Vorgänger war plötzlich in seinen Augen durch die Aufnahme des Abgesandten einer der verwegensten der geheimen Gesellschaften zu einem großen Hotel geworden. Sein eisernes Herz lachte nach langer Zeit wieder, und der alte rothe Republikaner goß über Negroni seine ganze väterliche Huld aus, als er ihn näher kennen gelernt hatte und von ihm bis zu einer gewissen nothwendigen Grenze in's Vertrauen gezogen worden war.

Aber auch Negroni hatte Ursache, mit seiner Wohnung zufrieden zu sein; er konnte sich kein zu seinen geheimen Zwecken besser geeignetes Haus wünschen. Es war eine selbstverständliche Sache, daß es auch einen geheimen Ausgang besaß, welcher bei einem unverhofften Ueberfall in's Freie führte. Die Einrichtung desselben war sinnreich und schlau angelegt und bot einen wahrhaften Luxus von persönlicher Sicherheit für Alle, die deren im Hause bedurften.

Die letztere Maßregel, welche so überaus wichtig war, hatte Dodd ihre Entstehung zu verdanken. Als er das Haus kaufte, hatte er im Garten einen Brunnen vorgefunden, der einen Theil seiner ununterbrochen zufließenden Wasserfülle durch einen langen, unterirdischen Kanal zur Bequemlichkeit

der Dienstleute in die Stallung und in die Küche hinableitete. Diese rein für das Haus geschaffene Einrichtung wußte Dodd vortrefflich für seine Zwecke auszubeuten. Er ließ am äußersten Ende des Gebäudes einen Gang graben und ausmauern, dessen Lauf die Wasserleitung durchschnitt und von da aus nach kurzer Windung im Brunnen selbst ausmündete. Der Zugang führte von dem schon erwähnten Thurm hin, der sogenannten Bellevue, welche Dodd vornehmlich in dieser Absicht hatte ausführen lassen. Wenn man dort eine wohleingefügte Steinplatte gehoben hatte, stieg man auf einer Leiter einige Fuß tief hinab. Von dort führte der Weg in gerader Linie bis zu dem Wasser, welches durch eine Schleuse abgeschlossen war. Eine metallene Handhabe, welche man wie einen Hahn drehte, sperrte im Nu das Wasser, worauf die erwähnte Schleuse herabgeschoben niederfiel und man das Bett des kleinen Bächleins betrat. Hier wurde wieder die gegenüberstehende Schleuse, die das Eindringen des Wassers in dem weiterlaufenden Seitengang abhielt, gehoben und man gelangte ohne jedes weitere Hinderniß bis zu dem Brunnen, welchem abermals mit dem Umdrehen eines Hahnes der Zufluß abgesperrt wurde. In wenigen Momenten fiel der Inhalt des Wasserbehälters tief unter sein gewöhnliches Niveau herab und es ward eine sonst unter dem Wasser stehende Oeffnung frei, durch welche man heraussteigen und mit Benutzung der umliegenden Gebüsche leicht ungesehen über die Gartenmauer in das nahe Gehölz entschlüpfen konnte. Dieser Gang hatte schon manchen Fuß vor der Kette und manchen Hals vor dem Fallbeil geschützt.

Negroni hatte schon seit seiner Freilassung bemerkt, daß sein Verhältniß zu Dodd nicht mehr das herzliche wie ehemals war, ohne sich jedoch die Ursache erklären zu können. Dodd zeigte keineswegs eine Erkaltung, sondern bemühte sich im Gegentheil alle Spuren derselben durch Aufmerksamkeiten jeder Art zu verwischen. Dieses Abfallen von der alten Weise war gerade für Negroni eine Bestätigung der Vermuthung, welche er täglich von Neuem machte. Umsonst versuchte er die Erscheinung auf Rechnung der Launen zu schreiben, in welche alte und sonderbare Individuen, wie Dodd, so leicht verfallen.

Er hatte sich zuletzt kein Hehl daraus machen können, daß in der gegenseitigen Freundschaft etwas gebrochen sei.

Der Diener Anacharsis war, unbeschadet der Treue gegen seinen Herrn, ein blindergebenes Werkzeug Negroni's geworden. Diese Wirkung hatten nicht etwa die reichlichen Trinkgelder, welche er erhielt, zu Stande gebracht, sie ließ sich eher auf eine gewisse magnetische Anziehungskraft zurückführen, welche Negroni besonders auf gewisse Personen ausübte. Anacharsis war ein Kerl, den zwei Höcker entstellten, etwa fünfunddreißig Jahre alt, von schneidigen Gesichtszügen und dunkeln, bös- und katzenartig blinkenden Augen und gehörte zu dem Schlage von Krüppeln seiner Art, welche im Gefühl einer geistigen Ueberlegenheit den auf sie gefallenen Fluch der Natur mit ununterbrochener Wuth empfinden. Sie lesen die zermalmende Vorstellung ihrer Lächerlichkeit aus den Augen aller ihnen Begegnenden heraus, Schadenfreude, Bosheit wird endlich bei ihnen zu einem feststehenden Charakterzuge. Dennoch behält das Gemüth sein Recht; sie lieben es, sich an einen Auserwählten zu klammern, dessen Sache zur ihrigen zu machen und sich durch ihn über sich selbst hinauszuhelfen, weil sie wähnen, daß sie, in ihrer so gut wie vernichteten Existenz allein doch nichts sind.

Anacharsis that es auch sonst wohl, von einem gewissen Vertrauen, das Negroni ihm geschenkt hatte, ausgezeichnet zu werden, da er dieser Ehre von Dodd niemals gewürdigt worden war. Von diesem wurde er wie ein gemeiner Soldat von seinem General behandelt, welcher wohl blind auf seinen Mann zählt, ihm aber seine Befehle ohne die geringsten Auseinandersetzungen hinwirft.

Auch Anacharsis vermochte Negroni, von diesem befragt, keine Auskunft zu geben, was bei Dodd die Veränderung im Betragen erzeugt habe. Eines Tages erfuhr er aber doch, was geeignet war, ihn in eine bestimmte Richtung von Vermuthungen zu führen. Während seiner Gefangenschaft war nämlich eines Abends ein Mann in's Haus gekommen, welcher nach Negroni gefragt hatte und, da er ihn nicht angetroffen, bei Herrn Dodd vorgelassen zu werden wünschte. Dodd hatte ihn empfangen und ihm zwei Tage lang Unterkunft gegeben.

Während dieser Zeit schien sich der Fremde großer Freundlichkeit von Seiten seines Gastherrn erfreut zu haben. Seinen Namen wußte Anacharsis nicht zu nennen, aber nach der Beschreibung des Gastes wurde Negroni unmittelbar darauf geführt, daß der Unbekannte Artesini gewesen sein müsse. War er es wirklich, so glaubte Negroni den Schlüssel zu Dodd's sonst unbegreiflichem Benehmen gefunden zu haben.

Es war in der That Artesini. Mochte Battaglia ihm den versprochenen Paß nicht haben verschaffen können oder dessen Flucht durch sonstige Hindernisse verzögert worden sein, er war gezwungen gewesen, eine Unterkunft in Dodd's Hause zu suchen. Obwohl er wissen mußte, daß er Negroni nicht finden könne, brauchte er dessen Namen zur Legitimation und mußte es eben, von Noth gedrängt, wagen, sich an den ihm unbekannten Dodd zu wenden. Da hatte er freilich nichts riskirt, denn der Alte nahm Leute von diesem Schlage mit tiefster Sympathie auf und mochte von Artesini den ganzen Hergang der Verhaftung, die Ursache derselben und alle Einzelheiten umständlich vernommen haben. Ihm war also Surio's Gefangennehmung und die Entdeckung der Höllenmaschine bekannt, und er mußte bei dieser Sachlage sich darauf gefaßt gemacht haben, seinen in's Complott mitverstrickten Freund Negroni nie wieder zu sehen.

Dieser aber, dem sich das Gefängniß so wunderbar geöffnet hatte und der das Räthsel seiner frühzeitigen Befreiung nicht enthüllen durfte, glaubte Dodd's Neugierde und Ueberraschung damit befriedigen zu können, daß er die ganze Affaire als ein Hirngespinnst der argwöhnischen Polizei darstellte, welches bei der näheren Beleuchtung in nichts zerronnen sei.

Dodd, der inzwischen so tief eingeweiht worden war, mußte diese Angaben wenig glaublich finden, besonders da er in Bezug auf die Verläßlichkeit der Menschen der ärgste Pessimist war und das polizeiliche Mißtrauen aus der Zeit des Convents treulich in sich bewahrt und in seinem langen Leben bis zu einer virtuosen Ausbildung gebracht hatte. Er hatte jedoch keinen Zweifel an den vernommenen Aussagen geäußert und mit verstellter Freude den glücklich zurückgekehrten Freund

begrüßt, um denselben sicher zu machen und dessen ferneren Schritten mit heimlich auflauernder Beobachtung zu folgen.

An einem Morgen saß Negroni auf seinem Zimmer, das zu dem nur von ihm bewohnten Flügel des Hauses gehörte, mit Lesung und Beantwortung seiner Correspondenzen beschäftigt, als Anacharsis mit geheimnißvoller Miene eintrat.

„Kennen Sie einen gewissen Battaglia?" fragte er.

„Nur oberflächlich," gab Negroni zur Antwort. „Doch glaube ich seit einiger Zeit mit Bestimmtheit zu wissen, daß er ein heimlicher Polizei-Agent ist."

„Wäre das möglich!" rief Anacharsis sehr überrascht. „Ich bin von Herrn Dodd geschickt, ihm etwas zu überbringen, ich glaube ein Kästchen — eine jedenfalls böse Waare! So vermuthe ich wenigstens. Es wäre doch recht fatal, wenn die an einen unrechten Mann käme und mein Herr das Opfer eines irregeleiteten Vertrauens würde."

„Wo ist das Kästchen?" rief Negroni lebhaft. „Lassen Sie es sehen!"

„Ich habe nicht gewagt, es mit heraufzunehmen," versetzte Anacharsis. „Es ist übrigens mit einer starken Emballage versehen und versiegelt."

„Haben Sie eine schriftliche oder mündliche Botschaft an Battaglia?" fragte Negroni, dem die Sache gewaltig in den Kopf ging.

„Ich habe nichts an ihn auszurichten als einen Gruß," sprach Anacharsis, schon nach der Thüre greifend, um seinen Auftrag zu erfüllen.

„So gehen Sie," sagte Negroni nach kurzem Nachdenken. „Wir wollen dann sehen, wie wir hinter die Sache kommen. Mein Gott, mein Gott, was kann Dodd mit Battaglia gemein haben!"

Anacharsis hatte sich entfernt. Als er nach einigen Stunden zurückgekehrt war, erschien er gleich eilig und geheimnißvoll wie früher bei Negroni.

„Die Sache ist abgemacht," sagte er. „Was das Kästchen betrifft, weiß ich nichts, aber ich habe denselben Mann bei Battaglia gesehen, welcher während Ihrer Haft zwei Tage bei uns verweilte und den Sie, wenn ich nicht irre, Artesini

genannt haben. Als ich eingetreten war, glaubte ich Battaglia allein zu finden, aber kaum hatte ich, mein Kästchen präsentirend, den Namen Dodd ausgesprochen, als sich die Bettdecke rührte und ein starker, riesengroßer Mann mit diabolischer Physiognomie hervorsprang und mir das Kästchen aus den Händen riß, während er meinen Namen mit ein paar Vertraulichkeit ausdrückenden Worten murmelte. Darauf trat er rasch an den Tisch und begann die Emballage ohne Hülfe eines Instruments mit großer Gier — rasch wie ein Geier ein Huhn zerzaust — aufzureißen. Wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte er aus dem Inhalte des Paquets kein Geheimniß vor mir gemacht; aber Battaglia schnaubte ihn heftig an und hielt ihn damit von der Eröffnung in meiner Gegenwart zurück. Er trat darauf auf mich zu und sagte: „Grüßen Sie Herrn Dodd, wir danken ihm, daß er Wort hält, auch wir sind Männer von Wort!"

„Ei, ei, ei!" rief Negroni, im Zimmer auf- und abschreitend, „das ist unfehlbar Artesini! Ich erkenne ihn nach der Beschreibung an dieser raubthierartigen Hast, womit er auf Alles herabschießt. Der Mensch noch in Paris! Zu welchem Zwecke? Brennt ihm nicht der Boden unter den Füßen? Artesini bei Battaglia! Es ist klar, daß dieser die Polizei nur bei der Nase herumführt! Ebenso klar ist es, daß Beide mit Dodd ein Compagniegeschäft verabredet haben."

„Was meinen Sie?" fragte Anacharsis, obwohl er den Sinn der Worte halb und halb verstand.

„Da sind zwei vermessene Burschen bei einander!" rief Negroni. „Und ein solches Vorhaben unternimmt Dodd hinter meinem Rücken! Es liegt klar zu Tage, daß er mich für einen Renegaten, einen Verräther hält! Und Artesini hat keine bessere Meinung von mir, da er sich inzwischen sonst gewiß bei mir gezeigt, mich zur Theilnahme an seinem Werke eingeladen haben würde! Es waren gewiß Waffen in dieser Kiste —"

„Möglich," sagte Anacharsis, der mit immer aufgeregterer Neugier Negroni's Worten gelauscht hatte. „Doch wüßte ich nicht, woher sie Herr Dodd bezogen haben könnte, weil alle Bestellungen durch meine Hand gehen — er traut mir un-

bedingt" — fuhr er zögernd, mit einem eigenthümlichen Lachen fort.

„Dodd hat ja selbst Waffen," sagte Negroni, „das wissen Sie doch —"

„Ja," sprach Anacharsis, „aber es sind werthe Andenken, Prachtstücke, welche er um keinen Preis der Welt weggeben würde —"

„Ei, was sind ihm Andenken!" rief Negroni. „Er verkaufte die Waffen nicht, wenn er verhungerte, aber er gäbe das Flammenschwert des Erzengels, das die ersten Eltern aus dem Paradiese vertrieben, wenn er es besäße, Jedem hin, der ihm verspräche, damit einen Tyrannen davonzujagen. Gehen Sie zu Dodd hinüber und sehen Sie nach, ob keine der Waffen abgehen."

Anarcharsis ging.

Negroni blieb, in Gedanken verloren, wie ein starres Marmorbild sitzen.

„Ich habe nachgesehen," sagte Anacharsis, als er wiederkam. „Es fehlen zwei Doppelpistolen und ein kandiotischer Dolch —"

„Ha!" rief Negroni, von seinem Sitze emporgeschnellt. „Morgen oder übermorgen, vielleicht schon heute brütet sich eine furchtbare That aus! Sie ist toll, dumm und hat allen Sinn verloren. Sie darf nicht geschehen!"

Er warf sich schnell in seine Kleider und eilte zu Dodd hinüber, um diesen zu sondiren, wurde aber nicht vorgelassen.

„Ein bedenkliches Zeichen!" murmelte Negroni, das Haus verlassend.

Er stieg die Gartenterrassen hinab, trat in das nächste Gäßchen und winkte einem vorüberfahrenden Fiaker.

„Zum Pont neuf!" rief er dem Kutscher, in den Wagen hineinspringend, zu.

Vom Pont neuf ist das Gebäude der Polizeipräfectur nur einige Schritte entfernt.

Daran anknüpfend, dachte Negroni bei sich, während ihn der Wagen ziemlich rasch der Seine entlang dem bezeichneten Orte zuführte:

„Die That darf nicht geschehen. Wie ein Block fiele sie

zerstörend und verwüstend mitten in alle unsere Pläne hinein! Ich muß und will sie verhindern, aber wie? Ich sehe mit eigenthümlicher Beschämung den Weg vor mir, den ich zu dem Ziele einschlage! Ziemt es mir, zwei Gesinnungsgenossen von gestern so ohne alle Umwege an's Messer zu liefern? Sie handeln im guten Glauben, sie thun dasselbe, was ich gestern vielleicht mitgethan hätte! Ich habe ihnen keinen Vorwurf zu machen, als den, daß sie nicht wissen können, was mich plötzlich inconsequent macht! Pfui, Negroni darf sich der Büttel nicht bedienen! Aber wie soll ich zwei Tollköpfe von ihrem Vorhaben abbringen, jetzt, da ich in ihren Augen nicht besser als ein Polizeimann bin! Polizeimann — welches Wort! Der Gefangene von San Stefano Denunciant! Leben, o Leben, welche Narren machst du aus uns, in welche Comödie peitschest du uns hinein, mit welchem satanischen Hohngelächter wirfst du uns auf deiner elenden Marktbühne aus unseren Rollen hinaus! Fast wollte ich, ich säße noch in meinem Kämmerlein in der Rue St. Jacques und lauschte noch aus dem Fenster mit ängstlichem Herzen und spähenden Augen hinab, ob sich Niemand zeige, der mich ergreifen will ... Da habe ich nun eine pomphafte Sicherheit meiner Person und erkenne, daß das Opfer, welches sie bedingt, größer ist als ihr Werth! Und doch kann ich nicht mehr zurück! Wozu diese Kämpfe, diese Rückfälle, als um meine abgehetzten Nerven in athemloser Unruhe zu erhalten? Ich kann nicht mehr zurück. Diese Einsicht ist fürchterlich in einem Augenblicke, da ich bei dem Gedanken, mit Artesini gemeinsame Sache zu machen, eine größere Verlockung fühle, als die Pflicht eines Polizisten zu übernehmen! Nein, auf die Präfectur gehe ich nicht!"

Er gab dem Kutscher ein Zeichen und stieg unweit der Tuilerieen aus, worauf er die nächstgelegene Brücke eilig passirte und Battaglia's Wohnung zueilte.

Als er in dem Hause an der Place St. Sulpice angekommen war und nach dem Genannten gefragt hatte, konnte ihm die alte Hausfrau nicht bestimmt sagen, ob Battaglia zu treffen sei. Im Nu war er über zwei Treppen hinauf an die bezeichnete Zimmerreihe geeilt, fand dieselbe jedoch verschlossen.

Er klopfte mehrmals heftig, und da es nicht unmöglich war, daß die zwei Bewohner des Zimmers sich verleugneten, nannte er mit lauter Stimme seinen Namen.

Es antwortete ihm Niemand, aber aus der entgegengesetzten Thüre war ein Herr hervorgetreten, der Baron von Ueffenfels.

„Herr Battaglia ist ausgegangen," sagte er freundlich.

„Wissen Sie nicht, wann er nach Hause zu kommen pflegt?" fragte Negroni.

„Gewöhnlich," gab der Baron zur Antwort, „ist er um diese Zeit zu Hause, aber diese Regel hat seit einigen Tagen keine Gültigkeit, denn es befindet sich ein Vetter bei ihm, und diesem scheint er alle Mußestunden, die ihm der Musikunterricht frei läßt, zu widmen, um ihm die Sehenswürdigkeiten von Paris zu zeigen."

Negroni starrte nachdenklich zu Boden.

„Da Ihnen viel daran gelegen scheint, ihn zu sprechen," fuhr der Baron fort, der von seinen naiven Ansichten über Battaglia noch nicht kurirt war, „so würde ich Ihnen rathen, in dem Foyer eines der Opernhäuser sich nach ihm umzusehen. Herr Battaglia ist ein leidenschaftlicher Theaterfreund und wird gewiß, so oft das Repertoir etwas Interessantes bietet, seinen Vetter in's Theater führen, besonders da der Letztere selbst Opernsänger ist."

„Danke, danke," murmelte Negroni und wollte forteilen.

„Soll ich ihm etwas ausrichten?" rief ihm der Baron mit großer Zuvorkommenheit nach.

„Nichts" — gab Negroni ganz zerstreut zur Antwort. „Doch bitte ich zu sagen, Chevalier Negroni lasse ihn freundlich grüßen." — —

Er eilte die Treppe hinab, während Baron von Ueffenfels, von dem Namen ganz verblüfft, noch lange dastand und sich freute, den vielgenannten Mann endlich gesprochen zu haben, den er wohl einmal oberflächlich gesehen, aber in der veränderten Kleidung nicht wieder erkannt hatte.

Negroni war im Sturmschritt auf das andere Ufer der Seine gelangt. Seine Unruhe war im Wachsen, die ahnungs-

schwere Vorstellung einer aus nächster Nähe drohenden Gefahr warf immer größere Lasten auf seine Seele.

Der Abend war angebrochen, auf dem Boulevard der Italiener wimmelte es, trotz eines starken Schneefalls, von lustigen Spaziergängern und schönen Spaziergängerinnen, als er dort angekommen und plötzlich, wie von seinen eigenen Gedanken festgebannt, stehen blieb.

„Was zapple ich?" murmelte er. „Einen Entschluß! Dieses Schaukeln und Schwanken bringt nach zwei Seiten Verderben! Der ist der Elendeste, der nicht weiß, was er will! Du hast entweder zwei Banditen vor dir oder zwei Helden und Freiheitsapostel! Sind es Banditen — nun, für die ist unbedingt das Bagno, die bleierne Kugel; sind es aber zwei Freiheitshelden, so sei nicht so erbärmlich und vereinige dich mit ihnen!"

„Guten Abend!" rief Jemand dicht hinter ihm.

Negroni fuhr wie erwachend empor und sah sich um.

Es war Anacharsis in seinem sonntägigen Anzuge. Er hatte einen blankgebürsteten Cylinderhut schief auf dem Kopfe, ein auffallendes Tuch, von einer eleganten Nadel zusammengehalten, um den Hals geschlungen, ein sackartiger Paletot verbarg, so gut es anging, die Unebenheiten seines Wuchses.

„Noch einen so späten Gang?" rief Negroni verwundert und eigentlich erschreckend. „Was giebt's? Wohin? Was ist zu Hause vorgefallen?"

„Gar nichts," erwiderte Anacharsis im leichtesten Tone, der Beruhigung einflößen konnte, „außer daß Herr Dodd heute gegen mich von unerhört exquisiter Aufmerksamkeit gewesen ist. Werden Sie es glauben, daß er mich aus eigenem Antriebe aufgefordert, in's Theater zu gehen, und mir ein Billet geschenkt hat?"

„Ei!" rief Negroni, „das will freilich etwas sagen! Offenbar braucht er Ihre Dienste, Ihren guten Willen noch zu Anderem, als zur Uebersendung von Kästchen! Diese Aufmerksamkeit will eine andere, wahrscheinlich eine kitzlichere Sache. — Ich wünsche Ihnen recht viel Amusement, Anacharsis!"

Er wollte den Buckligen verlassen, doch dieser sagte:

„Amusement im Theater, in der Oper? Meine Ohren können Musik nicht vertragen! Ich habe das Billet verschenkt. Ich hoffe, meine Mamsell Nachbarin, die es erhalten, wird dafür erkenntlich sein, und das wäre mir das lustigste Allegro und das lustigste Duett, welches jemals für eine komische Vorstellung componirt worden ist!"

Negroni hatte die lasciven Worte des gutgelaunten Buckligen ganz überhört. Er hatte in die Entfernung mit scharfen Blicken hinausgesehen.

„Ich glaube —" murmelte er als Antwort, während er vom Trottoir auf das Pflaster hinabtrat, wie um außerhalb des auf- und abwogenden Menschengewimmels den Gegenstand seiner Beobachtung freier in's Auge zu fassen.

„Was meinen Sie?" fragte ihn Anacharsis, näher an ihn herantretend und in die gleiche Richtung die Blicke lenkend.

„Ist heute das Gaslicht oder sind meine Augen so matt," sprach Negroni, „daß ich nicht unterscheiden kann, ob dort an der Ecke Fiakerpferde stehen oder —"

„Wie können das Fiakerpferde sein," erwiderte Anacharsis, ihm rasch in's Wort fallend, „wenn, wie ich ganz deutlich sehe, Leute auf ihnen sitzen — ein — zwei — drei — vier Mann, hintereinander aufgestellt. Es sind Dragoner!" —

„Und stehen offenbar," sagte Negroni, die vernommene Meinung vollkommen theilend, „an dem Eingang der komischen Oper —"

„Was regt Sie das so auf?" fragte Anacharsis. „Allemal bilden Cavalleriesoldaten das Spalier in der nächsten Umgebung eines Theaters, wenn sich der kaiserliche Hof hinbegeben will."

„Für welches Theater," fragte Negroni sehr rasch, „hatte die Karte Gültigkeit, welche Ihnen von Herrn Dodd so liebenswürdig octroyirt wurde?"

„Für die komische Oper," lautete ganz einfach die Antwort.

„Anacharsis!" rief Negroni, den Buckligen an der Hand nehmend und rasch gegen die Mitte der Straße aus dem Bereich aller Horcher ziehend, „Herr Dodd hat Ihnen ein tückisches Präsent gemacht! Er hat Sie in's Theater geschickt, um an Ihnen einen Augenzeugen und authentischen Bericht-

erstatter über das entsetzliche Intermezzo zu haben, welches diesen Abend aufgeführt werden soll!" —

„Welche Anhaltspunkte haben Sie zu dieser Annahme?" fragte Anacharsis erschrocken und doch voll Zweifel. „Ist nicht Ihre Phantasie zu sehr im Spiele?"

Negroni wollte heiß protestiren, als in demselben Augenblicke ein Knall wie von einer Gaserplosion, dann Stimmengeschwirr, mit zeitweilig lauten Rufen vermengt, Beider Gespräch abriß und die Aufmerksamkeit auf ein sonderbares Schauspiel lenkte.

Man hörte die Cavalleriesoldaten hin- und hersprengen, während die Menschenmenge in der nächsten Umgebung lavinenhaft anschwoll und die Passage trotz der Breite des Boulevards sperrte und hemmte. Einzelne, in Hast und Verwirrung heraufeilende Menschen, welche keiner Anrede Stand hielten, trugen gleichsam eine contagiöse Neugier umher, welche die Gleichgültigsten erfaßte und auf den Brennpunkt des Zusammenlaufs hinunterjagte. Da und dort wurden die Läden geschlossen und das wilde Treiben, dessen man sich seit den Tagen vor dem Staatsstreiche nicht erinnerte, fand eine desto stärkere Betheiligung. Die Einen behaupteten, daß es brenne, Andere, die von dem Herde der Bewegung herkamen, versicherten, daß eine Revolution zum Ausbruche komme, nur Wenige gestanden, daß sie nichts wüßten...

Das Menschengedränge war schon so angewachsen, daß Negroni und Anacharsis, die sich in die Volkswogen zu stürzen keine Lust hatten, eine weite Strecke zurückgewichen waren und dort ungeduldiger als die Ungeduldigsten die Enträthselung des Vorfalls erwarteten.

Nach einer guten Weile erschienen endlich Einzelne, welche sich mit größter Mühe stromaufwärts gearbeitet hatten, und brachten ein ganz neues Losungswort, welches nicht lange darauf alle vorher in Umlauf gesetzten Gerüchte niederschlug.

„Ein Attentat hat stattgefunden," hieß es. „Auf einen in's Opernhaus heranfahrenden Hofwagen, in welchem man den Kaiser vermuthete, sind Bomben geschleudert worden — Kutscher und Pferde sind todt — die Rädelsführer sind mit Waffen in den Händen festgenommen worden!"

Gleichsam als erste Bestätigung dessen, waren fast gleichzeitig zwei Ordonnanzen über das Pflaster in wildester Eile, daß die Funken unter den Hufen der Pferde leuchteten, den Boulevard hinabgeritten, aller Wahrscheinlichkeit nach um die Nachricht in den Tuilerien zu überbringen, wo man eben im Begriffe gewesen sein mochte, in die Opera Comique zu fahren.

Nicht lange darauf erschien eine stärkere Cavallerie-Abtheilung, welche den Zweck hatte, den großen immer noch anwachsenden Menschenhaufen zu zerstreuen und die Möglichkeit eines neuen Excesses im Keime zu ersticken.

Negroni war schon eine Weile zuvor in Anacharsis' Begleitung aus dem Menschenknäuel in eine der Seitengassen zurückgewichen.

„Sie sehen," sagte er leise, „meine Befürchtungen waren nicht ungegründet. Artesini und Battaglia sind von ihrem Schicksal ereilt!"

„Sie glauben wirklich?" fragte Anacharsis mit größter Unruhe. „Mein Gott, ich werde doch nicht als Ueberbringer der Waffen am Kragen mitgefaßt werden?"

„Die beiden Unglücklichen," gab Negroni zur Antwort, „würden, selbst auf die Folter gespannt, einen Mitschuldigen nicht verrathen. Es frägt sich nur, ob uns unbekannte Umstände nicht vorhanden sind, welche die Behörde auf die entferntesten Spuren des Complots zu führen vermögen. Dann wären Dodd und sogar Sie — kennt Jemand die Waffensammlung Ihres Herrn?"

„Ich weiß nicht," sagte Anacharsis, von Besorgnissen gedrückt. „Ich wüßte nicht wer. Sollte ich nicht schnell nach Hause laufen und Herrn Dodd das Vorgefallene mittheilen, damit wir, falls er die Lage für kritisch hält, bei Zeiten das Weite aufsuchen?"

„Thun Sie das, sprechen Sie Dodd," erwiderte Negroni mit raschem Entschluß. „Es wird auch das Gute haben, daß wir genau erfahren, ob wirklich Battaglia und Artesini die Urheber des Tumultes sind, oder ob es sich nicht am Ende um Leute handelt, welche uns gar nichts angehen... Machen Sie keine Erwähnung, daß wir uns getroffen haben —"

„Das versteht sich," gab Anacharsis zur Antwort.

„Ich werde erst später nachkommen," sprach Negroni. „Schleichen Sie sobald als möglich auf mein Zimmer, um mir das Resultat zu berichten."

Sie trennten sich.

Sechzehntes Kapitel.

Wie die Nacht in der Villa Dodd verläuft.

Ungefähr gegen zehn Uhr war Negroni nach Hause gekommen. Er war vorsätzlich so lange ausgeblieben, um kein Mißtrauen zu erwecken, und hatte aus diesem Grunde seiner Neugierde, welche ihn ununterbrochen heimwärts treiben wollte, die Zügel angelegt.

In den Hausflur tretend, sah er Anacharsis, welcher ein paar Bouteillen Wein auf einer Platte eilig zu Dodd hinauftrug und ihn schon von Weitem durch höchst bedeutsames Augenzwinkern und Gesichterscheiden auf eine wichtige Mittheilung vorbereitete.

Diese stumme Andeutung war schon allein hinreichend, Negroni alle Zweifel zu benehmen, daß das versuchte Attentat wirklich von den Personen, welche er in Verdacht gehabt, ausgegangen sei.

Als aber Anacharsis, den er lange erwarten mußte, erschienen war, fielen ihm dessen erste Worte wie eine Bombe zu Füßen. Er meldete, daß Battaglia sich bei Dodd befände.

„Und Artesini?" fragte er stürmisch.

„Der ist gefangen," gab Anacharsis zur Antwort. „Battaglia hat mit eigenen Augen zwei verkleidete Polizei-Agenten nach ihm greifen gesehen, worauf er sich ohne Zeitverlust noch glücklich aus dem Staube gemacht."

„Was beabsichtigt er jetzt zu thun?“ fragte Negroni voll Spannung.

„Das weiß ich nicht,“ lautete die Antwort. „Vorerst scheint mir, läßt er sich den Wein wohlschmecken. Ich habe zwar gesehen, daß Herr Todd seinen Geldschrank geöffnet; ob ich aber daraus schließen darf, daß er Battaglia mit Mitteln für die Flucht ausstatten will, ist eine Frage, auf die sich nicht antworten läßt.“

Er eilte wieder fort, damit er bei seinem Herrn nicht vermißt werde, mit dem Versprechen, wieder zu kommen, sobald es eine belangreiche Neuigkeit erforderlich machen würde.

„Das Schicksal,“ sprach Negroni, als er allein war, „hat sich einer andern Hand bedient, als der meinigen, um die That zu vereiteln. Gott weiß, wie ich über den Conflict, in welchem ich steckte, hinausgekommen wäre! Welche vorwurfsvollen Nächte hätte ich gehabt, in welchem Selbstzerfalle hätte ich auf meinem Lager gerungen, wenn ich die beiden Tollköpfe in's Verderben gestürzt hätte, welches sie sicherlich noch ereilt! Und doch hätte der Zustand nicht an die Qual hinangereicht, welche der Gedanke enthält, daß durch das Verschulden einer Unentschlossenheit ein Leben gefährdet worden wäre, welches wichtiger für die Welt ist, als mein eigenes! Ich darf mich nicht täuschen! Heute hat mich das Schicksal übergangen, als hätte es Erbarmen mit einem Neuling gehabt, der seiner Dienstpflicht noch nicht ganz gewachsen war — morgen — was bringt das Morgen? Stellen die unsichtbaren Mächte wieder einen Mann für mich? Ich begreife die Quelle dieser Zaghaftigkeit nicht, ich begreife mich selbst nicht! Besitze ich die grausame Berechnung und barbarische Kaltblütigkeit nur dann, wenn ich von Mitleid mit Unterdrückten und von Zorn gegen siegreichen Uebermuth berauscht handle? Ich kann mir nicht klar werden!“

Er war an's Fenster getreten und sah hinaus.

Der Himmel war aufgehellt, die Aussicht ging auf Paris hinaus, das trotz der Ferne sich in der lichten Atmosphäre der reflectirten Gasflammen vor seinen Augen klar abgrenzte. Seine Blicke schweiften hinein und suchten die beiläufige Lage

der elyseeischen Felder und sodann der Tuilerien, wo sie wie festgebannt ruhten.

„Du bist so schweigsam und geheimnißvoll verschlossen," sprach er vor sich hin. „Zu mir hast Du gesprochen. Aber darf man Dir trauen? Hast Du wirklich den Willen, etwas zu thun für die Völker, dann sei Dir das vergossene Blut verziehen! War Dir darum zu thun, die Macht zusammenzufassen, um mit ihr das zu vollbringen, wessen die Welt bedarf, sei Dir verziehen!"

Er verstummte plötzlich und versank in Nachdenken.

„Welcher der großen Sterne," murmelte er, „welche jetzt über Deiner Burg stehen, ist der Deinige? Bete ihn an, wenn Du ihn kennst, denn Du weißt am besten, daß mit seinem Schimmer die Treue Deiner Trabanten auf- und niedergeht!"

Um dieselbe Zeit war drüben bei Dodd, welcher noch immer mit Battaglia zusammensaß, zu Beider Ueberraschung und Freude Artesini angekommen.

Sein Aeußeres war in einem entsetzlichen Zustande — die Füße hochhinauf voll Koth, wie wenn er einen Morast durchwatet hätte, der Mantel mit Erde beschmutzt; Hemd, Weste und Halsbinde zerrissen, sein Gesicht auf's Aeußerste erhitzt, ein Auge geschwollen und mit Blut unterlaufen. Sonst befand er sich in der größten Aufregung, sein kurzer Athem jagte und zeigte, welche Anstrengungen seine Flucht gekostet hatte.

Ohne ein Wort zu sagen, fiel er auf einen Stuhl hin und blieb minutenlang liegen, ohne eine der Fragen, welche seine zwei mitschuldigen Freunde mit der leidenschaftlichsten Theilnahme an ihn stellten, beantworten zu können.

Endlich sprach er, doch immer absetzend und abbrechend: „Entkommen wäre ich — wenn ich aber nach solchen Kämpfen und Teufelssprüngen nicht an der Lungenentzündung sterbe — so kann ich ohne Schaden für meinen Magen auch ein halb Pfund Arsenik zu mir nehmen!"

„Welches Wunder ist geschehen?" fragte Battaglia. „Ich habe doch selbst gesehen, wie Du von zwei Agenten festgepackt wurdest —"

„Du hast Recht gehabt," erwiderte Artesini, „nicht zu warten, um auch zu sehen, was aus den zwei Spitzbuben geworden ist! Ich habe sie abgeschüttelt, wie ein Eber mit seinen Hauern ein paar Möpse. Damit war aber der Sieg noch nicht gesichert, sondern die Schlacht fing erst recht an. Ich warf mich in eine Gruppe Menschen hinein, die ich für harmlose Menschen hielt — weh mir, es waren abermals heimliche Polizeitruppen, mit denen ich zusammenstieß! Wie ich ihren Krallen wieder entsprungen, wäre unerklärlich, wenn sie sich nicht darauf capricirt hätten, mich lebendig an ihren Triumphwagen zu spannen, während ich den Vortheil hatte, Jedermann frisch zu Boden stoßen zu können, der mich anrührte... Auch sind, wie ich mit Vergnügen bemerkt, die meisten dieser Fanghunde keine Liebhaber von Dolchstößen. So war ich, von dem ringsausbrechenden Tumult begünstigt, durchgebrochen und schoß in die angrenzenden Gäßchen hinein. Eine Meute aller Waffengattungen war mir flugs auf der Ferse, ich gelangte jedoch, mit immerwährender Behauptung eines Vorsprungs, bis an die Ufer der Seine. Hier gelang es mir die Verfolger gründlich zu täuschen! Ich will heute ein Vaterunser mehr beten, daß ich im strengsten Sinne des Wortes mit einem blauen Auge davongekommen bin!"

„Ein Teufelsglück!" sagte Dodd, dessen starres, knochiges Gesicht keine Spur einer Aufregung röthete. „Aber sind Sie auch sicher, daß man keine Vermuthung hat, wo Ihr Versteck ist?"

„Gewiß nicht," gab Artesini zur Antwort. „Wohl schon die letzte Viertelstunde habe ich Niemand hinter mir bemerkt."

„Aber der Schnee" — äußerte Battaglia.

„Meine Fußtapfen gleichen tausend anderen," gab Artesini zur Antwort, indem er mit einigen hintereinander geleerten Gläsern seinen glühenden Durst zu kühlen versuchte. „Es müßte uns nur der Verräther, der in Ihrem Hause wohnt, wittern und verrathen," fügte er mit einem grimmigen Ausdrucke hinzu.

„Er weiß nichts," sagte Dodd. „Ich habe Anacharsis schon nach ihm gefragt."

„Ist er zu Hause?" fragte Artesini.

„Er wird vor einer Stunde gekommen sein," erwiderte Dodd. „Battaglia war schon lange vor ihm da, wie Anacharsis erzählt."

„Ich wäre ein blödsinniger Teufel," rief Artesini, „wenn ich ihm noch traute! Daß er wirklich ein Napoleonist geworden ist, wird Ihnen Battaglia gesagt haben —"

„Herr Dodd weiß es," bemerkte Battaglia kurz.

„Einmal hat er mich in die Falle gelockt," sagte Artesini. „Dem armen Surio hat die Sache das Leben gekostet! Ich schlage vor, daß wir uns dieses erbärmlichen Bonapartisten, wie kurz oder lang unser Aufenthalt in diesem Hause sein mag, für alle Fälle versichern!"

„Ist Negroni zu Hause?" fragte Dodd seinen Diener Anacharsis, der soeben eingetreten war.

„Wie ich glaube, ist er fortgegangen," erwiderte Anacharsis, weil er mit der Aussage dieser Unwahrheit Negroni vor der gewiß unangenehmen Begegnung mit diesen Männern bewahren wollte.

„Sieh nach," sagte Dodd, „und wenn Du ihn triffst, ersuche ihn, auf einige Worte zu mir herüber zu kommen und mir in einer schwierigen Situation Rath zu ertheilen."

Er sah bei diesen Worten seine zwei Spießgesellen an, welche lebhaft beistimmten.

Als Anacharsis seinen Auftrag ausgerichtet hatte, sah er mit angstklopfendem Herzen, daß Negroni unbedenklich der Aufforderung nachzukommen beabsichtigte und trotz aller Abmahnungen nicht abzuhalten war.

Als Negroni bereits die Thüre, die ihn zu Dodd führte, aufthat, zupfte ihn der Bucklige noch zum Zeichen der Warnung am Rocke. Es war umsonst und auch zu spät.

Negroni war sehr erstaunt, Dodd allein zu finden, ohne natürlich seine Verwunderung darüber weder mit einer Miene, noch weniger mit einem Worte zu verrathen.

Artesini und Battaglia waren nämlich in das finstere Nebenzimmer getreten und lauschten durch die Spalte der angelehnten Thüre hinein.

Kaum hatte sich Negroni auf einen Stuhl niedergelassen und die Frage nach Dodd's Wunsche zu Ende gesprochen, als

von draußen, von der Treppe der Ruf: Die Polizei! wiederholt hereindrang.

In demselben Augenblicke hatte Anacharsis die Thüre aufgerissen und meldete mit einem unleugbar gbgeängstigten Gesicht, daß das Haus von allen Seiten umstellt sei.

Herr Dodd war mit aller Behendigkeit, deren seine alten Glieder fähig waren, aufgesprungen und schrie Anacharsis, der gleich wieder hinausgeeilt war, nach:

„Der Portier soll die Hausthüre nicht öffnen, hörst Du? Nicht die Hausthüre öffnen! Wo sind die Schlüssel zum Thurm?"

Allein Anacharsis schien diese Befehle nicht mehr gehört zu haben.

Dodd eilte ihm nach und verschwand aus dem Zimmer, während Negroni, an das Fenster tretend, auf die Straße hinabschauen wollte.

Unten an der Treppe kam Dodd auch der alte Portier rathlos und mit verwirrter Miene entgegen.

„Nicht öffnen!" bedeutete ihn Dodd, während Anacharsis, einige Schlüssel in einer Hand, eine brennende Laterne in der andern, aus einer Nebenthüre rasch hervorsprang.

„Wo ist Battaglia und der Andere?" fragte er seinen Herrn. „Es ist keine Secunde zu verlieren!"

Dodd wollte bestürzt hinaufhumpeln, um seine Gäste zur Eile anzuspornen, als diese eben von oben mit raschen Schritten herabkamen.

„Wohin? Wohin?" flüsterte Artesini, mit dem gesunden einen Auge nach allen Seiten herumfahrend.

„Folgt, Kinder, dem Anacharsis!" antwortete Dodd, Battaglia auf die Achsel klopfend, wie ein ängstlich besorgter Vater.

Anacharsis war schon vorangegangen und die Beiden jagten ihm nach.

Nachdem der Thurm geöffnet und die Bodenplatte gehoben war, stiegen alle Drei die Leiter hinab. Anacharsis, welcher vorangeschritten war, öffnete die verschiedenen Schleusen, welche das Wasser absperrten und zum Theil verschlossen, und sagte:

„So — gehen Sie in den Gang hinein! Hier sind Sie inzwischen vollkommen sicher. Ich laufe in den Garten hinauf und werde die Ausgangsthüre am Brunnen frei machen, sobald der erste günstige Moment da ist."

Die Beiden waren es zufrieden.

Anacharsis ließ die Schleuse fallen und das Wasser hervorstürzen, um, wie er Beiden zurief, den Zugang im Falle des polizeilichen Eindringens aus dem Innern des Hauses abzuschneiden.

Auf dem Rückweg zu Dodd's Zimmer hinauf lachte dem Buckligen vor Vergnügen das Herz über die angewandte List, welche vollständig gelungen war.

Er hatte den Alarmschrei aus Besorgniß um Negroni hervorgestoßen, um die möglichen Folgen der Unterredung zu verhüten und die zwei gefährlichen Menschen unschädlich zu machen. Jetzt hatte er dieselben in seiner Gewalt und eilte, um sie Negroni zu überliefern.

Als er die Thüre geöffnet hatte, starrte sein Fuß, seine Augen fuhren weit auf, die Laterne fiel ihm aus den Händen.

Negroni lag auf dem Boden regungslos ausgestreckt. Das von den schwarzen Locken umrahmte Gesicht sah ihn mit halbgeschlossenen, brechenden Augen geisterbleich an. Seine helle Weste zeigte starke Blutspuren und den Sitz der Wunde. Neben ihm, wie von seiner eigenen Hand aus der Brust herausgezogen, lag ein langer, glänzender Dolch.

„Mörder!" schrie Anacharsis mit einer vor Wuth und Entrüstung schrillen Stimme, während ihn zugleich der Gedanke voll unsäglichen Jammers ergriff, daß er ja selbst die Katastrophe durch den falschen Alarmruf beschleunigt habe, indem dadurch die beiden Rasenden zum Aeußersten getrieben wurden, gleichwie sonst nicht wilde Thiere aus großer Angst angreifen und von den Zähnen Gebrauch machen.

Im glühenden Grimme über die an seinem Liebling verübte Unthat rannte er in den Garten und hob den Thürschieber, der unter dem Niveau des Wassers stand, noch ehe er das letztere gestaut hatte. Der ganze Bach stürzte sich in den Gang, wo die zwei Männer verweilten, und ersäufte sie.

Negroni öffnete nicht mehr das Auge, sprach kein Wort, stieß keinen Seufzer mehr aus. Er war todt.

Der Dolch, welchen er schon lange so ahnungsvoll vermißt und gesucht, hatte sich in seinem Herzen wiedergefunden!

Siebzehntes Kapitel.

Bruno betritt die österreichische Grenze.

In einem Städtchen des bayrischen Voigtlandes war gegen Abend ein Reisender mit dem Postwagen angekommen, dessen erste Frage war, wann er seine Reise nach Oesterreich fortsetzen könne. Man antwortete ihm, daß der kaiserliche Eilwagen schon vor ihm eingetroffen sei und am andern Morgen gegen Sechs die Rückfahrt antreten werde. Der Reisende ließ sich sogleich einschreiben.

Es war Bruno. Er hatte wie im Fluge Deutschland passirt und kam nun an das erste Hinderniß weiteren Fortgangs, das ihm zu Gemüth führen mußte, wie in dem Lande, dem er sich nun nähere, die mangelnde Eisenbahnverbindung eine künstliche Kluft geschaffen. Aus den frischen lebendigen Wellen des Verkehrs, die in Deutschland von Land zu Land, von Stadt zu Stadt sich ergießen, kam er wie auf eine Sanddüne, die nur mühselig und langsam nach Urväterweise zu durchwaten war, und wo der Passagier mühselig im morschen Bretterkasten forthumpelt, während draußen friedliche und muntere Völkerwanderungen auf dem Schienenwege dahingleiten.

An der Wirthshaustafel fand Bruno eine Gesellschaft von Stammgästen, aus dem Ortsgeistlichen und einigen kleinen Beamten bestehend, die sich bei dem trüben Schein des Talglichts rauchend und trinkend unterhielt. Die ruhigen, eigentlich recht langweiligen Gespräche dieser Nachbarschaft vermochten

ihn in seinem weitherumschweifenden Gedankengange nicht zu stören, und es war ihm lieb, von jeder Ansprache verschont in seinen Pariser Erinnerungen umherirren und das Gemälde einer lachenden Zukunft ausmalen zu können. Doch fragte er sich, warum er zuweilen von einer drückenden Verstimmung beschlichen und im Kreise seiner heiteren Selbstbetrachtungen gleichsam von der Mahnung eines dunkeln Gefühls unterbrochen werde. Er konnte sich darüber nicht klar werden, und es war erst einigen Herren, welche eingetreten waren und einen Nebentisch einnahmen, vorbehalten, ihm die Aufklärung zu bringen.

Es waren vier Oesterreicher, ein Pfarrer, ein Officier, ein Kaufmann und ein herrschaftlicher Gutsinspector, welche sämmtlich den Eilwagen nach Böhmen abwarteten und sich als Bruno's Mitreisende herausstellten.

Ihre Gespräche, welche die Wirthsstube gleich zu dominiren begannen, machten auf Bruno einen peinlichen Eindruck. Es sprachen vier Demokratenfresser, welche alle Willkür von Oben vergötterten und jede Nothwehr von Unten wie ein gemeines Verbrechen aburtheilten. Sie sprachen in der banalen Weise der Halbgebildeten, die in der Regel die Seichtigkeit ihrer politischen Ansichten durch die Heftigkeit ihres Vortrags bemänteln und durch polternde Art ihrer Unduldsamkeit zum Interesse verhelfen wollen. In dieser Gesellschaft that sich der herrschaftliche Gutsinspector am meisten hervor, welcher wahrscheinlich den Ehrgeiz hatte, die hocharistokratischen Anschauungen seines adligen Brodherrn zu überbieten, und welcher über das „Volk", dem er doch selbst entstammte, so abfällig und verächtlich sprach, daß man versucht gewesen wäre, ihn für den Namensträger einer der ältesten österreichischen Feudalgeschlechter zu halten, wenn er von seinen Tischgenossen nicht so oft Herr Kutschera genannt worden wäre.

Diese Gesinnungen, welche leider in der damaligen Zeit nicht vereinzelt waren, sondern den Grundstock der specifisch österreichischen Anschauungen bildeten, gaben Bruno einen bittern Vorgeschmack der Lage des Landes, welchem er schon so nahe war, und in welchem er jetzt wohnen sollte. Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, was die dunkeln Gefühle, jene

flüchtigen Verstimmungen, die ihn vorhin befallen, zu bedeuten hatten, und er bedurfte der größten Selbstaufstachlungen, um nicht Reue über seine Rückkehr zu empfinden.

Er fühlte sich ganz erleichtert, als er endlich der Gesellschaft den Rücken gekehrt hatte und auf sein Zimmer ging, um sich niederzulegen.

Als er am grauenden Morgen aufgestanden war und sich zu dem schon unten wartenden Eilwagen begeben hatte, fand er die vier Gesellen schon wieder beisammen und hörte sie abermals, von erquickendem Schlafe gestärkt, über Politik sprechen. Dieselbe Politik gleich nach dem Frühstück. Das war zu arg! Bruno war herzlich froh, einen Platz im Coupé zu besitzen, welcher ihn von diesen Mitreisenden trennte, welche alle im Innern Platz genommen hatten.

Nachdem der Conducteur seine Postpaquete verschlossen, war er zu Bruno in's Coupé gesprungen, und die Fahrt ging weiter.

Der Conducteur war ein kräftiger, stämmiger Mann mit grauem Schnurrbarte und einem ehrlichen, offenen Gesichte. Eine Cigarre, die angeboten und als ausländische doppelt gern angenommen wurde, eröffnete das Gespräch zwischen Beiden, und Bruno hörte zu seinem Vergnügen, daß der Conducteur, der nach abgelaufener militairischer Dienstzeit diesen Posten erhalten, ein Ungar sei. Ohne sich zu äußern, daß er somit einen halben Landsmann neben sich habe, fühlte Bruno sich doch behaglicher und nahm den Umstand als ein günstiges Omen hin.

Das Gespräch, das in kurzen Sätzen geführt wurde, kam auf die schlechten Zeiten, die Theuerung und das entwerthete Geld und streifte zuweilen an's Feld der Politik, ohne es zu berühren. Bruno hörte zum ersten Male die Töne jener dumpfen Unzufriedenheit, jener aufschwunglosen und hoffnungslosen Melancholie, die damals und heute noch aus dem Munde jedes kleinen Mannes in Oesterreich zu hören und die eigentlich nur Fragmente eines unendlichen Klagegesangs sind, der von einem Ende des Kaiserstaats zum andern erklingt, und dessen Muse ein hageres, abgezehrtes Weib in einem aus

kleinen Papierzetteln zusammengeflickten Gewande ist — die Finanznoth...

Der Conducteur erzählte von den Sorgen seines Lebens, von der beinahe baren Unmöglichkeit, sich mit Weib und Kindern bei seinem geringfügigen Gehalte durchzubringen, wobei es für die Familie das ganze Jahr hindurch keinen Braten gebe — und warf sehnsuchtsvolle Blicke auf die vormärzliche Zeit, wo sich's in Ungarn so gut gelebt, und auf den Nachbarstaat Baiern, den er gestern bei der Uebernahme einer neuen Reiseroute zum ersten Male betreten, und der ihm im Vergleich mit Böhmen als ein Land des Ueberflusses erschien. „Da hab' ich, als ich Abends an der Wirthstafel saß," sagte er, „die Augen aufgerissen! Warum können denn wir nicht auch solch wohlfeiles Bier haben? Weil wir mit Steuern überladen sind. Und warum haben wir so viel Steuern? Weil wir so viel Soldaten füttern. Dem Kaiser dienen, ist eine schöne Sache, es sollte aber auch dafür gesorgt sein, daß der Beamte leben kann. Wie es jetzt ist, sollte er eigentlich zu seiner Uniform einen Bettelsack mitbekommen, denn den hat er doch später nöthig, wenn er ein Weib nimmt und Kinder kriegt —"

Bruno warf bei diesen Worten des Conducteurs einen bedenklichen Blick in das Innere des Wagens, wo die schwarzgelbe Gesellschaft saß.

„Ich kümmere mich wenig, ob das Jemand hört," sagte der Conducteur. „Ich bin ein geborener Ungar, und der ist an die offene Rede gewöhnt. Ich habe es auch in Böhmen nie verleugnet!"

Aber der Patriotismus des Mannes kam bald noch deutlicher zum Vorschein. Vor ihm trabte ein hagerer kleiner Rothschimmel, der trotz seiner schwächlichen Constitution von einem mächtigen Ehrgeize angetrieben so energisch zog, daß er immer den beiden anderen Pferden voraus war. Der Conducteur, der diese Route zum ersten Mal bereiste, behielt ihn eine Weile im Auge und sagte dann zu Bruno: „Es ist doch mit den Pferden wie mit den Menschen; auf die Race kommt's an! Sehen Sie da diesen Rothschimmel, wo würden Sie glauben, daß der her ist?"

„Der Rothschimmel?“ meinte Bruno. „Er ist schrecklich mager und abgearbeitet. Ich sehe nichts Besonderes an ihm.“

„So? Nichts Besonderes? Nun, da möcht' man sagen, daß Sie kein Pferdekenner sind. Herabgekommen ist das Roß freilich, und wie sollte das nicht sein bei der übermäßigen Arbeit und dem elenden Futter auf diesen Posten! Aber bemerken Sie nur die zierlichen Knochen, den kleinen Kopf, der immer in die Höhe will, die schöne Croupe. Sehen Sie sich daneben die zwei plumpen böhmischen „Rösser“ an, da merken Sie hoffentlich gleich den Unterschied. Ich sag' Ihnen, in dieses Rothschimmels Adern fließt arabisches Blut.“

„Ei, das wäre?“ meinte Bruno.

„Das ist ein Siebenbürger, so wahr ich lebe!“ rief der Conducteur. „Mein Gott, ich kenne das ja! Und da sehen Sie nur das Feuer, mit dem der arme struppirte Kerl anzieht! Die Beine sind schlecht, aber der Geist, der Geist! He, Schwager,“ rief er den vor ihm Sitzenden an, „woher habt Ihr das Pferd?“

„Es ist ein ausgemusterter Husar,“ erwiderte der Postillon.

„Da haben Sie's! Ein Honvedpferd! Ein Soldat! Ich hab' es gleich erkannt! Wie es den Schweif hoch trägt und den Kopf mit den feinen Nüstern! Das ist arabisches Halbblut! Schwager, das Pferd mußt Du gut behandeln, das braucht keine Peitsche!“

„Nein, die braucht es auch nicht,“ sagte der Postillon. „Es ist ein Pferd, das guten Willen hat. Aber es hat auch seine Mucken.“

„Welche ?“ fragte der Conducteur.

„Es leid't kein Unrecht,“ sagte der Postillon. „Ein einziger Hieb, den es nicht verdient hat und es wird so tückisch —“

„Und das nennst Du einen Fehler? das Zeichen eines edlen Bluts? Halte es gut, gieb ihm von Zeit zu Zeit ein gutes Wort, ruf es an und es thut, was es Dir nur am Aug' absieht!“

„Es hat auch seine Noth beim Beschlagen,“ meinte der Postillon. „Anbinden darf man's gar nicht dabei, sonst wird es ganz wild, schlägt um sich herum, daß es Alles umwerfen kann, und beißt nach allen Seiten!“

„Da haben wir's!“ rief der Conducteur ganz enthusiastisch. „Man muß es in Freiheit beschlagen! So ist's recht! Das ist kein Sclave, der sich binden läßt! Ein freier Ungar! Sehen Sie,“ fuhr er fort, „solche Pferde, die auf der Stirn einen weißen Fleck haben, werden in Ungarn Csillag getauft. Csillag bedeutet Stern. Hei Csillag!“ rief er laut, und das Pferd, mit dem lange nicht gehörten Namen angerufen, schüttelte den Kopf und wieherte laut.

„Csillag! so mußt Du Dein Pferd nennen, Dummkopf,“ rief der Conducteur mit freuderothem Gesicht den Postillon an. „Nicht Liesel oder Franzel, oder wie Du's sonst gewohnt bist! Da, sehen Sie, lieber Herr, ich nenne seinen Namen, und schon versteht es mich und ist wie neu belebt und möchte sich zu Tode ziehen! Ein braves Pferd, ein Husar, ein Honvedpferd, ein Kossuthroß! Eljen Magyar! Eljen Magyar Orsag!“

Der alte Rothschimmel griff aus, daß die beiden anderen Pferde Mühe hatten nachzukommen, ein lautes Wiehern entstieg seiner Brust.

Die Scene war auf Bruno's Gemüth nicht ohne Wirkung gewesen. „Ich freue mich,“ sagte er, „Sie so reden zu hören, denn ich, wiewohl kein Magyar, habe viel in Ungarn gelebt und liebe das Land und die Leute. Ein Volk, bei welchem ein so warmer Patriotismus in jedem Einzelnen lebt, wird selbst unter dem äußersten Druck nicht erliegen und früher oder später wieder auferstehen.“

„Das wolle Gott!“ rief der Conducteur. „Es ist auch das Früh- und Abendgebet jedes Ungarn!“

„Und doch kann ich nicht verhehlen,“ sagte Bruno, „daß ich mich wundere, zu hören, wie frei Sie sich äußern! Wissen Sie auch, daß Sie recht unvorsichtig sind? Wie, wenn ich ein fanatischer Schwarzgelber wäre, der es nun für seine Pflicht hielte, Sie Ihres Ausrufs wegen zu denunciren?“

„Ah pah, der sind Sie nicht, das sieht man Ihnen gleich an!“ rief der Conducteur lachend. „Ich kenne meine Leute!“

„Oder wenn Sie einer der Reisenden hinter uns gehört hätte?“

„Das ist wahr,“ sagte der Conducteur, „aber die können

schwerlich was davon verstehen, was wir reden — sie müßten eben Luchsohren haben."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war es ganz Tag geworden. Weithin dehnte sich die Aussicht und zwischen den mäßigen Anhöhen zeigten sich eine Reihe grauer Schindeldächer. Es war die österreichische Grenzstation, man sah schon die niedergelassene schwarzgelbe Schranke. Der Postwagen hielt, Alles stieg aus und ein herantretender Polizeimann forderte die Pässe.

Bruno hatte eben auf dem österreichischen Postamt seine Karte zur Weiterreise genommen, als der Polizeimann an ihn herantrat und ihn aufforderte, sich in das Büreau des Polizei-Commissärs zu verfügen. Dies war Bruno auffällig, denn er hatte bemerkt, daß den übrigen Mitreisenden die Pässe bereits visirt zugestellt worden seien; dessenungeachtet trat er ohne Argwohn in's Büreau.

Der Commissär, ein gelb und finster aussehender Mann in der Mitte der vierziger Jahre, hielt seinen Paß in den Händen und sagte, ihn scharf fixirend:

„Bruno Haldenried, nicht wahr?"

„Ich bin es!" gab dieser zur Antwort.

„Gut," sagte der Commissär kurz, indem er klingelte, worauf ein Gensdarm erschien.

„Sie haben," sagte er zu dem Manne, „Diesen da," — so nannte er Bruno, „bis auf Weiteres in Obhut zu nehmen!"

„Was!" rief Bruno auffahrend. „Was haben Sie an meiner Legitimation auszusetzen?"

„Ich halte es nicht für nöthig, Ihnen Aufklärungen zu geben," erwiderte der Beamte. „Gensdarm," rief er dem Manne, der mit gefälltem Gewehr dastand zu, „Sie kennen Ihren Dienst."

In diesem Augenblicke blies draußen der Postillon, und der um seinen Nachbar besorgte Conducteur steckte den Kopf zur Thüre herein.

„Einsteigen," sagte er, „einsteigen! Es ist die höchste Zeit!"

„Donnerwetter!" fuhr ihn der Commissär an, „was ist das für ein Benehmen? Sie gehören in's Coupé und haben

die Nase nicht in mein Amtszimmer zu stecken. Dieser Reisende bleibt hier! Weiter fahren!"

„Ich habe die Pflicht," sprach der Conducteur, sich auf die Hinterfüße stellend, „nach meinen Passagieren zu fragen, da Sie es unterlassen, mich in Kenntniß zu setzen, daß Sie einen derselben an der Weiterfahrt hindern. Da ich jetzt weiß, woran ich bin, so fahre ich weiter, ohne Ihrer Commandoworte zu bedürfen."

„Wir werden uns noch sprechen!" rief der Commissär ganz wüthend. „Ich werde Ihnen zeigen, was es heißt, Ihren unverschämten Schnabel in meiner Amtsstube so aufzureißen. Wie ist Ihr Name?"

„Stephan Neboi!" rief der Conducteur unerschrocken, ja sich in die Brust werfend, „ein Name, welcher in gutes Deutsch übersetzt so viel heißt als: „Stephan fürcht't sich nicht!""

Stolz und muthig war der Conducteur, nachdem er seinem gefangenen Landsmanne noch ein lautes „Behüte Sie Gott" zugerufen, auf seinen Sitz zurückgekehrt und unter dem Schall des Posthorns weitergefahren.

Dieser Incidenzfall hatte auf Bruno's Stimmung einen erwärmenden und ermuthigenden Eindruck gemacht, so daß er die Verhinderung der Reise nur für ein bald gelöstes Mißverständniß oder die bedeutungslose Folge der brüsken Willkür eines Unterbeamten hielt. Er fügte sich, da ohnehin jede Entgegnung nutzlos war, in die Lage.

Ein paar Minuten später sah er sich in einem kahlen, elenden Stübchen mit vergittertem Fenster und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß man ihn unter Escorte weiter geleite.